I/V 3366

Lit. sing. 709 1°
(3

Xerokopier
rischen Gr
Nur im Le

<366015025300018

<366015025300018

Bayer. Staatsbibliothek

Beobachtungen
auf Reisen
in und außer Deutschland.

Nebst

Erinnerungen

an

denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen

in den letzten funfzig Jahren.

Von

D. August Hermann Niemeyer,

Dritter Band.

Reise durch einen Theil von Westphalen und Holland
im Jahr 1806.

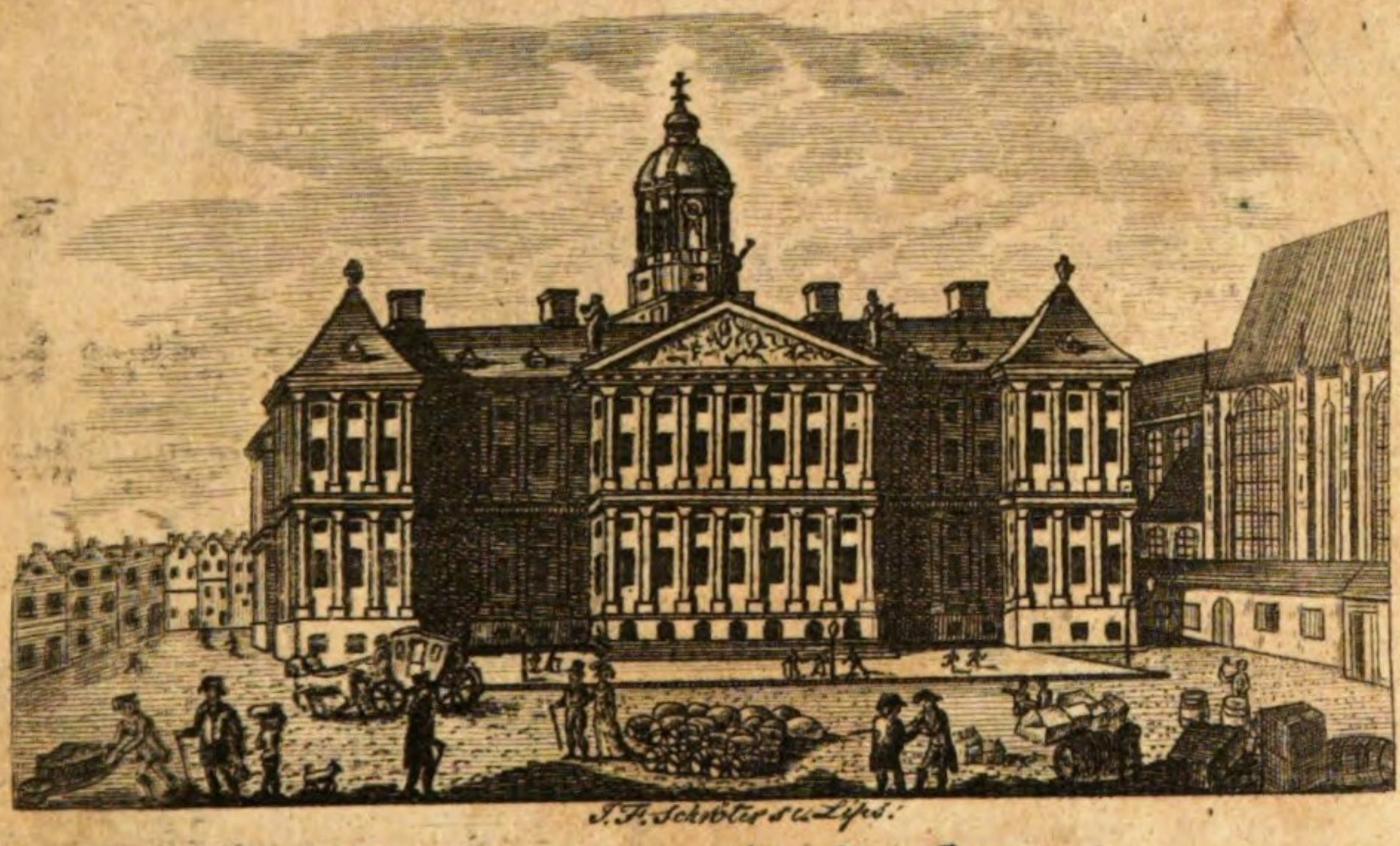
Halle,
in der Buchhandlung des Waisenhauses.
1823.

Wb 43/1225

Beobachtungen
auf einer Reise
durch einen Theil
von
Westphalen und Holland.

Nebst
Erinnerungen
an
denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen
in den letzten funfzig Jahren.

Von
D. August Hermann Niemeyer.



Rathhaus zu Amsterdam.

Halle,
in der Buchhandlung des Waisenhauses.
1823.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Man hat wiederholt die Fortsetzung meiner Beobachtungen auf Reisen verlangt. Alle mir zu Gesicht gekommenen Anzeigen, haben die Manier der Darstellung und namentlich die Einmischung des Persönlichen gebilligt. Möge nun auch die neue Lieferung wie die vorigen der Erwartung entsprechen.

Es enthält dieser dritte Theil die in dem denkwürdigen Jahr 1806 freudig angetretene, aber desto trauriger geendigte Reise, durch einen Theil von Westphalen und Holland. An sie wird sich unverzüglich im vierten Theil die Deportation nach Frankreich im Jahr 1807 anschließen. Amtsgeschäfte und Zeitkostende literarische Arbeiten, besonders die Herausgabe der sechsten Auflage meiner praktischen Theologie, hinderten mich, beyde Theile, wie der anfängliche Plan war, zugleich erscheinen zu lassen.

England ist ein so eigenthümliches, auch verhältnißmäßig immer noch weniger, als die uns näher liegenden Länder des Continents, besuchtes Land, daß es vielleicht gerade dem von dort Zurückkehrenden am leichtesten ist, für die Erzählung Interesse zu erwecken. Die deutschen Provinzen, die ich berührte, sind bekannter; selbst Holland ist uns verwandter, und so wenig es auch hier und dort an Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten fehlt, so ist der Stoff doch wohl minder mannichfaltig, als bey jenem Inselande. Selbst die Geschichte der niederländischen Nationen, stellt doch nur in einzelnen Perioden so viel Denkwürdiges dar, als in der Geschichte Großbritanniens fast jeder größere oder kleinere Zeitraum.

Da indeß überhaupt die Bestimmung dieser Schrift viel weniger topographisch, statistisch oder historisch war, da es am wenigsten in ihrem Plan lag, zu wiederholen, was man ohnehin in allen Beschreibungen der besuchten Länder findet, da ich vielmehr nur meinen Lesern mittheilen wollte, wie Einzelnes darin auf mich gewirkt, welchen Anlaß es mir zu allgemeinen Betrachtungen gegeben, und auch

wohl späteren Reisenden geben könne, so kommt es für diesen Zweck weniger auf das Unbekannte, als auf die Auffassung selbst des Bekannten an.

Mir selbst hat sich, während der Bearbeitung dessen, was in Tagebüchern und Briefen von Materialien gesammelt war, vieles aus der Vergangenheit aufs neue lebendiger vergegenwärtigt, und Erinnerungen an Personen und Begebenheiten geweckt, die fast verloschen waren. So wird es auch vielleicht manchen meiner Leser gehen, die mit mir die frühere Periode durchlebt haben. Den Jüngeren aber wird auch Vieles neu, jedoch wegen seinen Folgen auch für sie nicht ohne alles Interesse seyn. Gerade sie möchte ich dadurch auf zu früh Vergessenes wieder aufmerksam machen. In dieser Hinsicht hoffe ich auch, daß man manches von dem, was die Beylagen enthalten, nicht ungern hier wieder finden wird. Der Strom der Begebenheiten rauscht so schnell vorüber, in der Fluth literarischer Erzeugnisse geht so viel Vortreffliches nur zu bald unter, daß ich es beynahe für die Pflicht aller der Schriftsteller, die das Glück haben, viel gelesen zu werden, halten möchte, so manches treffliche Wort, das in

längst bey Seite gelegten, oder in Bibliotheken begrabenen Schriften unbeachtet verstummt ist, wieder zur Sprache zu bringen, damit es auch unsre Mitwelt, wie einst die Vorzeit, belehre, kräftige, erhebe und tröste. Als Beyspiel nenne ich die herrlichen Worte A. Dürers an Erasmus S. 354., desgleichen was in der 2ten, 5ten, 12ten und 13ten Beylage mitgetheilt ist.

Je besorgter ich übrigens war, daß mir bey meinem nicht sehr langen Aufenthalt in Holland, und bey der Entbehrung einiger Hülfsmittel, manche Unrichtigkeit begegnet seyn könne, desto willkommner mußte mir der Besuch eines sehr kenntnißreichen Eingebohrnen seyn, den ich der Empfehlung meines geehrten Reisegefährten nach England, des Herrn Baron de Geer, verdanke. Der Secretair des Curatoriums der Universität Utrecht, Herr van Ackersdyk, traf zwar auf seiner literarischen Reise erst hier ein, als die Bogen welche Holland betreffen, bereits abgedruckt waren. Wie ich indeß seine im Allgemeinen geäußerte Einstimmung mit meinen Ansichten seines Vaterlandes, als eine vorläufige

Bürgschaft für die gute Aufnahme derselben betrachten darf, so verdanke ich auch seiner Güte, nach einer genauen Durchsicht, manche Belehrung und Berichtigung, von welcher ich auf den letzten Blättern (S. 375 ff.) noch Gebrauch zu machen im Stande gewesen bin. Mehreres betraf die auch in Holland, wie bey uns, schwankende Orthographie mancher Wörter; manches waren Druckfehler, welche ich vor der Lesung des Buchs zu berichtigen bitte. Diese Bitte ergeht auch namentlich an Herrn Rusburg, Prediger der Mennonitengemeinde zu Kampen in Oberyssel, welcher eine, so weit ich selbst urtheilen kann, und wie mich auch Kenner versichert haben, sehr gelungene holländische Uebersetzung der Reise nach England geliefert hat, die an Vollständigkeit und Genauigkeit, so wie an Schönheit der Kupfer, den mir zu Gesicht gekommenen englischen Auszug weit übertrifft.

Daß mir übrigens jede Belehrung und fernere Berichtigung, woher sie auch komme, und wie sehr sie auch nur Unbedeutendes betreffen mag, willkommen seyn werde, darf ich kaum versichern. Ich kann vielfach geirrt haben. Daß aber

überall nur Wahrheit, nirgend Dichtung mein Zweck war, dessen bin ich mir auch bey dieser neuen Lieferung bewußt. Die Bilder des Lebens, die ich vor meinen Lesern, sey es aus meinem eignen, oder aus dem Leben andrer zum Theil sehr merkwürdiger Zeitgenossen vorüberführe, sind wenigstens nach meinen besten Kräften treu gezeichnet, wie sie mir erschienen waren. Dieß wird mir auch bey der Erzählung von meinen Schicksalen und Erfahrungen in Frankreich, womit ich bereits beschäftigt bin, unverbrüchliches Gesetz seyn.

Uebrigens bitte ich nochmals bey der Lesung die bereits erwähnten S. 375 ff. befindlichen Berichtigungen nicht zu übersehen und manche kleinere sich von selbst ergebende Druckfehler zu verbessern.

Halle, den 15. August 1823.

Inhalt.

Inhalt.

Reise durch einen Theil von Westphalen und Holland im Jahr 1806.

Vorwort. Veranlassung und Plan der Reise. S. 3—4
Ein Blick auf das Jahr 1805 und 1806. . . 5—11
Reise von Halle über Quedlinburg, (Hermes. Vergl. Beylage Nr. I. S. 305 ff.), Halberstadt, Hildesheim, Pyrmont, nach Detmold. . . . . 12—22
Detmold. (Die Fürstin Pauline. Die Pflegeanstalt. Insp. Krücke. S. Beylage Nr. II.) . 22—33
Von Detmold über Paderborn, (Dom. — Jesuitercollegium. S. Beylage Nr. II b.). Von Lippstadt nach Hamm. . . . . 34—47
Bodelschwing. Alter Rittersitz. . . . 48—53
Münster. (Oberpräsident von Vincke. Das Schloß. Das Rathhaus. Westphälischer Friede. Die Wiedertäufer.) . . . . . 54—61
Reise von Münster über Emmerich nach Cleve. (Erziehungsinstitut zu Reckenburg. Burgemeister Fettig.) . . . . . 62—65
Cleve. (Anlagen und Ruinen. Johanna Sebus. S. Beylage Nr. III.) . . . . 65—70
Von Emmerich nach Arnheim. (Sevenaar. Plön. Zeyst, Colonie der Brüdergemeinde.) . . . . . 71—75
Utrecht. (Universität. Professor Heringa.) . 76—78
Maersen. Buiten-Plaatsen. — Hr. Straalmann. Hr. von Meurs. Besuch in Trom-

penburg. Der ältere Herr Straalmann, vormals Burgemeister von Amsterdam. . . S. 78—82
Fahrt auf der Trekschuyt von Maersen nach Amsterdam. (S. die Abbildung S. 87.) . 83—87
Die Landung. . . . . 88—89
Die ersten Abendstunden in Amsterdam. (Besuch einer reformirten Abendkirche. — Portugiesische Synagoge am großen Versöhnungstage.) . 90—96

Amsterdam.

Allgemeine Ansicht der Stadt. . . 97—104
Das Stadthaus. (S. die Titelvignette) . 105—111
Wohlthätigkeitsanstalten. (Das Bürgerwaisenhaus.) . . . . . 111—114
Polizeyliche Anstalten. (Zucht- und Arbeitshaus. Pest- und Irrenhaus.) . . . 115—118
Die Börse. 119
Das holländische Schauspielhaus. . . 120
Die Marineschule. . . . . 121—123
Felix Meritis. (S. die Abbildung S. 127.) . 124—127
Persönliche Bekanntschaften. (Prediger Ebersbach. Lagers. Hieronymus de Bosch. Prof. van Hemert. Prof. Bonn. Prof. Stuart. Museum. Buchhandlungen. Banquier Duker. Gebrüder Bode aus Rio-Essequebo.) . . . . . 128—136
Ein Tag in Nordholland.
Broek. Saardam. Czaar Peter der Große. Kirche zum Büffelochsen. . . 137—146

Haarlem.

Das Teylersche Institut. Haus und Denkmal Lorenz Kosters. (S. Beyl. Nr. IV. und die nebenstehende Abbildung.) Die große Orgel. Wirkung derselben. — Besuch bey Herrn l'Ange, van dem Ende u. A. — Landpartie nach Sparhövel zu dem Amerikaner Hrn. Bode. . . . . 147—159

Leyden.

Stadt. — Englischer Gottesdienst. — Universitätsgebäude. Prof. Rau. Te Waater. Brugmans. Luzac. — Besuch bey Wittenbach. Dessen Vorlesung. Prof. van Palm. Elementarschulen. Johann Nieuven-Huysen. Hauptstifter der Gesellschaft für Gemeinwohl. Mennonitenprediger Hr. v. Geuns. . . . 160—170

Der Haag.
Erinnerungen an Oldenbarneveld und die Gebrüder de Witt. — Besuch bey Hrn. Wenckebach und Schulz. . . . S. 171—174

Delft.
Die Kirche Christo Sacrum. — Die Stadt. — Die alte Kirche. — Die neue Kirche. — Das Denkmal Wilhelms von Oranien. (Ueber seine Ermordung s. Beylage Nr. V.) — Die Gruft des Hugo Grotius. (S. sein Bildniß und vergl. die Beylage Nr. VI.) . 175—185

Rotterdam.
Die Statue des Erasmus. (S. die Abbildung und Beyl. Nr. VII.) Stadt. Laurenzkirche. — Bekanntschaften. — Weland. Göde. — Beunruhigende Nachrichten von Halle in der Haarlemmer Zeitung. . . . . 186—192

Reise über Rotterdam nach Nymwegen.
Die Insel Feyenoort. Prof. Schröder. — Unfall in Dudewater. — Thiel. Nymwegen. . . . . 193—195

Rückblick auf Holland.
Bemerkungen über Sprache, Literatur, Gelehrsamkeit, Universitäten, Kirchenwesen und Nationalcharakter.
Sprache, Rede und Dichtkunst. . . . 196—204
Wissenschaftliche Cultur. (S. Beylage Nr. VIII.) 205—210
Die Universitäten. (Vergl. Beylage Nr. IX.) 210—214
Religion und Kirchenwesen. . . . . 215—220
Volkscharakter und Sitten. . . . . 220—227

Die Rückreise.
Crefeld. . . . . 228—231
Düsseldorf. Pempelfort. Besitzung Jacobi's. (Ueber Jacobi s. Beylage Nr. X.) — Der Canonicus Bracht. . . . . 232—237

Das Herzogthum Berg.
Elberfelde. Gemark. Wupperfelde. — Fabriken. — Ronsdorf und Ronsdorfer Secte. (S. Beylage Nr. XI.) Bekanntschaften. 238—249

Von Elberfeld nach Hagen. Altena. Besuch in Elsey. Der Pfarrer Möller. Ein Abend bey ihm am Küchenkamin. (S. Beylage N. XII. und XIII.) . . . 250—261

Von Hagen über Bodelschwing nach Münster.

Bodelschwing. Natorp. . . . S. 262—263

Hamm. Münster. Erste Gewißheit von dem Ausbruch des Krieges. Besuch bey dem vormaligen Minister von Fürstenberg. . 263—265

Erinnerung an dessen Besuch mit der Fürstin Gallizin und Hemsterhuis in Halle im Jahr 1785. (Vergl. Beyl. Nr. XIV.) Familia sacra. — Graf Leopold v. Stolberg. 266—277

Von Münster nach Minden.

Minden. Porta Westphalica . . . 278—281

Bückeburg. Der Graf und die Gräfin von Wallmoden-Gimborn. — Schreckensnachrichten. . . . . 282—285

Von Bückeburg über Hannover nach Braunschweig.

Hannover. Preußische Organisations-Commission. . . . . 286—287

Braunschweig. Retirade des preußischen Heers. — Nothwendigkeit hier zu verweilen. Ankunft Blücher's und Scharnhorst's. Ankunft des verwundeten Herzogs. — Stimmung der Braunschweiger. — Persönliche Erinnerungen an den Herzog. — Ein Abend an seinem Hofe unter französischen Emigranten. 287—298

Abreise von Braunschweig. — Zusammentreffen mit den aus Halle verwiesenen studirenden Westphalen und Ostfriesen. . . . 298—301

Halberstadt. . . . . 301—302

Halle. Rückkunft. 302

Einzelne Beylagen. . . . . 305—374

(Der Inhalt derselben ist in vorstehender Uebersicht nachgewiesen.)

Berichtigungen und kleinere Zusätze. 375—378

I.

Reise

durch einen Theil

von

Westphalen und Holland

im Jahr 1806.

I

Veranlassung und Plan der Reise.

In dem hiesigen Königl. Pädagogium lebten unter meiner Aufsicht einige Söhne würdiger Familien aus Westphalen und Holland. Einer von ihnen, ein junger Holländer, nicht zum Studiren bestimmt und geeignet, sollte itzt zu seinen Eltern zurückkehren, zwey andre sollten während der Schulferien die Ihrigen in der Grafschaft Mark besuchen, und dann in Halle ihre Schulstudien vollenden..

Westphalen ist das Vaterland meiner Vorfahren. Schon einmal (1788) hatte ich die väterlichen Wohnungen und Grabstätten in Petzen, zwischen Minden und Bückeburg besucht. Das Land und seine Sitte war mir durch die öfteren Erzählungen meines Vaters schon früh, nicht minder durch so manche wackere Jünglinge, welche stets in großer Anzahl in Halle studirten, und von denen sich wenigstens sehr viele durch Biederkeit des Sinnes und Reinheit des Lebens auszeichneten, vor andern Provinzen des Staats werth geworden.

Das benachbarte Holland hatte durch seine Eigenthümlichkeit nicht minder Reiz, und die freundliche Einladung einer im vorigen Jahr hier durchreisenden trefflichen Familie aus Amsterdam, hatte ihn noch erhöht, auch manche Bedenklichkeit über die Unbekanntschaft mit der Sprache gehoben.

So reifte der Entschluß, die Jünglinge ihren Eltern zu übergeben, die merkwürdigsten Orte Westphalens und Hollands zu besuchen, dann die nach Halle zurückkehrenden wieder in Empfang zu nehmen. Außer ihnen war meine Frau meine Begleiterin.

Heiter und freudig war der Reise Beginn, über jede Vorstellung traurig das Ende.

Ein Rückblick auf die Lage, in welcher sich das Vaterland, dem wir angehörten, um jene Zeit befand, wird theils an damals gemachte Erfahrungen erinnern, theils den furchtbaren Contrast unsrer in weniger als zwey Monaten so ganz veränderten Stimmung klar machen.

Das Jahr 1805 und 1806.

Von den Stürmen, welche seit einer langen Reihe von Jahren einen großen Theil von Europa erschüttert hatten, war auch der preußische Staat nicht unberührt geblieben. Seit dem Frieden zu Basel (1795) schien er mit Frankreich versöhnt. Ohne sich in die inneren Verhältnisse einzumischen, war die Republik, war die consularische Regierung, war Napoleon Bonaparte als erster Consul, endlich auch als Kaiser anerkannt. Aber seit dieser letzteren Anerkennung ward es immer mehr klar, wie seine Ansprüche mit seiner Macht und mit seinem Glück täglich größer und drückender wurden.

Nach dem eigenmächtigen Durchzug von nah an hunderttausend Franzosen unter Bernadotte durch die fränkischen, damals noch Preußen angehörenden Fürstenthümer (Oct. 1805), nach den Ausschweifungen und Erpressungen, welche sie sich in einem befreundeten Lande erlaubt hatten, ließ sich bey allem scheinbar noch gutem Vernehmen, von dem bald hernach durch die Siege bey Ulm (18. Oct.) und Austerlitz (2. Dec.) immer kühner werdenden Sieger, doch weit mehr fürchten als hoffen; auf den Beystand andrer zwar verbündeten aber aufs neue geschwächten Mächte immer weniger rechnen.

Die Gewaltthat in Franken hatte indeß im Augenblick des ersten Eindrucks die Einberufung und Mobilmachung eines Theils des Heeres veranlaßt. Dem

Bürger wie dem Krieger, jenem weil ihm der Druck, diesem weil ihm die Ruhe immer lästiger ward, war darin die Hoffnung aufgegangen, daß man nicht länger tragen und dulden werde.

Auch in Halle war der nach so langem Frieden ungewohnte Anblick beweglicher preußischer Heere, für die jüngeren Einwohner ein ganz neues Schauspiel, für die älteren, die sich wohl noch in die Zeiten des siebenjährigen Kriegs zurück versetzten, mehr erfreuend als beunruhigend. Wenn auch Manche meinten, daß im Vergleich mit dem, was man von der französischen Armee wisse, alles zu schwerfällig und unbeholfen sey, und die wohl versorgten lebenvollen Proviant- und Küchenwagen der Compagniechefs, hie und da dem Spott nicht entgingen, so weckte doch der gute Muth der Krieger Hoffnung und Vertrauen. Das einige Jahre später nie ohne Schreck oder Niedergeschlagenheit gehörte Wort Einquartierung, klang manchen Unerfahrnen wie die willkommenste Botschaft, und man bot, oft zur Verwunderung der Einquartierten selbst, alles auf, ihnen, die uns die Freyheit zurückführen sollten, jede Bequemlichkeit und jeden Genuß zu verschaffen. „Es gelte — meinte man — nicht, wie vor dreyzehn Jahren, der Befreyung eines fremden Volks von den Gräueln der Anarchie; oder der Wiederherstellung der Rechte eines gekrönten Fürstenstammes; — es gelte itzt der Behauptung der eignen Unabhängigkeit. Es sey kein Kampf

gegen begeisterte Republikaner, sondern gegen Heere, die vielleicht selbst des ewigen Kriegführens müde seyn möchten. Und wäre nur erst ein Beyspiel von einer der größeren Mächte gegeben — bald würde in allen Fürsten Deutschlands — die wenig Heil in der goldnen Fessel, dem ihnen aufgedrungenem Rheinbunde, fänden, — der Sinn für Deutschlands Ehre erwachen. Habe doch Rußlands mächtiger Beherrscher über Friedrichs Asche den Bund der Treue geschworen, und des nächsten Nachbars und seines ehrwürdigen Oberhaupts sey man ja schon sicher."

Durch die Unterhandlungen eines preußischen Ministers, des Grafen von Haugwitz, denen sogar die diplomatische Form zu fehlen schien, und die Folge davon, — Bequemung in sehr harte und so gehässige Bedingungen, wie die Besitznahme von Hannover, — ward auch diese Hoffnung niedergeschlagen.

So endete das Jahr 1805 für alle die es wohl mit dem Vaterlande meinten, unter trüben Aussichten. Unter bangen Erwartungen, was es bringen werde, brach der Morgen des Jahres 1806 an.

Mehr mißmüthig als beruhigt sah man auch schon in den ersten Monaten mehrere Regimenter in ihre Standquartiere zurückkehren, und hörte ungern von neuen in Paris angeknüpften Verhandlungen, wodurch der Friede mit Frankreich gesichert werden sollte.

Noch am erwünschtesten blieb die Aussicht auf eine dauerhafte Ruhe für literarische und wohlthätige Institute.

Der Krieg drängt gewöhnlich die Sorge für das Einzelne zurück, und so mancher schöne der Vollendung nahe Plan, muß, wenn der Staat dringendere Bedürfnisse zu befriedigen hat, aufgegeben werden.

Gerade zu jener Zeit stand die Universität Halle in voller Blüthe. Das hohe Interesse, welches der damalige geheime Kabinetsrath, itzige Staatsminister v. Beyme an ihr nahm, hatte schon seit dem Jahre 1804 nicht geringen Einfluß auf die Vermehrung ihrer Fonds gehabt. Männer von ausgezeichneten Namen und Verdiensten, wurden mit ansehnlichen Gehalten ihr theils wiedergeschenkt, theils neu berufen, und die Lehrstühle in mehreren Fächern vermehrt. Die wissenschaftlichen Institute gewannen festeren Grund und ein kräftigeres Leben. Für die großen Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten in Frankens Stiftungen, in welchen jener Staatsmann erzogen war, hatte der König, bey seinem Besuch im Jahr 1799 von ihren Umfang überrascht, und ihrer vielseitigen Wirksamkeit für den Staat noch mehr überzeugt, schon seitdem weit mehr als seine Vorgänger gethan. Aber gerade in diesem Jahre war ihnen in einer Königl. Kabinetsordre vom 26. April verheißen, „nicht nur versiegte Hülfsquellen zu ersetzen, sondern sie für die Zukunft so sicher zu stellen, daß sie in ihrer ganzen bisherigen Wirksamkeit immer fortdauern könnten.“

Doch schon wenige Monate später hatte sich der politische Horizont aufs neue getrübt, oder wie es die, welche eines glorreichen Ausgangs des Kampfs

gewiß waren, lieber nennen mochten, wieder aufgehellt. Der aufgedrungene Ländertausch, der Verlust Anspachs an Bayern, Neufchatels an Berthier, des Rests von Cleve und der Abteyen Elten, Essen und Werden an Murat als Großherzog von Berg, die gestörten Verhältnisse mit England und Schweden, die Wahrscheinlichkeit, daß das kaum in Besitz genommene Hannover wieder zurückgegeben werden solle — dieß alles empörte die Gemüther in so hohem Grade, daß, um Schlimmerem zuvorzukommen, eine allgemeine Bewaffnung befohlen und mit dem höchsten Enthusiasmus vollzogen ward.

Krieg gegen den Mann, der, selbst wenn er sich freundlich stellte, doch nur schonend zögerte, um die seiner Herrschsucht längst bestimmten Opfer desto sichrer zu machen — Krieg blieb fortdauernd der heiße fast allgemeine Wunsch. Ihn theilte mit dem preußischen Heere der größere Theil selbst der friedlichsten Bürger. Ueberall — am lautesten in der Nähe des Throns — sprach er sich in bitterm Tadel des Säumens aus. Dabey ward von Vielen selbst der leiseste Zweifel, „ob auch der schwächere und itzt fast allein stehende Staat, in diesem Augenblick dem weit mächtigeren, ob ein Heer, dessen Veteranen zum Theil ergraut waren, dessen jüngere Krieger noch keinen großen Kampf bestanden, oder schon einmal (1793) in Frankreich bittere Erfahrungen gemacht hatten, so vielen des Kampfes kundigen Feldherren in der vollen Kraft der Jahre, und so

sieggewohnten Heeren gewachsen seyn würden," leicht als Kaltsinn gegen die Sache der Freyheit, oder als verletzendes Mißtrauen gegen Heerführer aufgenommen, die in Friedrichs Schule gebildet wären, wohl selbst noch seine Siege getheilt hätten.

Nur die Diplomatik schien fortdauernd Vermeidung der Fehde mit einem zu furchtbar gewordenem Eroberer zu beabsichtigen, dieß auch selbst in den Wünschen des friedfertigen preußischen Monarchen zu liegen. Denn wie tief er auch die Kränkungen der Uebermacht empfand, so hatte er doch, in dem unglücklichen Feldzuge seines königlichen Vaters, nicht bloß den Wechsel des Glücks, sondern auch das vom Kriege unzertrennliche Elend kennen gelernt. Daneben berechnete und würdigte er, indeß andre nur die Leidenschaft bewegte, ruhig und bedächtig sein Heer und die Lage des Staats, mißtraute den Verhältnissen, wie er sie kannte, und einem Kampf, dessen Ausgang wenigstens ungewiß war.

Unter solchen kriegerischen Bewegungen konnte eine Reise, die von Haus und Amt weit entfernte, allerdings bedenklich scheinen. Wenn sie späterhin schmerzlich oft genug bereut ward, so war sie wenigstens nicht ohne Rath zu fragen und zu hören beschlossen.

Weder bey meiner Anwesenheit in Geschäften zu Berlin im April, wurde eine Reise nach Holland gemißbilligt, noch im Jul., wo die Lage des Staats

mißlicher geworden war, Urlaub und Paß ins Ausland versagt.

In Halle lag das Regiment des Generals von Wartensleben aus Erfurt. Ich unterließ nicht, mir seine Meinung, da alles eine drohende Stellung genommen habe, zu erbitten. Die Frage ward mit Befremdung, fast empfindlich aufgenommen. „Ob man denn meine, daß Franzosen nach Halle kommen könnten? — Möchten sie kommen; man werde sie zu empfangen wissen! Gerade nach Halle habe er selbst seine eignen Effecten bringen lassen. — Und was denn am Ende ein mit Pässen versehener Gelehrter selbst von feindlichen Heeren zu befürchten habe?“

So ward denn am 30sten August, im vollen Vertrauen auf eine frohe Rückkehr — vielleicht gar in ein glücklicheres und freyeres Land — die Reise getrost angetreten, und kein Gedanke, wie ganz anders es kommen könne, als jedermann hoffte, trübte von Kindern und Freunden den Abschied.

Von Halle über Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Pyrmont, nach Detmold.

Die für die Reise bestimmte Zeit war zu beschränkt, um an wohlbekannten Orten lange zu verweilen. Mancher früheren Bekanntschaft und Verbindung konnten oft nur Stunden gewidmet werden.

—

Es war ein heißer Sommertag, als wir Halle verließen. Quedlinburg sollte erreicht werden. Wir zogen die schönen Ansichten, welche der Weg über Rothenburg an der Saale gewährt, der ebenen aber öden Straße über Cönnern und Aschersleben vor. Gar freundlich liegt der kleine Flecken an dem ruhigen durch Schiffbau belebten Strom. Die schwarzen Schmelzhütten des dortigen Kupferwerks fuhren wir schnell vorüber. Doch gab der Anblick so mancher von Dampf und Rauch verbrannten ärmlichen Arbeiter Anlaß, die junge begüterte Reisegesellschaft an die Lasten und Mühen im Schweiße des Angesichts zu erinnern, wodurch der arme Bergmann bey der spärlichsten Kost sein Leben fristen muß, um dem Schooße der Erde die Ausbeute abzugewinnen, die der Uebermuth so oft vergeudet, und die Schwelgerey im Müßiggange verpraßt. Und doch ist gerade diese Classe gedrückter Arbeiter, ein Beweis mehr von der ungeheuren Macht der Gewohnheit, da den Sohn, welcher die Plage des Vaters

die er täglich vor Augen hat, nicht abschreckt, wieder eben so wie jener die Hälfte seiner Tage im dunkeln Schacht gleich dem Maulwurf zu durchwühlen, oder in der Gluth der Hütte der Erquickung eines reinen Aethers zu entbehren. Kaum sieht man ihm die Noth der Woche an, wenn er am Sonntag bey den Liedern der Bergsänger trinket und tanzt.

Ein wohlbekanntes gastfreyes Dach gewährte uns in der alten Stiftsstadt die erste Ruhe. Es lebte damals noch ein erst vor wenigen Jahren verstorbener ehrwürdiger Veteran des geistlichen Standes, der Consistorialrath J. A. Hermes. Erst in Quedlinburg, hatte er, nach manchem schweren Gange durch das Leben, die Ruhe im Alter gefunden. Verwandtschaft und Freundschaft verband uns seit vielen Jahren.

Der Titel dieser Schrift verspricht, neben Beobachtungen auf Reisen, auch Erinnerungen an denkwürdige Zeitgenossen, und schon hier böte sich eine reiche Gelegenheit dar, Wort zu halten, und das Leben und Verdienst dieses Würdigen, daneben auch mehrere seiner Namen- und Stammverwandten, mit denen ich mich auf sehr verschiedene Weise berührt habe, noch einmal in das Andenken der leicht vergessenden Mitwelt zurückzurufen. Denn in der That ist aus dem Geschlecht der Hermes mehr als ein Vir Mercurialis im Horazischen Sinne *) her-

*) Od. II. 17. 29.

vorgegangen, und einige von ihnen, mir näher bekannt, haben eine Zeitlang die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen, wiewohl auf gar verschiedne Weise, auf sich gezogen. Doch ist des Stoffes zu viel, um die Leser, gleich einem lästigen Besuch auf der ersten Station der Reise, schon hier damit aufzuhalten. Es werde daher einer Beylage aufgespart *).

Es war Sonntag. Unser Freund hatte als Hofprediger auch während der Abwesenheit der Aebtissin, den Gottesdienst in der hochgelegenen Schloßkirche zu besorgen. Etwas saures sollte doch immer auf seinem Lebenswege bleiben. Wir geleiteten ihn den steilen Berg hinan, unter manchem vertrauten Gespräch über die Zeichen der Zeit für Staat und Kirche; schieden dann, wie man immer von Hochbejahrten scheidet, und eilten unsern Weg fortzusetzen.

In Halberstadt wurden nur die Pferde gewechselt. Vor einem benachbarten Trauerhause sang eben das Chor einige Sterbelieder in jenen nie alternden Melodieen, die, wenn sie eben das Herz zur sanften Wehmuth gestimmt haben, es zugleich so kräftig wieder mit Muth zum Dulden und zum Hoffen erfüllen. Diese in vielen Städten Deutschlands übliche Sitte des Chorgesangs vor den Häusern, war es, was die, wenn auch nicht historisch und ästhetisch-classische, doch gewiß geistvollste französische Schriftstellerin über

*) S. Beylage Nr. I.

Deutschland, zu einigen eigenthümlichen Bemerkungen veranlaßte. Musikalisches Talent erschien ihr darin als nationaler Charakterzug. „So bald — sagt sie — nicht von der untersten Classe des Volks die Rede ist, wird man auch überall jene Innigkeit des Gemüths (la vie intime) und jene Poesie der Seele gewahr, welche die Deutschen charakterisirt. Die Bewohner der Städte und Dörfer, Soldaten und Landleute, verstehen fast alle Musik. — Die Schüler durchziehen jeden Sonntag die Straßen, und singen Psalmen im Chor. Man sagt, Luther habe sich oft in seiner Jugend unter sie gemischt. Ich war — fährt sie fort — an einem Wintertage in Eisenach. Die Straßen lagen wie in Schnee begraben. Da kam eine lange Reihe junger Leute in schwarzen Mänteln heran und durchzog die Stadt mit Lobgesängen zur Ehre Gottes. Niemand außer ihnen war auf der Straße. Die bittre Kälte drängte jeden in die Häuser zurück. Desto rührender war der Eindruck der Stimmen — fast so harmonisch wie die südlichen — in dieser strengen Winterluft. Die Bewohner wagten nicht die Fenster zu öffnen, aber deutlich ward man hinter den Scheiben — hier traurige, dort heitre, hier alte, dort junge — Gesichter gewahr, welche freudig die Tröstungen der Religion in sich aufnahmen, die ihnen in diesen süßen Melodieen ertönten *)."

*) S. de l'Allemagne par la Baronne *de Staël-Holstein*, Paris 1810. T. I, 16.

Wie viel man auch von diesem idealen Phantasiegemählde abziehen mag, wie sehr auch bedauern muß, daß gar mancher Knabe und Jüngling Gesundheit und Sitten durch diesen beschränkten Brodterwerb verloren hat — eine Seite, die der aufgeregten Erzählerin ganz entgangen ist — so bleibt es doch wahr, daß, wenn nur das Fehlerhafte und selbst Schädliche des Instituts vermieden werden könnte, die Wirkung dieser Gesänge auf empfängliche Gemüther oft sehr groß und wohlthätig seyn kann. Wohl mancher, der von Gram und Sorgen gebeugt, ohne auf Trost zu rechnen, aus seinem Hause schlich, hat wie ich oft selbst die Erfahrung gemacht, daß, wenn unvermuthet ein „Befiehl du deine Wege," „Was Gott thut das ist wohlgethan!" oder ähnliche Kraftlieder, wie auf ihn berechnete Troststimmen an das Ohr drangen, das Herz sich erhoben, und neu ermuthigt fühlte. Auch uns versetzte der schöne Chorgesang in eine ernste Stimmung, und als wir bald darauf den vor dem Thore gelegenen Kirchhofe, wo man eben ein Grab bereitete, vorbeyfuhren, wiederholte sich noch immer dem inneren Sinne Klopstocks Auferstehungslied und: „Wiedersehn sey uns gesegnet!"

Ueber Zilly, Reinbeck, Beinum führt die Poststraße nach Hildesheim. Im vorletzten Orte wohnte ein Geistlicher, an dessen bedrängter Lage die Königin Luise so nahen Antheil nahm, daß sein Sohn ausdrücklich zur Aufnahme in das Hallische Waisen-

senhaus empfohlen ward. Wie hätte bey solcher Empfehlung nicht von dem Buchstaben des Statuts, das die Aufnahme auf Vaterlose beschränkt, eine Ausnahme gemacht werden sollen? Doch hätte fast die schon eingebrochene Nacht um die Freude gebracht, dem Vater die Gewährung der Bitte, so bald das normale Alter erreicht seyn würde, anzukündigen. Indeß versicherten die um unsern Wagen beschäftigten Leute, daß ihr Pfarrer noch wache. So fand ich ihn auch, lesend bey einem spärlichen Lampenlicht, doch — wie man es wohl selten in solcher Stunde bey Landpfarrern finden möchte — in der anständigsten und reinlichsten Kleidung. Ueberrascht und bewegt nahm er den tief schlafenden Knaben vom Lager auf, und legte sein Schicksal an mein Herz. Dieser hat sich der Wohlthat sehr werth gemacht, und arbeitet itzt in der Anstalt die ihn erzog als ein tüchtiger und geschätzter Lehrer.

Dem Anblick einer Vaterfreude folgte das Bild einer glücklichen Mutter im Posthause zu Hildesheim. Kaum hörte die gefällige Hausfrau, indem sie für unsre kleinen Bedürfnisse sorgte, daß ich ein akademischer Lehrer sey, als sie ihr Glück mit einer rührenden Beredtsamkeit pries, auch einen Professor zum Sohn zu haben. Ich sehe und höre sie noch, wie sie emsig herbeyholte was er schon geschrieben, besonders eine Rede — von der sie mir auch ein Exemplar schenkte — rühmend, „die er gehalten, bey der kein Auge trocken geblieben wäre, und was er alles noch

leisten werde, und wie gut er sey.“ Ich bin ungewiß, ob sie selbst noch Zeugin der Würden und Ehren gewesen ist, welche dieser hochgeliebte Sohn sich in der Folge auf drey hohen Schulen erworben hat.

Der Mutterliebe — dieser reinsten, uneigennützigsten, mehr als jede andre sich aufopfernden — wie selten wird ihr doch der volle Lohn den sie verdient, der einzige, den sie begehrt; bald weil sie der Leichtsinn undankbar vergißt, bald weil der Tod zu früh den Lebensfaden zerreißt.

In der nächsten Station Eltze lag eben eins der mobil gemachten preußischen Regimenter. Wir trafen im Posthause mit dem Commandeur zusammen. Was unsre Seele damals immer in eine höhere Stimmung versetzte, sobald uns Rüstungen zum Freyheitskampfe begegneten, das konnte der alte müde Krieger nicht theilen. „Es sey eine beschwerliche Sache um einen Feldzug, und Frieden halten wäre wohl besser. Der Bürger habe gut reden am warmen Heerd, unter dem schützenden Dach. Die Jugend werde schon sehen was sie begehre. Als man in die Champagne gezogen, habe man auch gemeint Frankreich erobert zu haben. Und wie weit sey man gekommen — und wie zurück?“ — Das und noch vieles Andre, was besonders unsern jungen Gefährten wie Töne eines unglückverkündenden Todtenvogels zu klingen schien, sprach uns wenig an. Widerspruch wäre vergeblich gewesen und Schonung verdient ja immer das schwächere Alter.

In Hameln, das damals noch von Preußen besetzt, wenig Monate später schon in des Feindes Gewalt war, hatte alles ein kriegerisches Ansehn. Immer hat es etwas unheimliches und beengendes, in einer Festung, zumal in der Abenddämmerung, anzukommen. Das Anrufen der Schildwachen, die Feuerschlünde auf allen Wällen, die Rüstwagen auf den Straßen, selbst das schärfere Examiniren an den Thoren, dann die aufgezogenen oder herabrasselnden Zugbrücken — alles rückt die Schrecken des Krieges näher vor die Phantasie. Man sehnt sich wieder im Freyen zu seyn. Wer uns im Posthause sah, forschte nach Neuigkeiten, oder war voll von den unwahrscheinlichsten Gerüchten, die man halb vertraulich, halb mißtrauisch laut werden ließ.

Durch wüstes Wetter und schlechte Wege gehemmt, konnte erst um Mitternacht Pyrmont erreicht werden. Ich kannte es nur aus Erzählungen, und aus Markards classischem Werk, das mir immer, neben seiner Hauptbestimmung, von mehr als einer Seite auch moralisch wichtig erschienen ist *).

*) Vielleicht ist es für einige Leser nicht unzweckmäßig, wenn ich namentlich auf den Abschnitt des 2ten Theils S. 228. aufmerksam mache. Eine lange Erfahrung und Beobachtung der Denk- und Handlungsweise vieler jungen Leute, besonders auf den Akademieen, gerade in den Jahren der aufgeregtesten Sinnlichkeit, hat mich gelehrt, wie bey mehreren, die lange Zeit die Macht des sittlichen Gefühls und die wohlthätige Wirkung der Erziehung durch

Bade- und Brunnenorte machen, wenn die Curzeit vorüber ist, selten einen angenehmen Eindruck, am wenigsten die etwa noch Zurückgebliebenen, die, um dem Gewühl der Menge oder lästigen Bekanntschaften auszuweichen, später angekommen sind, oder noch unbefriedigt von den Wirkungen, die Hoffnung auf Genesung nicht zu früh aufgeben wollen, wiewohl sie freylich mit jedem kalten Herbsthauch immer mehr sinkt. Solchen bleichen Gestalten und trüben Gesichtern begegnete man noch hie und da in den langen öden Alléen. An den Zweigen mehrerer großen Bäume, unter welchen einige Monate früher die verewigte Königin Luise zu ruhen pflegte, hingen noch die Ueberreste von Blumenkränzen, womit man sie ihr zu Ehren geschmückt hatte. Aber die Blumen waren verwelkt und falbes herabgefallenes Laub bedeckte die leeren Ruheplätze. Wer hätte damals geahndet, wie früh sie selbst hinwelken

---

Lehre und Beyspiel, von gewissen unedlen Befriedigungen der Sinnlichkeit zurückgehalten hatte, endlich der scheinbar weise Rath junger Freunde, besonders angehender Aerzte, dieß alles vernichtete, und wie sie anfingen, das als nothwendige Sorge für die Gesundheit zu betrachten, was doch nicht selten, da der Trieb nur zu oft mit der Befriedigung wächst, den Grund zu einem bis ans Ende siechen und elenden Leben gelegt hat. Ich pflege daher jedesmal, wenn ich in meinen moralischen Vorlesungen auf diese Materie komme, die kräftige Stelle aus dem Markardschen Werk vorzulesen, und weiß daß sie für Manche nicht ohne tiefen Eindruck geblieben ist.

werde in voller Blüthe, ohne die Erhebung des Volks zu erleben, für das ihr Herz so warm geschlagen hatte, und dessen Stolz sie war.

Die Bekanntschaft mit dem seitdem verstorbenem sehr hochgeachtetem Brunnenarzt, Geheimderath Trampel, die einzige die wir hier machten, ward uns, wie durch seine Gefälligkeit so durch seine lehrreiche Unterhaltung, sehr werth. Wenn überhaupt der Arzt oft noch tiefere Blicke als der Geistliche — wenigstens nach der itzigen Lage des Standes — in das Herz und das Leben vieler Menschen zu thun Gelegenheit hat — wer fände sie unter den Aerzten wohl häufiger, als der, welchem sich an so vielbesuchten Curorten wie Pyrmont, Karlsbad und ihnen an Berühmtheit ähnlichen, Unzählige anvertrauen. Seine Kunst und seine Verschwiegenheit kennend, öffnet sich ihm jedes Herz. Die leidende Menschheit, auf allen Stufen der Bildung, erscheint ihm in ihrer ganzen physischen und geistigen Gebrechlichkeit. Viele und lange Erfahrungen, können vielleicht in gleichem Grade Menschenverachtung und Menschenliebe zurücklassen. Wie viel von Beyden zum Charakter wird, ist dann das Wahrzeichen seiner eignen sittlichen Bildung, deren schönste Blüthe und Frucht doch die echte Humanität bleibt.

Von Pyrmont bis Detmold werden vier Meilen bezahlt. Hinter Schieder, wo man anzuhalten pflegt, erhebt sich ein Berg mit prachtvollen Baumgruppen und beherrscht die Gegend umher. Der

Wechsel fruchtbarer Felder auf Höhen und sich sanft hinabsenkenden Tiefen, der frische Rasen auf breiten Triften, gewährte, zumal bey der Beleuchtung eines nach einem Regentage sich aufklärenden Himmels und eines sanften Abendroths, eine herrliche Ansicht. Der Weg führt über den kleinen Badeort Meyenberg. Auch hier war schon alles wie ausgestorben, und in den beschränkten aber gefälligen Spaziergängen ward kein Fußtritt mehr vernommen.

Detmold.

Umgeben von waldigen Gebirgen und fruchtbaren Anhöhen, liegt die Residenz der Linie der Fürsten von der Lippe, die sich danach nennt. Die Stadt, klein aber hell, freundlich und reinlich, war bis ins Jahr 1820 der Mittelpunkt der Wirksamkeit einer ausgezeichneten Regentin. Die persönliche Bekanntschaft derselben, in der Nähe ihrer trefflichen Stiftungen, blieb unstreitig, so lange sie lebte, für den Reisenden das Merkwürdigste und Unvergeßlichste.

Die Fürstin Pauline war nur sechs Jahre mit dem Fürsten Leopold vermählt. Sein früher Tod (1802) war, da körperliche und geistige Schwäche ihn in den letzten Jahren zum Regieren fast unfähig machte, eine Wohlthat für das Land, indem zufolge der Ehepakten, sie nun als Vormünderin des jungen Erbprinzen, würdig und kräftig wie wenige ihres Geschlechts,

an die Spitze der Geschäfte trat. Wenige aber waren auch wie sie dazu vorbereitet. In ihrer Jugend fast immer an der Seite ihres Vaters, des regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg, Friedrich Albert, beynah in seinem geheimen Kabinet aufgewachsen, war sehr vieles, was sonst nur vor die Augen eines Geheimschreibers kommt, durch ihre Hand gegangen. So hatte sie Geschäftsgang und Geschäftsstyl, den französischen wie den deutschen zugleich, erlernt. Zwar schrieb sie einst an Gleim, mit dem sie häufig, bald in Prosa bald in Versen Briefe wechselte:

„Ein kleines Haus in eines Waldes Mitte,
Das ist das Loos das ich mir einst erbitte.
Die Politik mag ferne von mir bleiben,
Ich mag kein Unrecht thun, kein Todesurtheil schreiben,
Der Menschheit Wohl ist jedes Weisen Pflicht,
Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht."

Doch die mehr männliche als weibliche Richtung ihres Geistes, und das Wohlgefallen an einem thätigen Geschäftsleben war doch schon früh unverkennbar, und was vielleicht, unter andern Lebensverhältnissen, gerade keine sichre Grundlage häuslichen Glücks geworden wäre, ward nach dem von der Vorsehung ihr bestimmten Lebensgang gerade das zweckmäßigste für die Erfüllung ihres Berufs, vielleicht mehr als ihr Vater — der die Trennung von ihr nur kurze Zeit überlebte — selbst geahndet hatte. Daß ihr auch wohl das Beyspiel der großen Selbstherrscherin Rußlands,

Katharine, welche ihr durch Verwandtschaft so nahe stand *), früh vorgeschwebt und wenigstens die Ahndung genährt habe, daß auch eine Frau regieren könne, hat sie wenigstens nie zugestanden.

Ich kenne sehr wohl, was man gegen alles, was auch nur den Schein einer gelehrten Erziehung der Frauen an sich trägt, gesagt hat, und muß einstimmen, so lange nur dabey die doch einmal bestehende Verschiedenheit der Stände, deren wahren Abschnitt die geistige und sittliche Bildung macht, nicht übersehen, und Verstand und Geschmacksbildung nicht mit Gelehrsamkeit verwechselt wird. Aber ich bin eben so fest überzeugt, daß gerade in den höchsten Ständen auch ein höherer Grad von geistiger Cultur an der rechten Stelle sey. Man weiß es ja, wie die Fürstentöchter nur zu oft in den ehelichen Verhältnissen des reinen Glücks entbehren, oder wie bald es ihnen nach der ersten Blüthe wieder verloren geht. Man weiß, wie oft sogar ein harter Zwang oder bloß politische Berechnung, die Edelsten an die Unedelsten, die Reinsten an die Unreinsten fesselt. Nun hat allerdings der Verfasser der Levana vollkommen recht, wenn er behauptet: „Nur die Religion kann Fürstinnen mit Kraft, Ruhe und Stille im Leben waffnen und lohnen.

---

*) Bekanntlich war die Kaiserin eine gebohrne Prinzessin von Anhalt-Zerbst, und dadurch sehr nahe mit der Berenburgischen Linie verwandt.

Wodurch anders konnten in vorigen Zeiten die Weiber, bey weniger Bildung, die wilde Rohheit und Härte der Männer ertragen und verschmerzen, als durch die Religion, die ihnen die weinende Stunde in eine betende auflößte *)?“ Aber gewiß ist, neben der Religion des Herzens, auch jene Cultur, welche von Erlernung der Sprachen, Kenntnissen und Kunstfertigkeiten aller Art ausgeht, als ein Mittel zu betrachten, sie durch ein inneres geistiges Leben für das äußere kalte und gehaltlose, das so viele Fürstinnen zu führen gezwungen sind, schadlos zu halten. Nennt uns nicht die Geschichte viele Vortreffliche dieses Standes, welche sich aus dem Gewühl und Gedränge des Hofes, in das Heiligthum der Wissenschaft und Kunst geflüchtet und darin an Kraft gewonnen haben, auch das Unvermeidliche ihrer Verhältnisse zu ertragen? Diese Verhältnisse sprechen sie ohnehin von so vielem, was fast in allen andern Ständen den Frauen obliegt, wie den wirthschaftlichen Geschäften und den mechanischen Hausarbeiten, los. Desto mehr bleibt ihnen auch in der Jugend schon Zeit und Raum für höheren Unterricht übrig, und so kann sich manches Sprach- oder Kunsttalent gerade in dieser Sphäre leichter, selbst bis zur Virtuosität erhöhen.

Die Fürstin Pauline ist für das Gesagte eine Bestätigung mehr. Der Unvermählten war Lesen, Schreiben, neben mehreren der neueren und selbst der

*) Jean Paul Richters Levana. 2. Th. S. 464.

lateinischen Sprache, die liebste Beschäftigung. Als sie als Vormünderin auftrat und dann 18 Jahre das kleine ihr theure Land regierte, entsprach sie im vollsten Sinne der Aufforderung, mit welcher der von ihr bis an sein Ende hochgeachtete und nie von ihr vergessene Generalsuperintendent von Cölln, sie zu dem hohen Beruf geweiht hatte *). All ihr reiches Wissen ward von da an ein rastloses Handeln. Sie hatte Zeit gehabt, die Mängel und Bedürfnisse, gegen die durch lange Gewohnheit selbst solche, die früher hätten abhelfen können, unempfindlich geworden waren, genau kennen zu lernen. In den Städten wie auf dem Lande war namentlich für eine zweckmäßige Armenversorgung nichts gethan; der Gemüthskranken war kaum gedacht; der Wohlthätigkeit fehlte die Weisheit in der Anwendung; die Schulen lagen zum Theil in tiefem Verfall, die Vorbereitung künftiger Lehrer war ohne Plan. Dieß und so vieles andre ward nun der Gedanke ihrer Tage und ihrer Nächte. Das Leben hatte für sie keinen Genuß, und jede Stunde schien ihr verloren, wenn nicht

*) Er wählte die Worte aus d. B. Hiob: „Gerechtigkeit war das Kleid das ich anzog, und das Recht war mein Fürstenhut. Ich war des Blinden Auge und des Lahmen Fuß. Ich war der Vater des Armen und was ich nicht wußte, das erforschte ich.“ Die ganze Rede steht in der von der Fürstin selbst herausgegebenen und mit einer Charakteristik des Verfassers begleiteten „Sammlung auserlesener Predigten aus dem Nachlasse v. Cölln's. Bielefeld 1806.“

irgend eine Idee zum Wohl des Ganzen in ihrem Geiste reifen, oder zur Ausführung Hand ans Werk gelegt werden konnte. Dabey gehörte ein so kräftiger Wille als der ihre dazu, durch so vielen Widerspruch der auf ihre Rechte eifersüchtigen Landstände nicht muthlos zu werden, und eben so viel Klugheit, diesen Willen oft unmerklich zum Willen derer zu machen, die zu Erreichung der Zwecke unentbehrlich waren.

Bey den Versammlungen der Regierung und der Kammer hatte sie in der Regel den Vorsitz. Sie erschien nie, ohne sich von den Gegenständen unterrichtet zu haben. Selbst bey der Tafel blieb die Unterhaltung mit ihren Räthen über das Wohl des Landes der Hauptgegenstand. Was innerhalb des Kreises ihrer Kenntnisse lag — denn sie begehrte nicht alles besser als Andre wissen zu wollen — betrieb und behandelte sie mit der größten Genauigkeit, und begnügte sich nie mit oberflächiger Ansicht oder fremdem Urtheil, wo das eigne Auge hindringen konnte. Förderung und Schützung des Wohlstandes, der Sicherheit, des strengen und gleichen Rechts für Jeden, Sittlichkeit und echte Religiosität waren ihr die wesentlichen Bedingungen, wenn ein Land wahrhaft glücklich seyn sollte. Dieß alles harmonisch zu verbinden, war das Ziel ihrer rastlosen Thätigkeit. Wer so unbedingt nur das Gute will, und sich gestehen darf, vielleicht an Einsicht von Manchem, an Reinheit des Willens von Keinem übertroffen zu werden, dessen Handlungsweise kann den Trägen oder

Allzuruhigen leicht wie Herrschsucht oder Starrsinn erscheinen. Auch kann sich wohl durch den Widerstand allmählig dem Sinn eine Härte anbilden, die Tadel verdient, — ein Tadel dem auch diese Fürstin nicht entgangen ist. Auch können Verhältnisse eines kleinen abhängigen Landes, um größere Uebel abzuwenden, rasche Schritte — wie die Reise nach Paris, das schnelle Anschließen an den Rheinbund — nothwendig machen, die in bewegten Zeiten als ein Verrath an der guten Sache erscheinen. Aber wenn sie that, was weit mächtigere Regenten thun mußten, — der Gewalt nachgeben, ehe das Land größere Gefahr lief, so hat sie, als die bessere Zeit anbrach und freye Bewegung möglich ward, nicht minder thätig Landwehr und Landsturm gegen die Unterdrücker deutscher Freyheit aufgeboten *).

Wie viel dieser verständigen Regentin schon in wenigen Jahren, als sie freye Hand hatte, gelungen war, davon konnten wir uns selbst während eines kurzen Aufenthalts überzeugen. Vor allem sahen wir das Institut, das, fast ganz ihr Werk, unter dem Namen der Pflegeanstalt vielfach wohlthätig wirkt. Hier findet jeder Arme seinen Kräften und Jahren gemäße

---

*) Alles was hier nur berührt werden konnte, — eine Uebersicht ihres ganzen Lebens und Wirkens, nebst vielen zum Theil vortrefflich gedachten und geschriebenen Aufsätzen und Briefen von ihrer eignen Hand, findet man ausführlicher in ihrer Biographie in den Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. VI. Leipzig 1822.

Beschäftigung; die Kinder neben der Arbeit Unterricht, hülflose Kranke Wartung und Pflege. Am meisten zog uns der Theil der Anstalt an, welcher der Aufbewahrung junger Kinder zwischen 1 — 6 Jahren gewidmet ist. Arme, auf die Arbeit gehende Eltern, dürfen ihre Kleinen am Morgen bringen und Abends wieder in Empfang nehmen. Sobald das Kind des Morgens übergeben wird, entkleiden es die aus der Erwerbschule genommenen und zu diesem Beruf vorbereiteten und angelernten Wärterinnen, baden und reinigen es, bekleiden es dann mit einem reinen Hemde und einem wollnen Jäckchen. Zur Ernährung bekommt es die einfachsten und gesundesten Speisen. Eine Aufseherin achtet darauf, daß die Wärterinnen genau ihre Vorschrift befolgen. Zwölf theils verheirathete theils unverheirathete Frauenzimmer aus den höheren und mittleren Ständen, theilen sich in die allgemeine Aufsicht. Keinen Tag, keine Stunde ist man vor ihrem Besuch sicher. Was sie bemerkt haben und wie sie alles gefunden, zeichnen sie auf.

Als wir in das Zimmer traten, war eben die Mittagsstunde vorüber. Ringsumher fanden wir Vorrichtungen zu einfachen weichen Schlafstellen. Schon lagen die meisten nach dem Empfang der dem Alter und Bedürfniß angemessenen Nahrung in süßem Schlummer; andern fielen unter Lächeln und Singen eben die Augen zu. Ein gesundes schlafendes Kind ist immer ein rührender Anblick. Es ist selbst in schlechter Umgebung

doch so sicher unter dem Schutz der Achtung und Liebe, die selbst der rohe noch nicht ganz ausgeartete Mensch, der hülflosen Unschuld nicht versagen kann. Aber hier — so viel besser geborgen, ärmlichen dumpfen Wohnungen entrückt, vor den verderblichen Mitteln sie zum Schweigen zu bringen bewahrt, vor jeder Mißhandlung ungeduldiger Wärterinnen oder rauher Väter geschützt, so recht eigentlich unter den Flügeln des Genius wahrer Humanität! Nicht minder reinlich und zweckmäßig war alles in den übrigen Theilen der Anstalt — wahrhaft musterhaft für jede Armenpflege, wenn nur die Ausführung dessen, was im Kleinen und auch da nur bey solchem Ernst des Willens, und so vereinter Kraft möglich ist — nicht so viel Schwierigkeit von allen Seiten fände, je mehr der Kreis sich erweitert; gewöhnlich von denen die meisten, denen geholfen werden soll *).

Das Gespräch mit der Stifterin bey der Tafel betraf hauptsächlich Gegenstände dieser Art, wiewohl auch die immer bedenklicher werdende Zeit und manche bange Ahndung, die sie mehr andeutete als aussprach, und die, wie der Erfolg gelehrt hat, nur allzugegründet war, nicht unberührt blieb. Was sie redete — so ur-

---

*) Eine vollständige und höchst lehrreiche Darstellung der ganzen Organisation des Instituts giebt die Schrift: „Die Pflegeanstalt in Detmold, oder historischer Bericht über die Versorgung der Armen, von S. E. M. A. Krücke, Inspector des Schullehrerseminars und der Pflegeanstalt. Lemgo 1813.“ An den „Beyträgen zur Volksbildung von Cölln“ hatte die Fürstin selbst bedeutenden Antheil.

theilt Hr. Generalsuperintendent Weerth in der Zugabe zu ihrer Gedächtnißpredigt, und so habe auch ich es gefunden — war bestimmt, gedacht, klar. Sie besaß eine seltne Gabe die Unterhaltung zu beleben, und es gewährte ihr sichtbares Vergnügen, sobald sich das Gespräch von dem Einzelnen zum Allgemeinen erhob, das ihr Nahrung für ihren eignen Geist gewährte. — Gegen alles was, wie sie sich auszudrücken pflegte, zu Nichts führt, nicht eine neue Idee weckt (wie dieß leider der Fall bey den meisten gesellschaftlichen Unterhaltungen ist) hatte sie eine entschiedne Abneigung. Unstreitig ist gerade dieß das charakteristische Merkmal geistreicher Frauen.

Nachdem die Regierung dem mündig gewordnem Sohne übergeben war, hat sie nur noch sechs Monat gelebt. Bey einer, durch oft erfahrne Verkennung und körperliche Leiden, sehr reizbar gewordnen Stimmung, war der Abend ihres Lebens trübe. Das ist so oft das Loos ungewöhnlicher Thätigkeit und eines sich selbst nie genügenden Willens. Wie würdig sie von dem Schauplatz abgetreten ist, haben öffentliche Blätter gemeldet *).

Das Gedeihen und die Erhaltung der Detmoldschen Anstalten, verdankten sie, außer dem hohen

---

*) M. s. ihre treffliche Rede bey der Niederlegung der Vormundschaft in der Beylage Nr. II.

Einfluß und der regen Theilnahme der Regentin, dem reinen und belohnten Eifer trefflicher Männer in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Mit großem Eifer steht insonderheit noch bis diesen Augenblick der Pflegeanstalt in allen ihren Zweigen der verdiente Inspector Krücke vor, in dessen wohlwollendem und lehrreichem Umgange wir die meisten Stunden unsres Aufenthalts verlebten. Gemeinschaftlich mit ihm wirkt für das Schullehrerseminar von Cölln s würdiger Nachfolger, der Generalsuperintendent Weerth, schon früher zu Ketwig in einem ähnlichen Geschäftskreise geübt und bewährt. Das Gymnasium erfreute sich damals noch Köhlers und des gelehrten und talentvollen Habichts, welcher itzt das Gymnasium zu Bückeburg dirigirt, dessen bester Lobspruch viele gründlich gebildete Jünglinge sind. Manche andre ehrenwerthe Männer, unter ihnen der gelehrte und heitre Leibarzt Scherff, sind schon längst zur Ruhe gegangen.

Die verwittwete Fürstin Christine aus dem Hause Solms-Braunfels, besuchte den Hof nicht mehr. Wie schon über alles Irdische erhoben, lebte sie in stiller Zurückgezogenheit. Sie schien, wie eine schon halb Verklärte, nur noch unter den Menschen zu verweilen, vielmehr um das Bedürfniß eines liebenden Gemüths durch Gutesthun zu befriedigen, als aus Anhänglichkeit

an

an das Vergängliche. Das Auge ruhte mit Ehrfurcht und Liebe auf dem Angesicht, in dessen edlen Zügen sich Sanftmuth, Demuth und bewährte Duldungskraft im schönen Einklang aussprach, und das vom Alter nur die Bläße an sich trug. Nur eine Stimme ward über sie gehört; nur ein Wunsch für die Dauer eines Lebens, das anspruchlos im steten Wohlthun hinfloß. Eine sehr gebildete Hofdame, Fräulein von Röder, war die Gesellschafterin ihrer einsamen Stunden. An sie sind Ewalds Briefe an Emma geschrieben.

Recht zart und würdig hatte Pauline zum Einweihungsfest der von ihr gestifteten Pflegeanstalt den Geburtstag jener edlen Frau gewählt, den Chorgesang selbst dazu gedichtet, und mit den Worten geschlossen:

Christine soll ihr Schutzgeist seyn.

Geleistet, geschaffen hätte diese sanfte Seele in ihrer anspruchlosen Weiblichkeit wohl nie, was der Kraftvollen gelang. Aber sie unterstützte und förderte es, wie sie irgend vermochte. Und so soll es auch nach Gottes Ordnung seyn. Jeder soll wirken nach dem Maaß seiner Kraft. Neben dem glänzenden Verdienst soll das stille wirken. Es kann von jenem überstrahlt, aber nicht verdunkelt werden.

Christine Charlotte Reinhold, geb. 30. August 1744, Tochter des Superintendenten Wilh. von Tolen's Dramburg, vermählt 26 März 1780 mit dem Superintendenten Simon August von Lippe Detmold in Hessen-Homburg, geb. 16 Juli. 1823. Sie war die jüngste Tochter, und wurde Witwe 1. Mai 1782.

Von Detmold über Paderborn, Lippstadt, Hamm, Dortmund, nach Bodelschwing.

Je weiter man gerade auf diesem Wege in Westphalen kommt, desto mehr drängen sich Erinnerungen an eine Vorzeit, die, indeß weit Späteres längst untergegangen und vergessen ist, in den Werken aller Geschichtschreiber, in den Gesängen alter und neuer Dichter unvergessen fortlebt. Mögen die tieferen Forscher sich nie über das eigentliche Gebiet jener Wälder und jenes Winnfelds vereinigen, wo, vier Jahr nach dem Anfang der christlichen Zeitrechnung, Hermann seine Schlachten schlug, Varus seine Legionen sinken sah, Germanicus fünf Jahre später ihren noch umherliegenden von Luft und Sonne gebleichten Gebeinen eine Leichenfeyer anordnete. Stimmen doch fast alle, auch nach den neuesten Untersuchungen, darin zusammen, daß in der Gegend des itzigen Detmold der Teutoburgerwald zu suchen sey, und sich höchst wahrscheinlich östlich von Paderborn bis nach Osnabrück hin erstreckt habe *).

*) Haud procul — sagt Tacitus (Annal. I, 60) — Teutoburgensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque sepultae dicebantur. — Man vergleiche über die Ortsbestimmungen: Tappe wahre Gegend und Linie der dreytägigen Hermannsschlacht, Essen 1820, und die beleh-

Einige der schönsten Stellen aus den Liedern der Barden in unsers Klopstocks Hermannsschlacht, traten mir hier wieder ins Gedächtniß, und gaben Stoff, jene denkwürdigen Tage ins Andenken zu rufen, wo deutscher Muth und echter Freyheitssinn einer Macht widerstand, der nichts mehr unüberwindlich schien. Hatte man doch, wie man uns hie und da erzählte, selbst in dieser Gegend, wie im Badenschen, allerley wunderbare Bewegungen in der Natur bemerken wollen, die der Volksglaube zu aller Zeit für Andeutungen großer Begebenheiten gehalten hat.

Unter Betrachtungen und Gesprächen, die sich an jene Sagen und Gesänge knüpften, verkürzte sich der Weg durch die ermüdende Sandsteppe der Senne, von der das Sennengestüt im Lippischen Antheil den Namen hat, welches die wild umherlaufenden Pferde, die auch uns begegneten, einzieht und zu guten Racen veredelt.

Die erste Einfahrt in Paderborn machte durch den Schmutz der Straßen und eine traurige Stille einen fast widrigen Eindruck. Das Innere der Stadt gewann hernach durch den Contrast. Die Post war schon längst als Gasthaus, auch besonders wegen der fast überfüllten und doch so billigen Tafel, berühmt. Interessanter und lebendiger ward sie uns durch die Gegen-

---

rende Anzeige mehrerer dahin gehörigen neueren Untersuchungen, in der Jenaer Literaturzeitung vom Jahr 1823. Nr. 39.

wart vieler Militairs von verschiedenen umherliegenden Regimentern — alle voll gutes Muths und großer Sicherheit, wenn es nur zum Kriege käme. Gar manche Bekanntschaft ward hier erneuert. Auch ein Herr von Ripperdà, mir schon von der Schule her durch seinen echten Freyheitssinn, der so manchen Vorurtheilen seiner Mitschüler unzugänglich war, und den Schutz den immer der Schwächere und Unterdrückte bey ihm fand, vor andern werth, hatte zufällig von meiner Ankunft gehört Von Neuhaus, wo er in Quartier stand, eilte er herüber, den Abend bey uns zuzubringen. „Sieg oder Tod sey die Losung," sagte er beym Abschiede, und sprengte auf seinem muthigen Kampfroß sehr bewegt davon. Ich erwähne den kleinen Umstand des Contrasts wegen. Denn ein Jahr später sahen wir uns zu Chalons in Frankreich, und beyde als Gefangene wieder. „Nun, meinte er da, wolle er das Schwerdt mit der Sichel vertauschen und Kohl auf seinem Acker bauen."

Der Dom ist ein altes gothisches im Innern großartiges Gebäude. Der Küster schätzte ihn nicht weniger als zweytausend Jahre alt! Ueberall wird man an den Schutzheiligen Liborius erinnert. Seinen silbernen Sarg hatte man aus wohlbedachter Vorsicht bereits in Sicherheit gebracht. Ein älterer hatte im Jahr 1622 das Schicksal gehabt, in klingende Münze verwandelt zu werden, als Herzog Christian von Braunschweig das Apostelchor,

welches den Altar schmückte, nebst dem Behältniß, das die Gebeine des Heiligen umschloß — beydes von gediegenem Silber — raubte, und die bekannten Thaler mit der Aufschrift „Gottes Freund der Pfaffen Feind“ daraus prägen ließ. Man versicherte indeß, daß auch der itzige neue Sarg aus den eingetauschten Münzen gegossen, und also immer noch das alte Heiligthum sey.

Die reichen Meßgewänder in der Sakristey, Fähnlein und Reliquien unterhielten einige Zeit meine jüngeren Begleiter; mich mehr die alten Denkmale an Wänden und Pfeilern, als stumme Erinnerer an längst aus dem Gedächtniß der Menschen Verschwundene. Wie viel Werthloses überlebt nicht selbst Menschen von hohem Werth. Und o! wie oft überlebt der Mensch sich selbst!

Die Universität und die Schulen hatten Ferien. Wenig war dadurch verloren. Denn wie langsam alle Verbesserungen in katholischen an eiserne Formen gebundnen Instituten fortschreiten, und mit welchen Schwierigkeiten selbst eingreifende Regierungen da zu kämpfen haben, hat die Geschichte aller säcularisirten Länder bewiesen, und beweiset es noch diesen Augenblick. Ueber die Einrichtung und den Lehrgang des theologischen Seminars gab der Generalvikar Herr Dammers gefällige Auskunft. In seiner Begleitung ward das vormalige Jesuitercollegium besucht. Einige Professoren des Seminars waren gegenwärtig,

meist schweigsam und zurückhaltend, jeder Frage über das Innere fast mißtrauisch ausweichend, was bey der Umgestaltung von so vielem, was Jahrhunderte lang bestanden und durch Verjährung geheiligt schien, um so weniger befremden konnte, da sie von nichtkatholischen Oberen ausging. Wenigstens mit einer Neuerung schien man wohl zufrieden zu seyn. Die großen Hörsäle waren heizbar gemacht, in welchen vormals, selbst in den härtesten Wintertagen, gelehrt und gehört werden mußte. Auf vielen der älteren Universitäten war es ja nicht anders. Auch ist darin gewiß unser Geschlecht weichlicher geworden. Denn itzt begreift man kaum, wie gleichwohl wörtliches Nachschreiben möglich war, da Hand und Tinte nothwendig erstarren mußte.

Einer der Säle machte einen wunderbaren und lange dauernden Eindruck auf mich. Die Wände bedeckten von oben bis tief herab, Rahmen an Rahmen, die Bildnisse vormaliger Glieder des Ordens. Der Kunstkenner würde wohl wenig Befriedigung, der geübte Physiognom einen desto reicheren Stoff zur Erklärung dieser Züge, zur Enträthselung dieser merkwürdigen Chifferschrift auf mehreren hundert Gesichtern, gefunden haben, in denen bey der größten Verschiedenheit sich doch eine gewisse Geistesverwandtschaft kaum verkennen ließ *). Tief ergriffen fühlt ich mich, als ich diese

---

*) Indem ich das obige aus dem Tagebuch meiner Reise mittheile, fällt mir folgendes Urtheil Lavaters

große Gesellschaft, zwar stumm wie das Grab, das sie alle längst aufgenommen hatte, aber dennoch, wie mich dünkte, sich so deutlich aussprechend, in einem der Wohnsitze versammelt fand, worin auch einst der lebendige Geist des Ordens regiert und gewaltet hatte, jenes Ordens, der tiefer und kräftiger als irgend ein andrer in alle Verhältnisse des Lebens, der Staaten, der Kirche eingegriffen hat, und — wenn auch momentan gefesselt — bald hier bald dort das Haupt wieder erhebt. Sein Bild stieg vor meiner Seele auf, wie ich es in der Geschichte erkannt hatte, wie es von dem — selbst

---

im 3ten Theil seiner Physiognomischen Fragmente in die Hand. „Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomien keine leichter erkennbar als die Jesuitische. Ein Jesuit möchte beynah in welchem Kleide er wollte erscheinen, er hätte das Ordenszeichen für den gemeinen Physiognomen im Blick, im Umrisse seines Kopfs für den Geübten. — Beynah immer starkgewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen. Beynah immer große, meist gebogene und vorn scharfknorpliche (doch auch wohl sehr oft spitze?) Nasen. Beynah immer große, nicht fette aber rund vorstehende Kinne. Immer fast zusinkende Augen; bestimmt gezeichnete Lippen. — In sehr wenigen findet man den Ausdruck außerordentlicher Kühnheit. Zwar, ich weiß es wohl, war die Kühnheit der Jesuiten unbegränzt. Aber sie war Geheimniß, und gründete sich auf Verborgenheit. Eben darin unterschied sie sich von der Kühnheit des Helden oder des freyen Denkers.“

Wer wenigstens von manchen dieser Bemerkungen die Bestätigung sucht, reise nach Paderborn, und verweile einige Stunden in stiller Betrachtung in dem Zimmer des Collegiums, wo die Bildnisse hängen.

nach Voltaire's Urtheil — allein schon durch seine Provinzialbriefe unsterblichen Pascal *), wie es von den geistvollsten unsrer Kirchenhistoriker dargestellt ist. Dieser Gesellschaft — was war ihr wohl zu groß? Was zu schwer für ihr zahlreiches unter der friedlichsten Gestalt weit umher ausgestreutes, durch das Band einförmiger Gesetze, strenger Ordnung und fester Regierungsform so innig zusammengeschlossenes Heer, von Köpfen — wenn nicht durchaus eminent, doch brauchbar, erprobt, zum blinden Gehorsam gewöhnt? Einzig ist doch in der Geschichte dieser kunstvolle

*) Die Lettres provinciales von dem als frühreifes — besonders mathematisches — Genie, als eifriger Jansenist und als Verfasser der Pensées sur la Religion berühmten *Blaise Pascal*, die er unter dem Namen *Louis de Montalte* 1649 herausgab, sind vielleicht das bitterste, was je über die Moral der Jesuiten geschrieben, daher auch auf ihre Veranstaltung von Henkers Hand verbrannt ist. Daß sich in diesem merkwürdigen Manne, ein so hohes satyrisches Talent mit dem vollständigsten Hange zur Mystik vereinigt fand, gehört unter die psychologischen Merkwürdigkeiten. Wenige kennen jenes Werk, von dem Voltaire urtheilt, daß es gelesen zu werden verdiene, so lange man Bücher lese, und von dem er an einem andern Ort sagt: Les lettres provinciales de Pascal étoient un modèle d'éloquence et de plaisanterie. Les meilleurs comedies de Molière n'ont plus de sel que les premières de ces lettres. Bossuet n'a rien de plus sublime que les dernières. Uebrigens tadelt er mit Recht, daß zu unbedingt allen Gliedern des Ordens Schuld gegeben ward, was sehr viele verschuldet haben, und was durch Folgerungen aus seinen Principien, allerdings als Geist der Gesellschaft hergeleitet werden kann.

Staatskörper, der die Vortheile der Monarchie und der Republik in sich vereinigte, und dessen Glieder, wie von einem geheimen Faden angezogen, in Bewegung und Thätigkeit versetzt, jedes nach seiner besondern Kraft, zu den verschiedensten dem gemeinsamen Zwecke des Ganzen angemessenen Diensten sich fast unwillkührlich hingaben?

Während der Betrachtung der Bildnisse selbst, traf allerdings das Auge auf manche wohlthuende Züge von Redlichkeit und Milde; in andern fand es den Ausdruck stiller Einkehr, auch wohl zurückgedrängten Kummers, oder eines ekstatischen Zustandes, der sich bald durch einen schwärmerischen Aufschlag der Augen, bald durch ein unverrücktes Hinstarren des Blicks wie auf einen unsichtbaren Gegenstand, aussprach. Am häufigsten aber begegnete es doch ruhiger Besonnenheit, eiserner Festigkeit, oder jener kalten Strenge, in der jede Regung von Liebe, Mitleid und alle Gefühle, die den Menschen zieren aber auch schwach machen, erstarrt sind; auch wohl behaglicher Wohlgefälligkeit an erreichten Zwecken, und neben einer sanften einschmeichelnden Freundlichkeit, lächelnde Schlauheit. In einigen schien der Geist des Ordens wie personificirt in seiner ganzen charakteristischen Eigenthümlichkeit hervorzutreten;

der Vielgewandte,
der, jede Stunde seine Farbe wechselnd,
den Augenblick benutzet, jeden Blick

erspähet, oder wenn es Noth thut
in jede Form sich gießt, und seinen Hauptzweck
doch nimmer aus dem Auge läßt;
zu allem brauchbar,
oft selbst zu dem — was ein König
nur wünschen könnte, aber zu befehlen
sich nicht getraut *).

Unstreitig hat dieser Orden so vielen Regenten höchst gefährliche Gewissensräthe, ihren so oft über die Gemahlinnen hochgestellten Buhlerinnen, Werkzeuge zur Erreichung eigner und fremder Zwecke, Ungläubigen und Ketzern unerbittliche Inquisitoren, fernen Ländern Missionarien, hohen und niederen Schulen Dirigenten und Lehrer gesendet, und dabey durch eine feine, gefällige fast weltliche Außenseite, so abstechend von der plumpen Sitte oder der abschreckenden Finsterheit abgemagerter Schwärmer in andern Orden, sich überall angenehm und fast unentbehrlich zu machen gewußt. Dennoch — wer möchte verkennen, daß auch er keinesweges ohne Verdienst, und ohne manche wohlthätige Einwirkung auf die Zeit war? Wer so ungerecht seyn, alles was den Schülern Loyola's im Allgemeinen mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, namentlich jene schlaffe Sittenlehre, jenen gefährlichen jedes Verbrechen entschuldigenden Probabilismus — allen einzelnen Mitgliedern anzurechnen?

*) S. Werner in den Söhnen des Thals. Auch vergleiche man Henkens Charakteristik des Ordens im 4ten Theil der Kirchengeschichte.

Auch hat es unter ihnen Männer von groſser Gelehrsamkeit und von persönlichem Charakterwerth gegeben, und Unzählige, die wenigstens viel mehr für eine groſse Sache, wie sie ihnen erschien, als für Gewinn und Bequemlichkeit des Lebens ihre Kräfte verzehrt haben — starke Seelen, in denen wenigstens die ungeheure Willenskraft Bewunderung verdient. In einer gewissen Periode ist ihr Verdienst um Erziehung und Unterricht ganz unverkennbar, und viele protestantische Schulen wären noch später verbessert, wenn man sich nicht endlich in mehreren gröſseren Städten geschämt hätte, hinter den Jesuitercollegien in Methode, Gründlichkeit des Wissens und consequenter Disciplin so weit zurückzustehen *).

Von Paderborn führt der Weg über Lippstadt, Holderop, Hofestadt nach Hamm. Wir erreichten es sehr spät. Aber der Mondschein verschönte den

---

*) Die groſsen Fehler und Ausartungen der Jesuiterschulen sind bekannt und unleugbar. Aber man übersieht darüber leicht vieles, was wenigstens in Vergleich der früheren Lage des Schulwesens vortrefflich in ihrer Organisation war, und von unparteyischen Kennern des Inneren auch in unsrer Kirche anerkannt ist. An vielen groſsen Orten, wo in den Convictoriis alumnorum nicht auf den Unterschied der Religion gesehn ward, waren sie unstreitig die besten Anstalten, in welche alle Eltern aus den gebildeteren Ständen ihre Söhne schicken konnten. Man vergl. die sehr unbefangene Beurtheilung in Schwarz Geschichte der Erziehung 2. Th. S. 304.

Weg und den in seiner Beleuchtung doppelt freundlichen, hellen und artig gebauten Hauptort der Grafschaft Mark.

Hamm ist eine Ackerstadt. Merkwürdigkeiten würden uns hier nicht aufgehalten haben. Viehzucht, Brauereyen, Linnenhandel, sind die Quellen des Erwerbs und der Wohlhabenheit. Im Jahr 1806 war es noch der Sitz der Märkischen Kriegs- und Domainendeputation. Man fand hier einen glücklichen Verein mehrerer, wie durch Amtsthätigkeit, so besonders durch warmen Patriotismus sich auszeichnender Männer, die auch nach der traurigen Katastrophe, welche die Grafschaft Mark von Preußen trennte, gerade zu den ersten gehörten, die man in die geretteten Provinzen versetzte. Ich nenne nur von Vielen den damaligen Kriegsrath itzigen Liegnitzischen Regierungspräsidenten v. Erdmannsdorf, einen sehr würdigen Zögling der hiesigen Erziehungsanstalt, die Herren Maaßen, Schultheß und den Prediger der reformirten Gemeinde, itzigen Bischof Herrn Eylert, welcher jedoch schon damals den Ruf nach Potsdam angenommen hatte, der ihn noch eben zu rechter Zeit den Schmerz ersparte, einem fremden Herrscher zu huldigen und Siegsfeste über das unglückliche Vaterland zu feyern. Wir wohnten dem Gottesdienst bey. Ein erhebender Anblick war die gedrängt volle Kirche, und als aus einem Klopstockschen Liede — wiewohl, zufolge des Inhalts der Predigt, ohne alle politische Abzweckung,

eine verschiedner Deutung fähige Strophe, — gesungen ward *), so war die Bewegung fast in allen Mienen zu lesen, und verrieth es deutlich, daß wohl mehr an den gewaltigsten Fürsten dieser Welt, als an den Geist des Unglaubens, den der Dichter gemeint hatte, gedacht ward. So klangen damals, bey der leisesten Berührung gewisser Töne, alle Saiten in den Herzen wieder, denn sie waren alle gespannt auf das was kommen werde. Auch verbarg man es uns gerade in Hamm am wenigsten, daß wir eine kühne Reise unternommen hätten.

Der Weg von hier nach Dortmund geht zwischen Unna und Camen über einige wohlhabende Dörfer. In einem derselben, wo der Wagen etwas anhielt, interessirten uns zwey prachtvolle Linden, von einem Umfang, wie er wohl selten gefunden werden mag. Kein Reisender wird bereuen, unter ihnen zu verweilen. Sie beschatteten mit ihrem noch immer frischen Laubdach friedliche Gräber des Kirchhofs. Ein greises Haupt, itzt gewiß auch schon längst unter ihren Schatten ruhend, Hr. Böving, saß vor der Thür des Pfarrhauses und freute sich des schönen Morgens. Es war der Predi-

---

*) Es waren die Worte:

„Du hast von Ewigkeit gesehn
wie lange noch sein Reich bestehn,
sich gegen dich empören soll,
vielleicht, Herr, ist sein Maaß bald voll!“

ger des Orts. Bald eilte auch der junge Pfarradjunct, sein Sohn, in Halle mein Zuhörer, herbey. Von ihnen hörten wir, daß das Alter der Linden an dreyhundert Jahre zurück nachgewiesen werden könne. So gern hätte der gastfreye Mann es gesehn, wenn wir von der Fülle der Speisen und des Getränks, was die geschäftige Hausfrau mit echt westphälischer Liberalität, wovon man hier so viele Erfahrungen macht, herbeytrug, mehr und länger hätten genießen können.

Dem Landprediger, wenn der Sinn für gesellige Mittheilung nicht erstorben ist, thut gewiß ein Besuch, zumal ein unerwarteter, noch weit mehr wohl als uns Städtern. Ist ihm auch die Liebe zur Wissenschaft und das Interesse an der Literatur geblieben — was bey einer so isolirten Lage, worin sich viele des Standes befinden, und bey den Schwierigkeiten es zu befriedigen, immer doppelt verdienstlich und achtungswerth ist — so kann er doch nicht immer lesen und fremde Ideen empfangen, und findet gleichwohl in der nächsten Umgebung oft nicht Einen, mit dem er die seinigen austauschen könnte.

In Dortmund machten wir Mittag. Als Stadt ist es weder bedeutend noch im Innern anziehend, wie der Fall der meisten kleinen Reichsstädte ist, doch durch seine gothischen Thürme und Mauern alterthümlich. Einen unerwartet schönen Genuß gewährte uns die herrliche Orgel in der Reynoldskirche, wie sie der geschickte Günther, ganz ihrer Kraft und ihrer Züge

Meister, zu behandeln verstand. Es war das Vorspiel zu einem ähnlichen, das uns in Harlem erwartete.

Der Besuch des seit jener Zeit so wesentlich verbesserten Archigymnasiums konnte desto weniger befriedigen. Manche Uebel, über welche allgemein geklagt ward, lagen theils in dem Alter müder und abgearbeiteter Lehrer, die, wenn nicht frischere Kräfte sie unterstützen, immer das größte Unglück für Schulen jeder Art sind; theils in der verkehrten Organisation, die fast alle sogenannten akademischen Gymnasien mit einander gemein haben. Die jungen Halbstudenten, deren Unterricht ich eine Stunde beywohnte, schienen wenigstens in ihren Kenntnissen noch sehr weit von der Stufe entfernt, welche zur hohen Schule geschickt macht. Und selbst da — wie wenig steht oft akademischer Dünkel mit geistiger Ausbildung im wahren Verhältniß?

Die Ankunft des für das westphälische Kirchenwesen sehr thätigen Consistorialraths Bädeker, gewährte mir die persönliche Bekanntschaft dieses verdienten Mannes und befreyte uns zugleich bey der Mahlzeit von der lästigen Unterhaltung eines geistlosen Schwätzers.

Bodelschwing.

Die Wege in der Grafschaft Mark gehörten in früheren Zeiten zu den berüchtigtsten. Itzt soll schon sehr vieles gebessert seyn; hoffentlich auch der, welcher von Dortmund über Hokede führt, wo, wer ihn das erste Mal machte, sich an einigen Stellen darauf gefaßt halten mochte, buchstäblich in einen Schlammsee zu versinken. Aehnliches ist mir nirgend vorgekommen. Indeß erreichten wir doch ohne Unfall den Ort, wo die beyden jungen Westphalen im väterlichen und verwandten Hause das Ziel ihrer Reise erreicht hatten.

Seit Jahrhunderten ist Bodelschwing der Sitz und das Stammhaus der Familie gleiches Namens. Die Familie war schon längst eine der begütertsten der Grafschaft. Die alten Herren lebten theils als Krieger im Auslande, theils wenigstens im Alter auf ihren reichen Herrschaften. Erst neuerlich war der letzte Standesherr mit Tode abgegangen. Mit ihm erlosch der Name in dieser Linie, da nur zwey Töchter am Leben waren. Den Hauptttheil der reichen Erbschaft bestimmte er dem künftigen Gatten der ältesten, mit der Bedingung, daß derselbe seinen Namen führen sollte. Daher der Name des itzigen Besitzers, des Kammerherrn von Bodelschwing-Plettenberg.

Alles trug bey unserm Besuch noch den Charakter ritterlicher Alterthümlichkeit. Zwey breite Wassergraben umgaben das alte schloßartige Wohnhaus. Nur ein

Theil

Theil scheint von späterer Bauart. Auf zwey Ecken erheben sich Thürme nach Art der Warten auf Ritterburgen. Gleichen Charakter trug auch das Innere. Im unteren Stockwerk große Vorhallen und Zimmer, an kleinere Erkerstuben gränzend. Im oberen ein langer breiter Vorsaal, gleich einem hohen Boden mit unbekleidetem stämmigen Gebälk; an den Seitenwänden massive Schränke, Laden oder Truhen von roher zum Theil auch künstlicher Architektur, dergleichen man auch unter uns noch hie und da in alten Familien findet, worin denn seit Jahrhunderten für ganze Reihenfolgen von Generationen Anzug und Leinenzeug aufbewahrt ward, und die sich, wie oft schon! geleert und gefüllt haben mögen. Zwischen diesem altmodischen Geräth führten die Eingänge in große Wohn- und Fremdenzimmer mit gothischen Fensterbogen, verbleichten Tapeten, uralten Familienbildern, daneben ausgestattet mit deckenhohen, sehr weiten und breiten Betten mit starken faltenreichen Vorhängen, in Thronhimmeln endend — überhaupt in dem ganzen übrigen Mobiliar ein merkwürdiger Contrast von Opulenz bey unbeweglicher Anhänglichkeit an die Sitte der Vorzeit, und gänzlicher Gleichgültigkeit gegen den Wechsel in Moden und Formen. Nur ein kleineres Zimmer hatte der feinere Geschmack des erst neuerlich unabhängig gewordenen Besitzers, des Kammerherrn von Plettenberg, schon umgestaltet, und wenn, wie ich höre, diese neuen Schöpfungen fortgesetzt sind, so dürfte ein itziger Besucher das vorige

damals wahr und treu entworfene Bild, kaum noch ähnlich finden.

Aber auch in den Sitten und Gewohnheiten, wie in der ganzen Führung des Haushalts, erkannte man noch den Geist und die Farbe des vormaligen ritterlichen Familienlebens, und Vieles, was ich davon in alten Geschichten und Chroniken gelesen hatte, trat theilweise hier in der Wirklichkeit vor das Auge.

Schon der erste Empfang in dieser alten Burg hätte Stoff zu einem interessanten Gemählde gegeben. Ich möchte selbst die Scene lieber zeichnen und mahlen können, als mit Worten beschreiben.

Der älteste Sohn war von jeher, als Erbe der Herrschaft, besonders in Häusern, wo das Majorat an ihm hängt, von der Wiege an eine wichtige Person. Schon in den ersten Aeußerungen seiner Denkart, in der Hinneigung seines Charakters zur Strenge oder zur Milde, sehen Hausgenossen und Unterthanen die bessere oder schlimmere Zukunft für sich und ihre Nachkommen. Man trägt ihn auf Händen, man buhlt um seine Gunst, man schmeichelt ihm, oft eben so sehr zum eignen Schaden, als zu dem seinigen.

DieseAchtung gegen den hoffnungsvollen Stammhalter drückte sich denn auch recht sichtbar aus, als nach längerer Abwesenheit Junker Gisbert, künftiger Erb- Lehns- und Gerichtsherr, das väterliche Haus wieder besuchte, und es bildeten sich — ohne daß ein Cerimonienmeister oder Theaterdirector Jedem Ort und Stelle anwieß —

von selbst amphitheatralisch mehrere Gruppen, wie man sie auf unsern Bühnen in Ritterstücken zu sehen gewohnt ist. Das Schloß hat einen sehr großen hohen Vorsaal, auf welchen auch aus den an beyden Seiten liegenden Zimmern Fenster hinausgehn. Der junge Erbherr war unserm Wagen etwas vorgeeilt, und wir fanden ihn schon von einer großen Anzahl von Menschen, leicht nah an funfzig, umgeben. An den Wänden und in den Seitenthüren, die nach der Küche führten, stand mit vorgebeugtem Kopfe das Hausgesinde in großer Anzahl. Vor diesem die Verwalter, Jäger, Schreiber und Bedienten mit Lichtern. Auch ein altes kleines gutmüthiges Hausfräulein, das mit großer Sorgfalt täglich den Thee- und Kaffeetisch besorgte, fehlte nicht. Dann — mehr noch im Vorgrunde, der Prediger des Orts und der Lehrer der jüngeren Kinder — dann die Eltern und Geschwister, an die wir uns anreihten, — alles händedrückend und bewillkommend, das Personal im Hintergrunde sehnsüchtig harrend, bis es auch an die Reihe des freundlichen Handschlags gekommen seyn würde; und als jeder seinen Gruß erhalten und die Familie sich in die Zimmer zurückgezogen hatte, noch neugierig an den Fenstern umhergehend, um den Junker, und die fremden Leute die ihn mitgebracht, sich noch einmal zu besehen. Das ward ihnen denn auch alles mit recht großer Humanität verstattet, wie denn überhaupt die ganze Scene der beste Lobspruch auf die Milde und Güte der Gutsherrschaft war.

Als die würdige Hausmutter am folgenden Tage meine Frau mit dem Innern der Wirthschaft und des Haushalts bekannt machte, ließ ich es mir nicht nehmen, mich auch anzuschließen. So unermeßliche Vorräthe an Fleisch, Brodt, Wein und andern Bedürfnissen, als wir in dem Erdgeschoß der Burg in eisenfesten Gewölben aufgehäuft fanden, hatte ich nie gesehen. Unsre Führerin, die, das große Schlüsselbund in der Hand, über dem allen verständig waltete, erschien dabey so ganz in Tracht und Haltung, wie man auf Gemählden und Steingebilden die Edelfrauen der Vorzeit zu sehen gewohnt ist. Gerade so — dacht ich — sind schon vor Jahrhunderten die Mütter und Ahnfrauen der itzigen Geschlechter hier umhergegangen; so haben sie gesorgt, daß es den Rittern, wenn sie heimkehrten von der Jagd oder aus ernsterem Kampf, an nichts zum Schmause gebräche. So haben sie ihre Zeit zwischen Kindergebähren und Nähren, Aufsicht und Fürsorge für das Haus und seine Bedürfnisse, gastlichen Empfang und Pflege einkehrender Fremden, Regierung und Beschäftigung der Dienerschaft; Ausstattung der Söhne und Töchter, ihre Tage verlebt, und in emsiger Geschäftigkeit auch die Sorgen und Leiden des Lebens ruhig und ergeben ertragen, übrigens, unbekannt mit Allem, was die heutige Bildung oder Ueberbildung den Töchtern nicht mehr erlassen will.

In diesem gastfreyen Hause findet selbst der Unbekannte, oft eh er der Herrschaft gemeldet ist, in

der Vorhalle ungefordert seinen Tisch zum Imbiß gedeckt. Wo täglich an verschiedenen Tischen an funfzig bis sechzig Personen zu speisen sind, macht dieß natürlich weniger Schwierigkeit. Aber es charakterisirt doch zugleich die Gastfreyheit als Haus- und Landessitte.

In dem geselligen Umgang drückte kein Zwang den Fremden, führte keine Abgemessenheit und Peinlichkeit die Langeweile herbey. Mit der liberalsten Bewirthung wechselte fröhliches Gespräch, Besuch der Umgegend und musikalische Unterhaltung. Erfreuend war auch das friedliche Verhältniß, worin ein sehr gebildeter und kenntnißreicher katholischer Geistlicher der Nachbarschaft, Herr Eikert, mit seinen evangelischen Amtsbrüdern lebte.

Zu früh schlug uns nach wenigen sehr frohen Tagen die bestimmte Stunde zum Aufbruch nach Münster. Der Weg war schlecht, die Gegend einförmig und öde. Gegen Abend kamen wir an.

Münster.

Es waren erst vier Jahre verflossen, seit das Hochstift Münster, nebst mehreren andern geistlichen Stiftungen, säcularisirt und dem preußischen Staat einverleibt war. Man kennt die nächsten Folgen solcher Veränderungen, die in das innerste Leben fast aller Stände eingreifen, und bey denen oft lange Zeit nur der Verlust gefühlt und berechnet, der Gewinn übersehen oder geflissentlich verkannt wird. Lange Gewöhnung an das Fehlerhafte und selbst Schlechte, kann selbst gegen das entschieden Bessere blind machen, zumal gerade die gröbsten Mißbräuche oft einer oder der andern Classe Vortheile gewähren, die der Eigennutz um keinen Preis missen will. Auch sieht man — und nicht ganz ohne Grund — in jeder fremden Besitzergreifung doch nur das Recht des Stärkeren, das den Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit nie ganz entgehn wird.

In dieser Stimmung fanden auch wir noch viele Gemüther. Die Billigdenkenden hatten wohl dem ersten preußischen Staatsbeamten, dem nachmaligen um Preußens Regeneration so hochverdientem Minister v. Stein, welcher als erster Präsident zu der münsterschen Regierung kam, von Seiten seiner Einsicht und seiner, bey allen durchgreifenden Maaßregeln, doch stets liberalen Gesinnungen, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dieß war nicht minder der Fall, als der Frey-

Herr von Vincke, welcher noch itzt diesen Posten als Oberpräsident bekleidet, ihm nachfolgte. Selbst viele unter den eifrigsten Katholiken, welche bekanntlich die bey weitem größeste Anzahl der Einwohner der Stadt und des Bisthums Münster ausmachen, gaben auch unaufgefordert Zeugniß von seinem warmen Eifer, der nur das Gute wolle und fördre, und selbst denen, welche bey der gänzlichen Umgestaltung der Dinge verloren hätten, ihr Loos erträglich zu machen suche. Wie wohl thaten mir solche Urtheile, da ich erfüllt sah, was ich, als der edle Mann zwischen 1789 — 1792 bey uns seine Lehrjahre durchlebte, immer vorhergeahnet und vorhergesagt hatte, und was sich auch gerade itzt — wo er so eben unter dem unmittelbaren Vorsitz des Thronerben an der Organisation der Provinzialstände der gesammten Monarchie so nahen Antheil nimmt — durch das hohe Vertrauen des Königs und seines Königlichen Sohnes bewährt hat.

Von ihm — einem der dankbarsten Söhne der Anstalt die ihn erzog — wurden wir mit offnen Armen empfangen. Er bewohnte fast einsam das schöne Schloß, welches erst vor dreyßig Jahren die Stände dem vorletzten Fürstbischof erbaut hatten. Weder dieser noch sein Nachfolger hatte es je bewohnt. Dem herrlichen Saal in der Fronte des Hauptgebäudes fehlte noch der Plafond; doch schmückten ihn schon lebensgroße Bildnisse vormaliger Regenten. Unter ihnen

fesselte die Aufmerksamkeit am längsten der kriegerische Christoph Bernhard von Galen, der — ein deutscher geistlicher Fürst! — im Solde Ludwig des Vierzehnten, diesem nicht nur Hülfstruppen sendete, sondern selbst wider Kaiser und Reich in blutiger Fehde lag, und dieß gerade zu der Zeit, als der entschloßne Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Ahnherr unsrer Könige, es wagte, den übermüthigen französischen Eroberer, welcher Deutschland Gesetze vorzuschreiben gedachte, sich kühn entgegenzustellen.

Wir konnten ganze Reihen unbewohnter Zimmer in Besitz nehmen, und fühlten uns fast von der Größe und Weite eines einzigen gedrückt. Desto mehr war uns wohl bey unserm trefflichen Wirth, in welchem die Jugendlichkeit seines Ansehens und Wesens, die Einfachheit und reine Natürlichkeit der Sitten, mit dem männlichen Ernst, der strengen Arbeitsamkeit, und dem klaren und umsichtigen Geschäftsgeist, einen höchst interessanten und eigenthümlichen Gegensatz bildet.

Welcher fast unerschöpfliche Stoff zum Gespräch bot sich uns dar! Wie viel hätten wir, itzt selbst auf einer Reise begriffen, lernen mögen von den reichen Erfahrungen seiner zum Theil in Aufträgen der Regierung gemachten Reisen, die ihn nach England, Frankreich, Portugal, Spanien führten, besonders über das letztere Land, auf das damals wie itzt aufs neue, vieler Augen gerichtet waren, und in

dem er in ruhigeren Zeiten sieben Monate verweilt hatte, um den Ankauf der Merinoschaafe zu leiten. Wenn er, neben dem eignen Studium, diesen Reisen den reichen Schatz kameralistischer Kenntnisse verdankte, so hatte diese tägliche Beschäftigung mit ökonomischen Gegenständen, doch, was so leicht geschieht, den Sinn für die geistige Bildung aller Volksclassen keinesweges geschwächt. Er war, während er die Möglichkeit der Veredlung der Thiergattungen aus der Erfahrung kannte, nicht wie manche andre selbst wohldenkende Männer, die mir hie und da im Leben begegnet sind, an der Veredlung der Menschheit, und selbst der Niedrigsten des Volks verzweifelt, oder dagegen mißtrauisch geworden, und es gehörte gerade das Fach des Volksunterrichts zu denen seines Geschäftskreises, die er mit vorzüglicher Liebe bearbeitete.

Doch alle diese Gegenstände wurden bey unserm dießmaligen Zusammenseyn kaum berührt. Es lagen schwere Sorgen auf dem Herzen dieses reinen Patrioten. Er sah nur zu deutlich die Gewitter des Krieges heranziehen, die vielleicht reinigen, vielleicht auch sich über dem Vaterlande entladen und dann, was kaum zu gedeihen anfing, zerstören konnten. Auch machte ihn manches, was, patriotisch gemeint aber nicht wohl berechnet, schon geschehn war oder geschehn sollte um den Sturm zu beschwören, bang vor dem Ausgang.

Uns selbst fing die Zukunft von Tag zu Tag an immer bedenklicher zu erscheinen. Der Ausbruch des

Kampfs ward immer gewisser. Der Gouverneur von Münster, nachmaliger Feldmarschall Fürst Blücher, bewohnte den unteren Theil des Schlosses. Es war der Tag vor seiner Abreise zur Armee (13. Sept.). Wir brachten eine unvergeßliche Abendstunde bey ihm zu. Ich sah ihn damals zum ersten Mal, kräftig, muthig, nichts mehr fürchtend als gütliche Beylegung, die nimmer Gutes bringen, endliche Befreyung nur erschweren könne, doch fern von Uebermuth, den Feind nicht verachtend, den Tod nicht fürchtend, wenn nur der Sieg errungen werde. „Geb' unser Herr Gott, sagte er, als er mir bey dem Abschiede die Hand drückte, daß wir uns in ruhigern Zeiten fröhlich wiedersehen!“ —

Fünf Wochen später — noch eh ich die Heimath wieder erreicht hatte — sah ich ihn in Braunschweig wieder! Aber unter welchen Verhältnissen! In welcher Stimmung! — Doch die Erzählung soll der Zeit nicht vorgreifen.

Die Merkwürdigkeiten Münsters blieben nicht unbeachtet. Die Stadt — einst die erste des hanseatischen Bundes zwischen der Weser und dem Rhein — hat helle breite Straßen, mehrere Gebäude im großartigen Styl, auch Privathäuser von gefälligem Aeußeren. Vormals umgaben sie, wie fast alle Städte von einiger Bedeutung, Wälle und Festungswerke.

Itzt ist ein von vier Reihen von Linden beschatteter Spaziergang an ihre Stelle getreten.

Der Dom, ein ehrwürdiges Werk alter Baukunst, vereinigt mehrere Denkmale von meisterhafter Sculptur, und hat bey dem Eintritt, dem Hochaltar gegenüber, etwas Erhabnes.

Im Rathhause hat man sehr beyfallswürdig dem großen Saale gerade die Gestalt und Einrichtung gelassen, worin ihn im Jahr 1648 die Gesandten der damaligen europäischen Mächte fanden, als sie den ersehnten westphälischen Frieden unterzeichneten. Alles ist noch wie damals. Dieselben Polster, auf welchen sie ringsumher gesessen hatten, liegen noch auf denselben Sitzen. Noch hat, wie man versicherte, der über einer Erhöhung stehende Tisch denselben Umhang. Nur an den Wänden reihen sich itzt die Bildnisse der Hauptpersonen jener Versammlung. Man möchte in diesem merkwürdigen Local Tage lang einsam verweilen, und sich der Betrachtung hingeben, was wir an jenem, für Staat und Kirche unendlich folgenreichen 24sten October, dem Tage der Unterzeichnung, gewonnen oder verloren haben, und wie durch ihn das schon locker gewordne Band deutscher Nationaleinheit fast gänzlich gelößt ward. Unsre Zeit hat freylich in wenigen Tagen andre Friedensschlüsse zu Stande kommen sehen, die einen großen Theil von Europa umgestaltet und so vieles, was in Münster für ewige Zeiten beschlossen ward, vernichtet haben.

Ein Blick hinauf zu den hohen Thürmen der Lambertuskirche, zieht die Betrachtung noch um hundert Jahre weiter zurück — in jene grauenvolle Zeitperiode, wo Münster der Schauplatz der unerhörtesten Ausschweifungen fanatischer Wiedertäufer geworden war. Man sieht noch oben an diesen Thürmen die zur Warnung für alle Vorübergehende befestigten eisernen Käfige, in welche die mit glühenden Zangen zerrissenen Leichname Johann Bockolds, Krechtings und des Rathsherrn Knipperdolling geworfen wurden.

Wie war es möglich — frägt man sich — daß jener Bockold, ein junger sechs und zwanzigjähriger Schneider, späterhin Johann von Leyden genannt, es wagen durfte, sich eine Krone aufzusetzen, sich als König des neuen Zions anzukündigen, Münzen zu schlagen, Manifeste von Empörungen gegen die regierenden Häupter zu erlassen, Vielweiberey durch Beyspiel und Lehre zu begünstigen, während Hunger und Seuchen in der Stadt wüthen, in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit zu schwelgen, und jeden, der ihm in den Weg tritt, hinrichten zu lassen? — Wie war es möglich, daß er Tausende durch das Vorgeben eines höheren Berufs verblenden, und daß die ruhigen und verständigen Bürger, deren es doch in jener damals so volkreichen Stadt gewiß sehr viele gegeben haben muß, solchem Unwesen nicht steuern konnten? — Aber hat unsre Zeit nicht ähnliches gesehen?

Ja hat nicht zu allen Zeiten der Fanatismus, sobald er den thierischen Neigungen, oder eines der Vernunft und dem Gesetz stets abholden Pöbels zu schmeicheln verstand, die Gemüther in Flammen gesetzt? Auch in einem Zeitalter, das man das aufgeklärte nennt, sollte man es nicht übersehen, wie sich zu religiöser Schwärmerey von jeher sinnliche Lüsternheit zu dieser Härte und Grausamkeit gesellt hat. Selbst die Geschichte von Schwärmereyen, die in ihrem Entstehen rein und unschuldig erscheinen, liefert hiezu die Beweise.

Das Kloster der barmherzigen Brüder bestand zwar noch, aber wir fanden nur sieben Mönche und zehn Kranke. Man klagte über verminderte Einnahme. Keine Art frommer Stiftungen verdiente so sehr erhalten und bedacht zu werden. Und doch wiederholte sich jene Klage fast in allen, die ich an verschiedenen Orten besucht habe.

Die Universität und die Schulen hatten Ferien. Jene ward erst im Jahr 1818 aufgehoben. Lange schwankte man, ob sie umgestaltet in Münster oder Paderborn fortdauern sollte. Zuletzt blieb es in Münster bey einem theologischen Seminar, und Bonn trug den Preis davon.

Erst auf dem Rückwege machte ich die nähere Bekanntschaft einiger bedeutenden Männer, und erneuerte die frühere des für das Hochstift einst so segenreich wirkenden Ministers v. Fürstenberg. Weiter unten werde ich auf diesen merkwürdigen Zeitgenossen zurückkommen.

Reise von Münster über Emmerich nach Cleve.

Von Münster aus wählten wir die geradeste Straße auf Holland. Fast gewährte der sandige Weg und die ermüdend langsame Bewegung des Wagens der Muße zu viel, um genußreiche Tage durch Erinnerung und Gespräch zu wiederholen.

Die Straße führt über Coesfeld — ein gräflich Salmsches Städtchen, in dem schon die größte Reinlichkeit und das ebne Pflaster die Annäherung an das — auch von dieser Seite bekannte — Holland ankündigte; dann über Bahlen, einen alten reichen Rittersitz, Borken, Bockoldt nach Emmerich.

In der Nähe dieser Stadt liegt ein rühmlich bekanntes Erziehungsinstitut für Töchter aus gebildeten Familien; die Stiftung eines mir von Halle her schon befreundeten würdigen Predigers Herrn Detmers. Der Zufall, der auf Reisen oft so angenehm überraschend mit uns spielt, hatte eben den Stifter in das benachbarte Dorf Millingen geführt. Indem ich nach der Entfernung seines Wohnorts am Wirthshause fragte, trat er selbst, seinen Augen kaum trauend, an den Wagen. Wie belehrend war der kleine Umweg. Er führte über Hüth, wo wir jedoch den Besitzer, Grafen v. Bork, verfehlten, dessen rühmliches wenn auch von der neuen Regierung im Bergischen nicht genug erkanntes Bestreben für den öffentlichen Unterricht zu

wirken, eine ehrenvolle Erwähnung verdient. In Reckenburg sahen wir uns in den Kreis lieblich aufblühender Töchter edler deutscher und belgischer Familien versetzt. Es war ein schöner Anblick, sie alle emsig mit weiblichen Arbeiten und kunstvollen Spielen der Nadel beschäftigt zu finden, dabey so gesund und uns so heiter begrüßend. In so abgeschloßnen, ihrer Natur nach einförmigen Anstalten, geht diese Heiterkeit und die Freymüthigkeit des häuslichen Familienlebens so leicht verloren, zumal in mehr klösterlichen Erziehungshäusern, wo jede Bewegung, jedes Wort ängstlich bewacht wird, oder wie in manchen ledigen Schwesterhäusern der Brüdergemeinden. In Reckenburg schien — wenn man von momentanen Eindrücken schließen darf — die jugendliche Fröhlichkeit und Unbefangenheit unverloren.

Wie sehr die Leitung solcher Institute durch die Verschiedenheit der Eltern, ihren ungleichen Wohlstand, ihre noch ungleichere Ansprüche erschwert wird, darüber konnte ich die Mittheilungen des Vorstehers aus eignen Erfahrungen theilen. So viele betrachten ihre Kinder als den Mittelpunct, um den sich alles drehen, nach dem sich alles richten soll. Daß andre Eltern gerade dieselben Rechte haben, daß der allgemeinen Ordnung, daß der Rücksicht auf das Beyspiel Opfer gebracht, Wünsche versagt werden müssen, wird nur zu oft schwer begriffen.

Das hiesige — nach dem Urtheil vieler die es näher kennen und beobachteten — sehr zweckmäßig organisirte Jnstitut, behauptet, wie mich Kundige versicherten, noch itzt seinen früheren Ruhm.

Gegen Abend erreichten wir Emmerich. Die Gegend umher ist eben. Von dem prächtigen Rheinstrom zeigen sich nur einzelne Krümmungen. Die Stadt ist alt und wenig angenehm im Jnnern. Sie genießt selbst wenig von der reizenden Nähe des vaterländischen Flusses, da die hohen Stadtmauern die Aussicht darauf nur aus wenigen Häusern vergönnen, und das Leben und Treiben, was eben die Lage an größeren Strömen so angenehm macht, dem Auge verbergen. Nicht wenig wurden wir daher überrascht, als wir in dem Zimmer des Gasthauses, das uns empfohlen war, das Fenster öffnend, dicht unter uns den herrlichen Strom mit seinen grünen Wogen erblickten. Er weckte bittersüße Erinnerungen an eine frühere Reise im Jahr 1794, wo ich ihn zum ersten Mal sah.

Der Burgemeister der Stadt Herr Fettig, mein vormaliger sehr werther Zögling, eben vom Landtage in Düsseldorf, damals dem neuen Hauptsitz der Großherzoglich Bergischen Regierung, zurückgekommen, eilte uns zu empfangen. Altes und Neues verkürzte unsre Abendunterhaltung. An der Gasttafel interessirte der Wechsel der Sprachen, deren immer zwey bis drey im Gange waren. Die Bewirthung selbst verkündigte auch hier schon die Nähe von Holland.

Wir

Wir sahen, an der Seite unsers höchst gefälligen und unterrichteten Freundes *), am nächsten Morgen einige Merkwürdigkeiten, vor allen die Collegiatkirche dicht am Rhein, welche man als den eigentlichen Anfangspunct der Stadt zu betrachten pflegt. Achthundert Jahre seyen, wie man meint, seit der ersten Ansiedelung verflossen. Wenigstens reichen die Erinnerungen an dem Schutzheiligen Willibrod so weit zurück, und der Kirchendiener bezweifelte nicht, daß noch mehrere alte Denkmale, Reliquien und heilige Gefäße die er uns zeigte, aus jenen Zeiten stammten.

Cleve.

Der frühere Plan, über Cleve nach Arnheim zu gehen, wich dem besseren Rath, jene in vielem Betracht so interessante Stadt nur von Emmerich aus zu besuchen, und um die Belästigungen der sehr verrufenen französischen Douane zu vermeiden, unser Gepäck zurückzulassen.

In einem kleinen Boot setzten wir über den Rhein, und waren in wenigen Minuten jenseits, — nur leider! nicht wie vormals auf vaterländischem, sondern itzt auf französischem Grund und Boden.

*) Nach der glücklichen Umwandlung der Verhältnisse, Regierungsrath in Cleve, itzt in Düsseldorf.

Um so härter war dieser Wechsel für die Bewohner, da sie, seit die Clevische Erbschaft im J. 1666 dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zufiel, der auch seitdem während seiner langen Regierung oft auf dem Schlosse seinen Aufenthalt nahm, zu den treuesten und anhänglichsten Unterthanen gehörten; eine Gesinnung, die sich namentlich bey dem Ausbruch der französischen Revolution, als in den benachbarten Niederlanden schon alles in voller Gährung war, bewährte, und durchaus frey von aller Theilnahme blieb, bis man endlich der Gewalt weichen mußte*).

Die Douane hielt uns nicht auf. In zwey Stunden war auch Cleve erreicht. Wir fuhren gleich nach dem sogenannten Thiergarten, wo man im Sommer Gesellschaft findet und zu speisen pflegt.

Hier verkündigte alles die stiefmütterliche Behandlung des neu acquirirten Landes. Das Bad, dicht an einem großen Garten, der sich an den Bergen herabzieht, belegen, und vordem viel besucht, war so zerstört, daß man nicht ohne Gefahr vor dem Einsturz

---

*) Wer sich sowohl von Cleve überhaupt, als insonderheit von den merkwürdigen und höchst schmerzlichen Wechseln, durch welche dieser Theil der preußischen Monarchie in den letzten dreyßig Jahren gegangen ist, genauer unterrichten, auch wohl die momentane Hinneigung des jüngeren Geschlechts zu dem französischen Wesen erklären will, vergleiche die Schrift eines Ungenannten aber gewiß sehr Sachkundigen und Unparteyischen: Ueber Cleve. In Briefen an einen Freund aus dem J. 1811 und 1814. Frankfurt a. Mayn. 1822.

in das Brunnenhaus gehen konnte. Die Säulengänge, die in Form eines Amphitheaters zu Spaziergängen angelegt wurden, waren zum Theil schon in morsche Trümmer zerfallen. Eben so manche andere Anlagen, bey denen schon ältere Reisebeschreiber mit besonderm Wohlgefallen verweilen, und die späterhin durch den Kammerpräsidenten, nachmaligen Minister v. Buggenhagen, den warmen Freund, Kenner und Förderer des Schönen in der Natur und in der Kunst, so viel gewonnen hatten. Die großen Säle, wo vormals hunderte von Gästen, aus den verschiedensten Gegenden, besonders aus Holland zusammenflossen, standen itzt ganz leer. Daher hat sich auch der Besuch der Stadtbewohner sehr vermindert. Wir waren die einzigen Fremden. Dennoch fanden wir sehr gute Bewirthung.

Der schönste Standpunct zum Ueberblick der Stadt und Umgegend, ist unstreitig die Terrasse im Prinzenhofe. So nennt man ein kleines Schloß, mit einem sehr wohl unterhaltenen Garten, damals Besitzthum einer Gräfin von der Lippe. Wären nur der Inschriften nicht so viele, und viele so lang! Es ist eine eigene Sache um diese Inschriften. Sparsam und gewählt, wie man einige im Weimarschen Park findet, können sie besonders bey einsamen Spaziergängen, einem empfänglichen Gemüth wohl thun. Zu gehäuft — wie schon in manchen Theilen des Wörlitzer Gartens der Fall ist — ermüden sie. Wenn jeder Ruhesitz, jeder Baum, jedes Gemäuer dem Vorüber-

gehenden eine Sentenz entgegenruft, so will es fast scheinen, man habe auf lauter gedankenlose Besucher gerechnet. Von einem redseligen, bey jedem zehnten Schritt stillstehenden Cicerone langsam vorgelesen, oder gar vordeclamirt, könnten sie den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen. Ich erinnere mich einer solchen Marterstunde an einem heißen Sommertage in dem Garten eines bekannten Schriftstellers, dessen Asche sanft ruhe!

Ungern trennt man sich von dem Anblick der schönen Natur, von der man auf jener Terrasse umgeben ist. Da die Stadt, die sich in der Bauart schon ganz dem holländischen Geschmack nähert, zum Theil auf einem Hügel erbaut ward, so übersieht ein gutes Auge auf den erhabensten Puncten das untere Rheinthal von Wesel bis Nymwegen, und kann an sechzig bis achtzig Thürme entdecken. Das Thal ist höchst fruchtbar, und trägt überall die Spuren einer brabantischen und flandrischen Cultur. Wäre nur, was diese so sehr befördert, die Nähe des Rheinstroms nicht auch oft so verderblich. Nicht ohne Schaudern gedachte man noch der furchtbaren bis in die Unterstadt eindringenden Ueberschwemmungen in den Jahren 1795, 1798, 1803 und 1805, vor allen der früheren 1784, da man jedes Jahr ähnliche Unglücksfälle entgegen sehen muß. Ein solcher traf auch einige Jahre später (1809) Wesel und Cleve. Die kühne That eines heldenmüthigen Mädchens, jener Woltemade in ihrem Ge-

schlecht bringt nicht nur ein kleines Denkmal an der Stelle wo sie das Opfer ward, sondern ein noch unvergänglicheres in dem Gesang unsers großen Dichters, so wie das Andenken an jene Schreckenstage auf die Nachwelt. Auf einen kleinen Hügel hoffen sich acht Menschen vor den unaufhaltsam wachsenden Fluthen zu retten. Aber auch ihnen drohte mit jeder Stunde gewisser der Tod, ohne daß jemand zu helfen vermochte. Da ergreift ein Bauermädchen von 17 Jahren zuerst ihre Mutter, ladet sie auf ihre Schultern, und bringt die theure Last durch die Fluth in Sicherheit. Dann kehrt sie zurück auch Andere zu retten, und es gelingt. Sie kehrt zum zweyten Mal um, und es gelingt. Immer kleiner wird durch die steigenden Wellen der Hügel. Man beschwört sie, ihres eignen Lebens eingedenk zu seyn. „Laßt mich — ruft sie — seht ihr nicht eine Mutter mit zwey Kindern.“ Sie wagt den Gang, erreicht mühsam den Hügel, streckt die Hände nach der Verzweifelnden aus. Da verschlingt die Unglücklichen die sie retten will, und sie selbst eine heranstürzende Welle. Sie hieß Johanna Sebus*).

Auf einer Wiese in der Nähe des Bades wurden französische Rekruten eingeübt. Die Art ihrer Behandlung von einem jungen Officier war uns ein fast neues Schauspiel. Nichts von dem rauhen Tone, dem barschen Anfahren, dem stets zum Losschlagen

*) M. s. Göthens Feyergesang in d. Beylage Nr. III. S. 336.

aufgehobenen Stock, wie man das alles unter uns so oft bey diesen Einübungen gewohnt war, und was zwar nicht Allen, doch sehr Vielen dieses ehrwürdigen Standes unentbehrlich schien*). Vernunft und Humanität sprach aus dem höchst lebendigen Manne. Lob und Tadel wechselte. Das kleinste Gelingen ward aufgemuntert, der Fehler durch eignes Vormachen verbessert. Die nationale Lebhaftigkeit und Bildsamkeit mochte auch das ihre dabey thun. Aber man sah deutlich, daß er glaubte, Menschen vor sich zu haben die man bilden könne, nicht Thiere, die man dressiren müsse.

Bey der Rückfahrt von Cleve wurden wir selbst eben so wenig als das erste Mal von dem Commis der Douane aufgehalten. Sogar half unsre Fürsprache einer armen Frau durch, die sich in einem Bunde Stroh etwas Mehl, da es jenseits des Rheins wohlfeiler war, geholt hatte.

---

*) Wie erfreulich ist, daß der jeden Schritt zum Besseren achtende und fördernde preußische Monarch, schon im J. 1808 in der gerade an Seinem Geburtstage am 3ten Aug. vollzogenen Kabinetsordre, folgendes erklärte:

„Die Erfahrung lehrt, daß Rekruten ohne Schläge im Exercieren unterrichtet werden können. Einem Officier, dem dieß unausführbar scheinen möchte, mangelt entweder die nöthige Darstellungsgabe oder der klare Begriff vom Unterricht in seinem Fortschritt vom Leichten zum Schweren. Einem solchen ist er so lange abzunehmen, bis er sich die Fertigkeit, den Soldaten auf eine faßliche Art auszubilden, erworben hat. Die ihm fehlende Diensteigenschaft wird in der Conduitenliste bemerkt.“

Von Emmerich nach Arnheim.

Unser sorgsamer Freund, darauf sinnend uns jeden Dienst zu leisten der in seiner Gewalt stand, ordnete unsre weitere Reise an, und begleitete uns zu Pferde — zur großen Freude des jungen Holländers, der ihm sehr bald seinen Platz im Wagen gern überließ. Wir gewannen dadurch eine längere Unterhaltung mit dem sehr unterrichteten und ruhig beobachtenden Manne, über die Lage der Provinz und Joachims Regierung.

Bey der alten Abtey Elten versäume kein Reisender anzuhalten. Von der Höhe, auf welcher sie liegt, erwartet ihn die herrlichste Aussicht. Er steht da fast an der Gränze der Niederlande. In breiten Strömen durchschneidet der Rhein und die Maaß die Ebene. Cleve, Emmerich, Nymwegen, Arnheim und viele andere Städte begegnen dem Auge. Das helle Sonnenlicht war uns günstig; kein noch so entfernter Gegenstand ging ganz verloren. In Sevenaar übergab uns Herr Fettig einem andern Schulfreunde, der dort als Richter oder Justizbeamter ein angenehmes Landhaus bewohnte. — Möchte nur die Erinnerung, an die Herzlichkeit seines Empfanges, nicht eine schmerzlichere an sein letztes Schicksal wecken! — Nun von diesem begleitet, begrüßten wir bey Plön, dem Landsitze einer reichen aus Holland

stammenden Edelfrau, der ich Nachrichten von ihrem bey uns studirenden Sohne bringen konnte, die holländische Gränze. Ein stattliches Haus, durch eine reiche Kupfersammlung verschönt, ein nicht minder reiches Mahl bey der originell lebendigen und gesprächigen Matrone, ließ auch von unsren letzten Stunden auf deutschem Boden die angenehmsten Eindrücke zurück.

Sobald man die Schiffbrücke über die Yssel hinter sich hat, befindet man sich in der Provinz Geldern. Schon in den nächsten Dörfern wird man manche Eigenthümlichkeiten und namentlich den Wohlstand des Landes gewahr. In dem geringsten Bauernhause herrscht mehr Reinlichkeit und eine geordnetere Einrichtung als oft bey uns in weit größeren. Viel trägt die Höhe und Helle der Fenster dazu bey. Die Stadt ist ziemlich groß, nicht ohne einzelne schöne Gebäude, doch nicht sehr volkreich. Es war noch zeitig genug am Tage, um eine Wanderung an den itzt unbedeutend gewordenen stillen Hafen zu machen, die vornehmsten Plätze und Gebäude, z. B. den Nassauischen Hof, den Prinzenhof, vormals Wohnung der Herzöge von Geldern, und das Rathhaus zu sehen, und wenigstens einen Totaleindruck von der Stadt zu bekommen. Dann benutzten wir den späteren Abend und die Nacht, um bey Zeiten in dem zwölf Stunden von Arnheim gelegenen Utrecht anzukommen.

In Arnheim fanden wir zuerst bestätigt, was man uns von dem theuren Reisen in Holland gesagt

hatte. Doch entschädigt die große Ordnung und Pünctlichkeit. Man meldet sich durch Anziehen einer Klingel bey dem Commissionair des Fuhrwesens. Alsbald erscheint er, und vernimmt was man begehrt. Sehr schnell ist der Fuhrmann, den eben die Reihe trifft, zur Stelle. Wir staunten ein wenig ob dem großen viersitzigen, auch mit vier starken prächtigen Pferden bespannten, übrigens höchst bequemen Wagen. Dafür wurden mit allen Nebenabgaben und Zöllen überhaupt 22 Thlr. unsers Geldes bezahlt. Wir fuhren bey dem gleichmäßigen Gange der Harttraber (wie man sie nennt) ziemlich schnell. Ein Paarmal nur hielt der Fuhrmann unter einem hohen, am Wirthshause angebauten, von beyden Seiten offenen Bretterverdeck an, um den Pferden bey der starken Station etwas vorzulegen, ohne jedoch irgend eine Art von Ansprüchen an uns zu machen. Morgens gegen sieben Uhr trafen wir in Zeyst, zwey Stunden vor Utrecht ein.

Zeyst ist unstreitig eine der schönsten Colonieen der Brüdergemeinde. Diese Gesellschaft, in welcher seit dem J. 1727, wo Herrnhut gegründet ward, die ausgewanderten evangelisch-mährischen Brüder unter dem Schutz und der Leitung des Grafen von Zinzendorf wieder auflebten, hatte seit 1737 auch in Holland festen Fuß gefaßt. Im J. 1745 ward, weil man Herrendyk bey Yssel-
stein zum Anbau einer Colonie zu unbequem fand, der Ort von dem Grafen Moritz von Dohna, wel-

cher mit der zweyten Tochter des Grafen vermählt war, erkauft, und gar bald entstanden zwischen dem Schloß und dem Dorf, zu welchem lachende Felder, Alleen und Landhäuser führen, die seitdem immer erweiterten Quarrees, ganz nach dem Plan und der äußeren und inneren Einrichtung, welche man in allen Gemeindeorten, nur größer oder kleiner, wieder findet. Auch hier wie überall — theils Privatwohnungen für Handwerker und Künstler, theils ein großes Gebäude mit zwölf Laden oder Winkeln, wie man es hier nennt, für den Verkauf der verschiedenen Handelsartikel, dann Brüder- und Schwesternhäuser, und ein großer Versammlungssaal, in dem bekannten einfachen Geschmack, der jeden Schmuck verschmäht, und nichts als Angemessenheit zum Zweck im Auge hat. Auch aus dieser vollkommenen Gleichheit, geht die Eintracht hervor, welche die Mitglieder dieser merkwürdigen und so weit verbreiteten Gesellschaft verbindet, sie auch gewissermaßen überall zu Hause seyn, und die häufigen Veränderungen des Wohnorts weniger als andre empfinden läßt. Der ehrwürdige Prediger der Gemeinde, der uns führte, Herr Fabricius, steht itzt als Bischof bey der Aeltesten-Conferenz, welche gegenwärtig ihren Sitz in Herrnhut hat.

Man erinnerte uns in Zeyst, das nicht sehr entfernte große Lager zu besuchen, wo man an fünftausend Franzosen und Holländer, anfangs unter Marmont, versammelt hatte, wohl in der Absicht die beiden Nationen mehr zu verbrüdern. Es glich, er-

zählten Reisende die eben davon zurückkamen, ganz einer militairischen Colonie. Da wechselten Zelte, Baracken, Magazine, Schmieden, zum Theil mit Gärten umgebene Zeltwohnungen für die Generale, Kaffee- und Schauspielhäuser.

Schon war auch die große Pyramide, in Gestalt der ägyptischen, hundert acht und vierzig rheinländische Fuß hoch bis zum Gipfel, und mit prunkenden Inschriften zur Ehre Napoleons, von den Händen der — wie ein Reisender sich ausdrückt — glücklichen Krieger vollendet, die unter seinen Fahnen für die Freyheit der Völker gekämpft hatten. Wir fühlten keinen Zug nach diesem Denkmal der Unterjochung eines freyen Volkes, und eilten um einen vollen Tag für Utrecht zu gewinnen.

Utrecht.

Schon in dem letzten Dorf vor Utrecht fangen die Landhäuser an den Weg zu verschönern. Er gleicht einer fortlaufenden Allee. Eine Reihe gefälliger Privatwohnungen kündigt Größe und Wohlstand der Stadt an, welche in der niederländischen Geschichte mehr als eine eigenthümliche Merkwürdigkeit behält; schon als Universität, nicht minder aber wegen der in ihr (1579) geschlossenen Union, durch welche die fünf nördlichen Provinzen, Holland, Geldern, Seeland, Frießland und Utrecht sich von Spaniens Zwingherrschaft unabhängig erklärten, der sich auch bald Gröningen und Oberyssel anschlossen. So ward der Freystaat von Holland begründet.

Utrecht ist hell und freundlich. Es hat wenig Prachtgebäude, aber durch wohlerhaltene Bepflanzung einladende Plätze. Die Straßen sind bey der bedeutend verminderten Volkszahl ziemlich still. Mehr noch war dieß gerade wohl damals der Fall, da die Studirenden, wegen der Ferien abwesend waren. Doch gab man ihre Zahl nicht über zweyhundert an. Die vor dem Thor liegende Maillebahn — jenen aus sieben geraden, an zweytausend Schritt langen Baumreihen gebildeten Spaziergang — fand schon Ludwig der Vierzehnte, als er, eine kurze Zeit siegreich, in die Provinz einzog, so schön, daß er ihre Schonung seinem Heere zur strengen Pflicht machte.

Ich traf für gelehrte Bekanntschaften hier, wie überall in Holland, keinen glücklichen Zeitpunct. Fast alle Professoren waren auf Reisen oder auf ihren Landsitzen. Desto dankbarer gedenk ich der ausnehmenden Gefälligkeit, des anwesenden gelehrten Theologen, Professor Heringa. Gemäßigt in seiner Denkart und seinem Urtheil, lebendig im Gespräch, ist er recht der Mann, mit dem man, weil er den andern Theil hört, gar bald zu einem regen Ideenwechsel gelangt, der, ohne bloß höfliche Nachgiebigkeit, oft in Verständigung über das Streitige, oder, wo Einigung der Meinungen nicht gelingen will, doch in gegenseitiger Billigkeit endet.

Mit großer mir höchst erfreulicher Offenheit, sprach er auch über meine theologischen Schriften, bald beyfällig, bald tadelnd, früheres mit späterem, recht wie ein sorgfältiger Beobachter des Zeitgeistes, vergleichend. In der Kenntniß, der jedem von uns Beyden fremden Sprache, standen wir ungefähr auf einer Stufe. Keiner vermochte die des Andern zu sprechen, jeder verstand sie durch langsame und deutliche Aussrede. Kein Holländer ist mir nach ihm vorgekommen, den ich so leicht, so fast ohne Ausnahme begriffen hätte. Nach einigen Stunden, die in seinem Hause unsrer gemeinschaftlichen Wissenschaft gewidmet wurden, schenkte er den ganzen übrigen Tag mir und meiner Begleiterin, um uns mit allem Sehenswerthen bekannt zu machen. Im Grunde ist des Localmerkwürdigen

wenig. Wir sahen einige Kirchen, Buchhandlungen und die schöneren Theile der Stadt. In dem Universitätsgebäude gränzt unmittelbar an den Promotionssaal die Concilienstube, wo sich der Senat zur Berathung der allgemeinen Angelegenheiten — wobey man sich hier stets der lateinischen Sprache bedient — versammelt; alles höchst würdig, durch Reinlichkeit und Nettigkeit der Geräthschaften gefällig. Auch große Namen werden hier ins Andenken zurückgerufen. Denn die Wände bedecken die Bildnisse der Männer, die einst die Zierde dieser hohen Schule waren. Ueber jedem ließt man in goldener Schrift, den Namen, das Vaterland, das Geburts- oder Todesjahr. Wer nicht unbekannt ist mit dem Verdienst der Weßeling, Grävius, Witsius, Burman, Leusden u. A., und weiß, was sie in ihrer Zeit für die Wissenschaft thaten — wird er nicht gern gerade da, wo auch ihre Stimme einst gehört ward, vor ihren zum Theil sehr ehrwürdigen und kunstreich dargestellten Gestalten verweilen?

Der Vater des jungen Holländers den ich zurückführte, Hr. Straalmann, bewohnte während der Sommermonate seinen Landsitz zu

Maersen. Andere schreiben Maarsen.

So heißt ein sehr schöner Flecken, welcher an der Nordseite der Vecht, einem schmalen mehr einem Kanal gleichenden Flusse gelegen und von zierlichen Gärten umgeben ist. Der Sohn war vorangeeilt. Dringende Einladungen bestimmten auch uns noch vor Abends

Utrecht zu verlassen. Des hohen zweyrädrigen Fuhrwerks, das für unsere Ueberkunft bestellt war, noch ungewohnt, kamen wir anfangs kaum zum rechten Genuß der herrlichen Natur, und der reizenden Buiten-Plaatsen oder Landhäuser den Kanal entlang, der bis Amsterdam führt.

Jene Buiten-Plaatsen sind, sobald die schönere Jahreszeit eintritt, fast allgemein der Aufenthalt der Wohlhabenden. Auch ihre Freunde, die dergleichen nicht besitzen, werden oft Monate lang darin aufgenommen. Wenn man wenige ausnimmt — unter denen das berühmte, ganz in italiänischen Geschmack erbaute, des bekannten reichen Kapitalisten Hope unweit Harlem den ersten Rang verdient — sind sie mehr gefällig als prächtig; meist am Kanal gelegen, und mit einem wegen Mangel am Raum oft nur kleinen, fast überzierlichen Garten, irgend einem isolirten Pavillon oder chinesischen Häuschen umgeben. Mehrere zeichnen sich auch durch ihren botanischen Reichthum aus.

Eine höchst angenehme Ueberraschung war es uns, schon hier in Maersen einen sehr würdigen Mann, Herrn von Meurs zu finden, eben den, der uns ein Jahr früher mit seiner höchst achtungswerthen Gattin in Halle besucht, und großen Antheil an unserm Entschluß Holland zu sehen gehabt hatte. Wir hatten erst in Amsterdam auf ihn gerechnet. Seine Landwohnung gränzte dicht an die des Herrn Straalmann, und er theilte von dem Augenblick unsrer

Ankunft jede Stunde und jedes Vergnügen, das uns für die kurze Zeit unsers Aufenthalts in so reichem Maaße und dem mannichfaltigsten Wechsel bereitet ward.

Beynahe zu reich für ruhigen Genuß war der einzige Tag den wir hier verweilen konnten. Das häusliche Leben einer holländischen Familie, hatte schon durch die Neuheit einen Reiz. Der Umtausch der Ideen mit Hrn. und Frau von Meurs, in denen sich, mit der Strenge der sittlichen Grundsätze so viel Milde, daneben so viel Liebe zur Literatur, auch namentlich der deutschen verband, gab der Unterhaltung einen nie ausgehenden Stoff *). Auch legte die feine Sitte und Aufmerksamkeit unsres Wirths, ohne drückend zu werden, uns immer neue Verbindlichkeiten auf.

An die Morgenstunde des geselligen Frühstücks schloß sich eine Landpartie. In mehreren Wagen fuhren wir den Kanal entlang, anfangs auf dem lebendigen dann auf dem stillen Wege, der nur von Cöllnischen Schiffern befahren wird, nach Gravesland, und kamen nach einigen Stunden auf

Trompenburg,

zwey Meilen von Maersen, an.

Der Name schon erinnert an dem Erbauer dieses Schlosses, das fast in Form eines Kriegsschiffes prächtig

aus

*) Alles dieß habe ich dreyzehn Jahr später, auf meiner Reise nach England, in dem Hause jener edlen Familie in Amsterdam wiedergefunden, und mir den öffentlichen Dank für die vielen unvergeßlichen Stunden bis hieher aufgespart. M. s. 1. Th. S. 65.

aus dem Wasser emporsteigt, den berühmten Admiral Cornelius Tromp, dessen Bildniß und Thaten die Wände des wahrhaft fürstlichen in einer hohen Cupole endenden Saals schmücken. Itzt war dieß Schloß das Eigenthum des alten Herrn Straalmann, des Vaters unsres Maersenschen Wirths. Kinder und Enkel und Enkelkinder bildeten den Kreis. Alle schienen in der Nähe des greisen Ahnherrn heiter und froh zu seyn.

Selten sah ich einen Mann von vier und achtzig Jahren, von solcher Lebenskraft, solcher Regsamkeit des Geistes, so in vollem Besitz seiner Sinne — ein wahrer Jüngling an Lebendigkeit, im stärksten Contrast mit dem stillen Enkel. Aus jedem Wort sprach das Gefühl eines freyen Republikaners, wenn er es gleich nicht gerade laut werden ließ, wie tief er es itzt empfinden mochte, bald jenes Stadthaus, von wo aus er einst Amsterdam als Burgemeister regiert hatte, in ein Königliches Schloß, für einen fremden aufgedrungenen Herrscher verwandelt zu sehen. Konnte er es doch noch nicht verwinden, daß einst ein petit Roi de Prusse, wie er sich ausdrückte, sich erlaubt habe in die Angelegenheiten der Republik Holland eingreifen zu wollen. Erst neuerlich hatte er die holländische Bearbeitung eines französischen Trauerspiels Philipp der Zweyte vollendet, die nächstens auf der Bühne erscheinen sollte. Auch in dieser Arbeit war jugendliche Geisteskraft nicht zu verkennen.

Man hatte, da wir einen weiten Weg zurück machen mußten, um die Mittagsstunde ein déjeuné dinatoire veranstaltet, das aber so reich war, daß wir nicht recht begreifen konnten, wie sich die Gäste, die sich allmählig mehrten, um fünf Uhr wieder zum wahren Diné niedersetzen könnten. Also auch in diesem Lande ist in den Häusern der Reichen die bürgerliche Tagesordnung verschwunden.

Um neun Uhr trafen wir wieder in Maersen ein. Nach dem Abendessen fuhren wir noch in ein benachbartes Haus, wo der Jahrmarkt (Kermes) der vorigen Tage mit einem Ball beschlossen wurde. Viele umwohnende Familien hatten sich zahlreich eingefunden. Die Kenner rühmten die kunstvollen Tänze. Das Auge des Unkundigen hatte indeß Zeit, die niederländischen, zum Theil sehr schönen und dabey charakteristischen Physiognomieen zu beobachten. Anstand und Natürlichkeit schien der Charakter der Gesellschaft. Man befand sich, auch unter lauter fremden Menschen, um so mehr wohl, je weniger man störte oder bemerkt wurde.

Der Tag schloß sich so heiter wie er am Morgen aufgegangen war. Der nächste rief zum Aufbruch.

Fahrt auf der Trekschuyt von Maersen nach Amsterdam.

(Aus dem Tagebuch.)

Zum ersten Mal versuchen wir, wie es sich auf den leichten Fahrzeugen reiset, auf welchen, da bekanntlich das Land, zumal die Provinz Holland, mit einer Menge schiffbarer von einer Stadt zur andern geführten Kanäle durchschnitten ist, sich täglich viele Hunderte in den verschiedensten Richtungen bewegen, gesichert vor dem beschwerlichen Wechsel besserer oder schlechterer Landstraßen, und fast auf die Minute ihrer Ankunft und ihrer Rückkunft gewiß.

Die Bewegung ist so sanft, manche Gegenstände wiederholen sich dem Auge so oft, daß man sich, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, wenn das Gespräch stockt, oder nicht etwa nach kurz vor der Abfahrt eilig abgemachten ermüdenden Geschäften, die weichen Polster zur Ruhe einladen, dem Lesen und Schreiben mit der größten Bequemlichkeit überlassen kann.

Die Trekschuyt, welche Morgens um acht Uhr aus Utrecht abgegangen war, hielt um zehn Uhr in Maersen an. Seit sie uns aufgenommen hat, sind wir ganz sicher Nachmittags um Drey und ein Viertel in Amsterdam ans Land zu stoßen. Mehr dem Auge, wenn es Neues erblickt, als dem Gefühl glauben wir, daß wir fortgleiten. Reizende

Umgebungen des Ufers ziehen im bunten Wechsel vor uns vorüber. Man ist einverstanden, daß unter allen Wasserfahrten in Holland gerade unsre heutige die schönste ist. Friedliche Dörfer, welche kleinen wohlhabenden Flecken gleichen, reiche Triften, muntres Menschengewühl in den stattlichen Wirthshäusern, je näher der Hauptstadt, desto reichere Besitzungen, wechseln mit wohl unterhaltenen, freylich hier und da allzu peinlich beschnittenen und zugestutzten Baumreihen.

Was eine Trekschuyt, wie sie gestaltet, wie die Fahrt auf ihr geordnet ist, dürfte sehr Vielen die dieß lesen werden, längst bekannt seyn. Doch vielleicht nicht Allen — und für diese darf eine kurze Beschreibung und Abbildung (S. 87) hier wohl eine Stelle finden.

Man denke sich also ein längliches Fahrzeug, ganz ähnlich unsern kleinen Elb- und Saalkähnen, oder den größeren Gondeln, wie sie die Alster bey Hamburg oder den Rhein befahren, ohngefähr dreyßig Fuß lang, sechs bis sieben Fuß breit. Den größten Theil nehmen zwey mit plattem Dach bedeckte Zimmer ein. Der Raum in dem größten ist der Aufnahme von minder wohlhabenden Reisenden, ein Nebenverschlag der Aufbewahrung des Gepäcks bestimmt; der kleinere, oder das Roef (Ruff) hat Doppelthüren, und ist geräumig genug, um acht Personen auf den beyden einander gegenüber stehenden mit einzelnen Polstern versehenen Bänken aufzunehmen. Von beyden Seiten hat es Glasfenster; der Thür gegenüber einen Tisch, Spiegel, Wandleuchter

und andere kleine Geräthschaften, unter denen auch das wohlbekannte Quispel-Dorjes (ein porzellanenes Spucknäpfchen) nicht fehlen darf. Das Steuerruder liegt am Ende des Roefs; am andern Ende steht der Mast, über dessen Spitze ein langes Seil, oben am Roef befestigt wird, welches bis an das Ufer reicht und woran das den Kanal entlang laufende Pferd gespannt wird. Auf das Pferd setzt sich dann der Postillion oder Jäger — meist ein junger Bursche. Daher die gewöhnliche diminutive Benennung het Jagerge.

Um das Verdeck vor Sonnenhitze und Regen zu schützen, pflegt es mit einem mit Muschelschaalen gemischten Guß überzogen zu seyn. Das Pferd läuft stündlich gerade eine deutsche Meile. Während des dann eintretenden Wechsels, hat man Zeit ans Ufer und in ein wohl versehenes Gasthaus zu gehen. Bey dem häufigen Abgeben von Packeten, oder dem Abgehen und Ankommen einzelner Reisenden, ist dazu überhaupt noch öfter Gelegenheit.

Fast unbeweglich, mit der ganzen Kälte, Ruhe und Theilnehmungslosigkeit, wie sie dem Seemann eigen ist, steht am Steuerruder im weiten Rock, einer Stutzperücke, blauen Strümpfen, großen Schuhschnallen, auch, damit die Pfeife nie ausgehe, ein kleines Torfbecken neben sich, der Kapitain, und sammelt gegen das Ende der Fahrt das Fährgeld in seinen kleinen ledernen Beutel. Selten läßt er sich in lange Gespräche ein. Kein Wunder daß er immer phlegmatischer werden muß, da ihm auf seiner

einförmigen Fahrt nie etwas Ungewöhnliches begegnet, er alle Gegenstände, vor denen er täglich vorübergleitet, kennt, diese fast zur Minute wieder vor seine Augen zurückkehren, in seinem Geschäft aber nicht die mindeste Anstrengung liegt. Doch leidet darunter eine gewisse einfach-gefällige Höflichkeit nicht, und die größte Rechtlichkeit wird diesen Schiffern allgemein nachgerühmt. Die Bezahlung ist äußerst billig. So bezahlten wir so eben für zwey Personen eine fünf Stunden dauernde Fahrt mit 2 Flr. 12 Stüb. (1 Rthlr. 16 Gr.) wobey das Gepäck mit einbegriffen war.

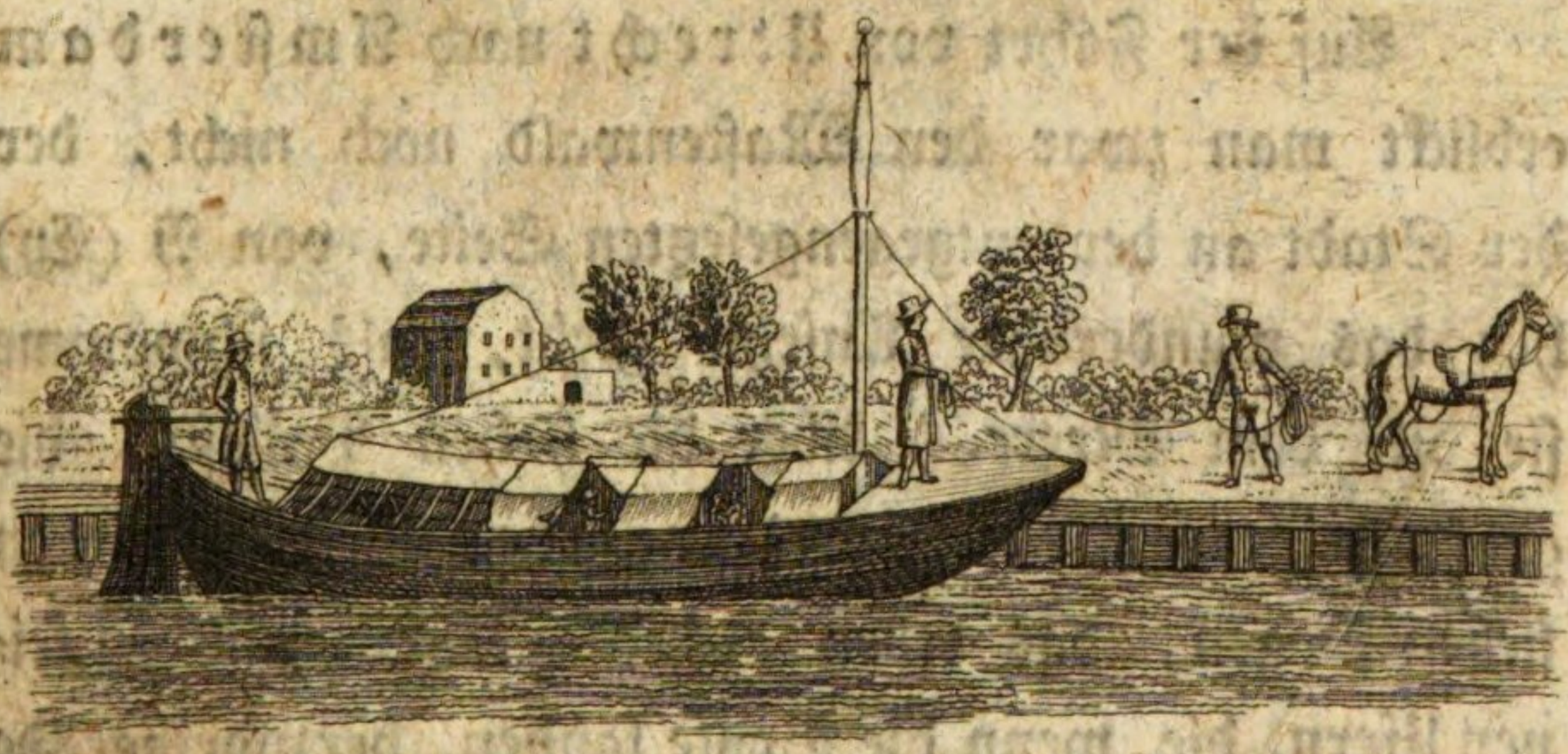
Es ist Sonntag! Schon von ferne erblicken wir in einem großen sehr stattlichem Dorf ein reges Gewühl von Menschen und Pferden. — Wir kommen näher. Am Ufer drängen sich Wagen und Reitzeuge — wie man die kleinen zweyrädrigen Cabriolets nennt. Rings am Ufer stehen hier und dort Gruppen im lebhaften Gespräch. Immer neue kommen an. — Itzt nimmt alles die Richtung nach der Kirche. Wir erfahren, daß ein junger sehr beliebter Prediger aus Amsterdam im Begriff sey, seine Anzugspredigt zu halten. Gern thäten wir einen Blick in die Kirche. Wir begreifen nicht, wie sie die Menschen fassen soll. Aber da ist kein Säumen verstattet.

Siehe die Berichtigung S. 373.

Je näher wir Amsterdam kommen desto belebter wird alles umher — in der That die reichste Staffage

der großen Landschaft die sich vor uns ausbreitet. Da liegt sie — die wunderbare, aus kleinen armen Hütten zu solcher Größe emporgewachsene Tochter beyspielloser Industrie und beharrlicher Ausdauer. Schon unterscheiden wir die größeren Gebäude. Man nennt uns die Thürme, die Kirchen. Das — wie uns der Kapitain versichert — größte Rathhaus in Europa, es steigt in der blauen Ferne vor uns empor.

Wer ist das geputzte freundliche Mädchen, das uns außer Athem entgegen springt? — Es ist die Tochter des Schiffers. Wir nehmen sie auf. Als hätte sie Jahrelang den Vater nicht gesehen, fliegt sie ihm entgegen, und kann nicht aufhören zu erzählen, was Mutter mache, wie es im Hause stehe. Wir verstehen kaum die Hälfte. Aber die Mienen sind beredt wie der Mund. Wir blicken uns gerührt an. Wie viel liegt noch zwischen heute — und dem Tage des Wiedersehens unsrer Kinder!



Die Landung.

Je näher man Amsterdam kommt, desto unverwandter hängt das Auge an dem prachtvollen Anblick der Stadt.

Ich weiß nur eine Fahrt mit dieser zu vergleichen — die auf der Brenta nach Venedig, wenn die Schiffer rufen: Ecco San Marco! Selbst die Annäherung an London macht diesen Eindruck nicht. Es liegt zu sehr im Nebel und Dampf gehüllt, und der Zufall eines sehr heitern Himmels und hellen Sonnenscheins muß dem Reisenden günstig seyn, wenn er finden soll, was ihm der italiänische Himmel weit seltner versagt. Nie kann selbst der Nachgenuß jenes einzigen Anblicks, und jenes mich und meine Gefährten wie electrisch durchzuckenden Gefühls geschwächt werden, als wir im Jahr 1811 die wunderbare Inselstadt begrüßten, oder vom Ufer des adriatischen Meeres über die Lagunen zu ihr zurück kehrten.

Auf der Fahrt von Utrecht nach Amsterdam erblickt man zwar den Mastenwald noch nicht, der der Stadt an der entgegengesetzten Seite, von Y (Ey) her das wunderbare Ansehn giebt, als schwömme sie auf dem Meere. Aber die hohen Palläste, die große steinerne Brücke am Utrechter Thor mit ihren sieben Bogen, das Leben auf dem Kanal und an seinen Ufern, die, wenn die Boote landen, herzudringende Menschenmenge, um erwartete oder unerwartete An-

kommende zu begrüßen, das frohe Gefühl ein Hauptziel der Reise glücklich erreicht zu haben, — das alles konnte seine Wirkung auf Phantasie und Empfindung nicht verfehlen.

In wenigen Minuten waren unsre Sachen ausgepackt. Unter den vielen Krayern — so nennt man die Leute, welche, an die schwersten Lasten gewöhnt, das Gepäck auf großen Schubkarren nach dem Quartiere bringen, wählte uns der Schiffer einen sichern Mann aus, dem wir nun durch ziemlich lange Straßen bis nach dem uns empfohlnen und sehr empfehlungswerthen Logis in den Doelen auf der Doelenstraat folgten. Die Stadt war ziemlich still. Man merkte daß Sonntag war. Große Haufen begegneten uns indeß mit Gesangbüchern in verschiedenen Richtungen. Wir nahmen von einem sehr guten mit vielen Bequemlichkeiten versehenen Zimmer Besitz, und die Tafel gewährte schnell mehr als wir begehrten.

s. Seite 335.

Die ersten Abendstunden in Amsterdam.

Der Rest des Tages wurde zwar, um die Gelegenheit zu benutzen, dem Besuch zweyer kirchlichen, jedoch sehr contrastirenden Versammlungen gewidmet. Beyde gaben indeß der Betrachtung ungleich mehr Stoff als der Erbauung.

Ganz in der Nähe des Gasthofs war eben eine Abendpredigt von 5—6 Uhr angegangen. Bey dem ersten Eintritt überraschte schon das herrliche Licht, welches eine große Menge von Kerzen auf glänzenden messingenen Kronleuchtern, die durch das ganze Gebäude vertheilt waren, verbreiteten. Dasselbe fand ich hernach in allen hiesigen Kirchen, da fast überall auch in späteren Abendstunden Gottesdienst gehalten wird. Außer der gedrängten Volksmenge, welche mit unverwandtem Blick an den Lippen des Predigers hing, nahm bald der — mir wenigstens dem größten Theil nach verständliche — Vortrag meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Hätte ich doch auf einer niederländischen Kanzel, bey einer Nation, die man sich gewöhnlich mehr ruhig, fast phlegmatisch zu denken gewohnt ist, eine solche Lebendigkeit der Rede, ein solches Uebermaaß der Declamation und Action nimmer erwartet, wie sie mich hier, eben so sehr wie späterhin in dem holländischen Theater, überraschte.

Der Domine — so nennt man bekanntlich in Holland, ohne besondere Rücksicht auf die Confession, die Prediger — redete über die Worte des zweyten Psalms: „Du bist mein Sohn, heute hab ich dich gezeuget.“ Ich erinnere mich nie eine so gewaltige Polemik von der Kanzel gehört zu haben. Der Mann kam zuweilen ganz außer sich; die Bewegung seines Körpers war so heftig, daß er, sich weit über das Pult herüberbeugend, als wollte er jedem einzelnen Zuhörer ins Ohr rufen, fast das Gleichgewicht zu verlieren schien. Unaufhörlich wiederholte er mit dem stärksten Pathos die Textesworte:

Ghy zijd mijn Sone

Heden heb ick u gegenereert,

um dadurch die kirchliche Lehre von dem Geheimniß der ewigen Zeugung des Sohnes, gegen die überhandnehmenden Irrlehren zu vertheidigen.

Ich erfuhr hernach, daß diese Kirche erst im Jahr 1793 von einer lutherischen Gemeinde erbaut sey, welche sich, unzufrieden mit manchen Abweichungen von dem strengen Lehrbegriff der Augsburgischen Confession, deren sie andre lutherische Prediger und Gemeinden anklagte, die herstelde Kerk oder auch das alte Licht im Gegensatz des neuen Lichts nenne. Hierauf deutet auch die Ueberschrift am Eingang:

Sie blieben beständig bey der Apostel Lehre.

Apg. 2, 42.

Kein Wunder denn, daß hauptsächlich dogmatische Streitpuncte den Hauptgegenstand der Vorträge ausmachen, da ja einer der eifrigsten Stifter, Hamelau, sogar öffentlich vor den verfluchten Sittenpredigten gewarnt hatte *). Lebhafte Theilnahme und Zustimmung ward man auf vielen Gesichtern gewahr. Gewaltsame Erschütterungen, und besonders der Ausdruck eigner voller Ueberzeugung des Redenden von dem was er lehrt, verfehlen indeß selten diese Wirkung.

Eine ganz andre Gestaltung des Cultus fanden wir noch denselben Abend in der Synagoge der portugiesischen Juden. Diese Synagoge übertrifft an Größe, Umfang und innerer Pracht zwey andre auch sehr bedeutende, welche der noch zahlreicheren deutschen Judenschaft gehören. Die ganze Zahl der in Amsterdam wohnenden Israeliten berechnet man auf 24,000.

Durch ein großes Portal gelangt man zuerst in einen geräumigen Vorhof, von Häusern umgeben, die theils von dem Oberrabiner bewohnt werden, theils als Seminarien dem Unterricht der israelitischen Jugend in dem Gesetz und der hebräischen Sprache bestimmt sind. Eine Gallerie von zwölf Säulen getragen umgiebt ein großes Bassin, woraus jeder, eh er das Innere der Synagoge betritt, die Hände wäscht.

---

*) Mehr hiervon in einem späteren Abschnitt.

Das edel einfache Hauptgebäude erhebt sich in der Mitte des Vorhofs. Ueber dem Haupteingange liesst man in hebräischer Sprache die Worte (Ps. 5, 8.):

Ich will in dein Haus gehen auf deine Güte,
Und anbeten gegen deinen heiligen Tempel.

5432.

(nach unsrer Rechnung 1674.)

Im Inneren ruht das Gewölbe auf vier grosen Säulen von Quadern. Nicht weit von der Hauptthür erhebt sich eine Tribune, deren vier Ecken groſe silberne Candelabern schmücken. Hier ist der Standort des Vorsängers, die Sitze des Oberrabiners und der übrigen Beamten. Den ganzen übrigen Raum nehmen Bänke und Pulte für die Männer ein: von zwey Seiten laufen vergitterte Emporkirchen für die Frauen. Ganz abgesondert ist an der Morgenseite das Heiligthum, worin in einem fünffach getheilten Schranke von kostbarem Holze die Gesetzrollen aufbewahrt und nur bey feyerlichen Gelegenheiten herausgenommen werden.

Vier groſe Kronleuchter hingen von der Decke herab. Sechzehn kleinere von vier Seiten etwas tiefer. Unzählbare Kerzen brannten wohin man blickte. Doch vermochten sie kaum ein ganz helles Licht über die ungeheure Menschenmasse zu verbreiten, die den ganzen inneren Raum einnahm. Nicht der kleinste Platz war auf den engen Bänken und in den engeren Zwischenräumen übrig. Man muſte jeden Schritt erobern und

sehr entschlossen behaupten. Ohne das Mutheinsprechen des erfahrnen Lohnlackey hätten wir es kaum gewagt.

Es war gerade der 10te des Monats Tisri, die lange Nacht oder der große Versöhnungstag. Drey- bis viertausend Menschen waren herbeygeströmt, oder wogten hin und her. Jeder trug seinen Betmantel (Tollis) über dem Kopf — der größte Theil schmutzig und zerlumpt, andre daneben sehr wohl gekleidet; das bunteste Gemisch. Bald sang der Vorsänger auf der Tribune mit merkwürdigen Verzerrungen des Gesichts, in, wenigstens für unser Ohr, sehr unharmonisch tremulirenden Mitteltönen, Gebete und Psalmen; bald fiel die ganze Versammlung mit einem so heulenden Geschrey ein, daß es jeden nicht daran Gewöhnten mit Grausen erfüllen mußte. Man hätte, weil man nichts verstand, glauben können, in eine Versammlung von Wahnsinnigen versetzt zu seyn.

Anders mag dieß freylich auf den wirken, der dabey aufgewachsen ist. Mag diese Art des Cultus, wie ja leider auch unsre Gottesdienste, bey Vielen nichts als ein mechanisches Lippenwerk seyn, an dem das Gemüth keinen Theil hat. Wer möchte dennoch zweifeln, daß auch in dieser Versammlung manches bange Herz fromm bewegt sey, auch recht Viele mit ganzer Seele in die zum Theil sehr innigen Gebete eingestimmt haben mögen, welche die jüdische Liturgie allgemein für dieses

hohe Fest vorschreibt *). Gerade bey religiösen Handlungen und Einrichtungen wird es dem Menschen so schwer, sich in fremde Formen zu finden. Gerade hier wird er bald allzu geneigt, da nur Heucheley, wenigstens nichts als Aberglauben oder Unsinn zu sehen, wo die ungewohnte Form und Hülle, die doch auch die Hülle von etwas Geistigeren seyn kann, so gar nichts hat, was bey ihm ein sympathetisches Gefühl erwecken könnte, weil er nun einmal anders organisirt oder anders gebildet ist. Desto mehr sollte man auf seiner Hut seyn, im Urtheil nicht hart und einseitig zu werden.

*) Mehrere dieser Gebete sind in der That so kräftig und der Ausdruck eines so innigen Gefühls, daß sie den besseren in unsern Liturgien an die Seite gesetzt werden können; freylich meistentheils, doch nicht allein, aus biblischen Stellen zusammengesetzt. Hier nur ein Paar rührende Stellen aus dem Obinu Malkenu (Unser Vater! Unser König!) welches eins von denen ist, womit jedes Mal der große Festtag geendigt wird.

„Unser Vater, unser König! Wir haben keinen ohne dich! Lösche aus durch deine Barmherzigkeit den Schuldbrief der gegen uns zeuget! — Schreibe uns ein in das Buch der Erlösung! — Denke daran, daß wir Staub sind und Asche! Erbarme dich über uns, über unsre Kinder, über unsre Säuglinge! Thue es um derer willen, die einst getödtet sind wegen deines heiligen Namens; die gemordet sind, weil sie dich den Einigen bekannten, die durch Feuergluthen und Wasserfluthen gingen, damit dein Name verherrlicht würde. Nicht um unsertwillen — denn wir sind Sünder vor dir — um des vergossenen Bluts willen — um deiner unendlichen Barmherzigkeit willen. Du bist ja unser Vater, unser König von Alters her. Wir haben keinen ohne dich! u. s. w.“

Freyer athmeten wir indeß doch, als wir uns aus diesem Gewühl und dem ekelhaften Dunst herausgearbeitet hatten und wieder frische Luft schöpfen konnten. Hatte uns jenes ganz Ungewohnte was wir gesehen und gehört, wunderbar bewegt, so ließ das wilde Getümmel in dem Vorhof der Synagoge einen ganz schlechten Eindruck zurück. Eine zahllose Menge des niedrigsten Judenpöbels, alt und jung, sittenlose Knaben, freche Dirnen, abgelebte zerlumpte Weiber, zum Theil scheußliche Gesichter, trieben sich da schreyend, balgend, raufend umher. Auch strömten ganze Haufen bald in die Synagoge, bald wieder heraus, denen nichts von jener ernsten Stimmung anzumerken war, die sich in der Versammlung in manchen patriarchalisch-ehrwürdigen Gesichtern ausgedrückt hatte. Es ging gerade so zu, wie man es in älteren Zeiten in unsern Christmetten erlebte und wohl hie und da noch erleben mag. Ueberall und zu allen Zeiten, sprachen dem großen Haufen die Gottesdienste am meisten an, bey welchen das Religiöse nur als Anlaß und Vorspiel zu sinnlichen Genüssen und Lustbarkeiten betrachtet werden durfte. Man denke an die katholischen Wallfahrten und die russischen Osterfeyern.

Amster-

Amsterdam.

Allgemeine Ansicht der Stadt*).

Viele der größeren Städte unsers Welttheils waren schon längst gegründet; durch Umfang, Reichthümer und Macht waren sie bedeutend, und der Mittelpunct großer Begebenheiten, wie der Wohnsitz mächtiger Beherrscher geworden, eh auch nur an die Stadt gedacht war, welche in der Folge einen so hohen Rang unter den ersten Europas gewonnen hat. Erst im

*) Ich kam weniger vorbereitet nach Holland, namentlich nach Amsterdam, als nach London, und manches früher darüber gelesene frischte erst die Gegenwart wieder auf. Um so weniger habe ich versäumt, hinterdrein die besten Schriften zu vergleichen, um mich vollständiger zu belehren. Die allgemeineren Quellen nennt Meusels Literatur der Statistik 1. Bd. S. 136. In Volkmanns neuesten Reise durch die vereinigten Niederlande 1783 sind die früheren Schriften benutzt und in seiner bekannten Manier hat der Vf. Einzelnes gut zusammengestellt. Was Leigh für London, ist P. G. Witsen-Geysbeek Tableau d'Amsterdam ou Guide des étranger dans cette ville zuerst 1807; dann oft aufgelegt. Empfehlungswerth sind daneben: Die Grabnerschen Briefe über die Niederlande 1792; die Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris, 2 Th. 1809. (von Hrn. von Siersdorf); (Grimms) Bemerkungen eines Reisenden, 3 Th. Altenb. 1775; des geistvollen G. Forsters Ansichten von Brabant, Flandern, Holland 1741, und die Bemerkungen über Holland von seiner nicht minder geistreichen Gattin, nachmaligen Th(erese) H(uber) Leipz. 1811.

Bayerische Staatsbibliothek München

zwölften Jahrhundert fangen betriebsame Fischer an, da, wo der Amstelfluß sich in den Süderſee ergoß, Hütten zu bauen und Dämme aufzuführen, um sich gegen nordwestliche Stürme und die oft furchtbar heranbrausenden Fluthen zu schützen. Den Einfällen der benachbarten stets feindseligen Friesen setzte man Verschanzungen und feste Burgen entgegen. Nach und nach erweitern sich die kleinen zerstreuten Hütten zu einem Flecken; der Flecken wird zu einer im funfzehnten Jahrhundert schon sehr bedeutenden, nun auch mit Mauern umgebenen Handelsstadt. Ihr Name erklärt sich von selbst aus ihrem Ursprung. Bald von mächtigen Grafen, bald mehr von Bischöfen abhängig, erfährt sie in den ältesten Zeiten wiederholt die härtesten Schicksale. Bald sind es die Elemente die sie zerstören, bald innere Kriege, die ihr Verwüstung und Untergang drohen. Unter allen diesen Stürmen wächst sie gleichwohl immer kräftiger empor. Die Wimpel ihrer Schiffe wehen auf allen Flüssen und Meeren.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnt die Epoche ihres höheren Glanzes. Seit das spanische Joch zerbrochen ist und kein Philipp mehr ein freyes Volk in Ketten schlägt, seit eine Menge der reichsten Familien aus dem durch Belagerung und Plünderung unglücklichen Antwerpen einwandern, erweitert sich im schnellsten Fortschritt ihr Gebiet, und in einem Zeitraum weniger Jahrhunderte ist allmählig aus dem

kleinen namenlosen Fischerdorf der Wohnsitz von mehr als zweymal hundert tausend Menschen geworden.

Wer kann auf diesem Boden stehen, ohne es sich deutlicher zu denken, welche ungeheure Thätigkeit, welcher Aufwand von Menschenkraft, welche unermüdend auf einen Zweck hinarbeitende und in der Auffindung der Mittel sich nie erschöpfende Industrie nothwendig war, um dieß alles zu schaffen. Seen und Moräste mußten ausgetrocknet, ganze Wälder in den sumpfigen Boden versenkt werden, um den steinernen Gebäuden sichern Grund zu verschaffen. So erforderte selbst, das noch später erbaute Stadthaus, einen Rost von mehr als dreyzehntausend Eichenstämmen.

Aus dem verhältnißmäßig so späten Ursprung Amsterdams, erklärt es sich, daß man im Innern der Stadt weit wenigeren Denkmälern und Ueberresten einer grauen Vorzeit begegnet, als in London, Paris, Mainz, Trier und Cölln — der alten Roma nicht zu gedenken. Die ältesten Theile unterscheiden sich wohl durch schlechtere Häuser und engere Straßen. Aber im Ganzen ist es heller, freundlicher, durch die ausnehmende Reinlichkeit gefälliger, als so viele weit größere Metropolen. Alle Reisebeschreiber ergießen sich auch mit Recht im Lobe der prächtigen Straßen, die an den mit Linden umpflanzten Gragten oder großen Kanälen hinlaufen, vorzüglich der Kaisergragt, Prinzengragt und Heerengragt. Viele, besonders in diesen Gegenden

der Stadt sehr prächtige, übrigens in Bau und Einrichtung doch sehr ähnliche Häuser, mit ihren hohen Fenstern und glänzenden Spiegelscheiben; der Marmor, der ihnen entlang statt des Pflasters den Weg ebnet, und selbst in ganz gewöhnlichen Häusern häufig den Flur, die Wände, die Portale, die Treppengeländer bekleidet — dieß alles kündigt einen Reichthum an, womit sich, was man in andern großen und vormals reichen Seestädten, wie Hamburg, Bremen, Lübeck, selbst Kopenhagen sieht, nicht vergleichen läßt. Nur jene Gleichförmigkeit der Bauart, der Verzierungen, der Farbe, vermindert auf die Länge den Eindruck. Die außerordentliche Verschwendung des Marmors ist übrigens doppelt überraschend in einem Lande, wo fast kein Stein anzutreffen ist. Aber der Reichthum der Nation hat ihn aus den entferntesten Gegenden herbeyzuschaffen gewußt. Oft hat er auch die Stelle des Ballasts auf zurückkehrenden Schiffen vertreten.

Wer kennt nicht die holländische Reinlichkeit? Fast berüchtigt ist das unaufhörliche Waschen, Scheuern und die peinliche Aengstlichkeit vor jeder Verunreinigung, die nach unserm Gefühl, in den zum Tischgeräth gehörenden Spucknäpfen, ins Ekelhafte ausartet. Häufig sieht man die hohen Fenster mit eignen Instrumenten und Sprützen von außen abspülen, und das Anstreichen, besonders alles Holzwerks mit Oelfarbe, wiederholt sich unablässig. Gleichwohl ist dieß in einem so feuchten Klima nothwendig, da Nässe und Salpeter zer-

störend und auflösend einwirkt. Auch erklärt sich daraus die bekannte, durch alle Stände durchherrschende Neigung zum Tabaksrauchen. In den unteren Classen ist dieß den Weibern so gut als den Männern Bedürfniß. Auch dürfen selbst bey milder Witterung die hölzernen mit Torf erwärmten Feuerstübchen (Stoove) nicht fehlen, und man hat nichts eiligeres zu thun, als sie in Gesellschaften jeder Dame unter die Füße zu setzen.

Die Klage der Fremden über die widrigen Ausdünstungen der Kanäle, selbst in den schönsten Straßen, ist nicht übertrieben, so viele zum Theil sehr kostbare Anstalten auch getroffen sind, sie möglichst zu verhüten, das Wasser immer fließend zu erhalten und den Unrath wegzuschaffen. Besonders sind hierzu die unaufhörlich die Gassen durchfahrenden Vulniskarrn (Fäulnißkarrn) bestimmt. Selbst in den nicht sehr heißen Septembertagen, bemerkten wir hie und da einen eben so ekelhaften Geruch, wie er in Paris an den feichten Stellen der Seine zu Hause ist. Nur die lange Gewohnheit kann dagegen unempfindlich machen.

Fast alle Reisende befremdet es, daß bey einer so starken Bevölkerung nicht ein noch regeres Leben die Straßen füllt. Wir machten in einigen Revieren dieselbe Bemerkung; weniger in andern. Es war aber auch eben Kermes oder Messe, und da wo sich der Hauptverkehr fand, war auch das Gedränge so stark, daß man sich nur mit Mühe durchzuarbeiten vermochte. Was man in Leipzig vor dem Petersthore im

Kleinen sieht, erschien hier in den größten Massen und den mannichfaltigsten Formen. Die Buden der Equilibristen, die Riesen und Zwerge, alle Arten von zahmen und wilden Thieren aus allen Klimaten der Erde, die Marionetten, die dampfenden Garküchen nehmen kein Ende. Und wie war das alles am Abend erleuchtet! Besonders die hölzernen Kabinette, wo der leckere Schmecker jedes Gelüst befriedigen konnte, — wie aufgeputzt, wie reich tapezirt, wie alles durch Spiegel für das Auge verdoppelt! Geblendet, zerdrückt, betäubt kam man freylich davon zurück. Aber es war doch ein sehenswerthes Schauspiel, und wir trafen in sofern eine glückliche Zeit für unser Hierseyn.

Wenn außer dieser Zeit die Straßen ungleich weniger lebhaft als in andern großen Handelsstädten sind, so darf man nicht vergessen, daß theils die Zahl der Müßiggänger an einem Orte geringer ist, wo alles auf Erwerb im Großen und Kleinen berechnet wird, theils eine sehr große Menge der Einwohner aller Classen mehr in den Häusern, den Werkstätten, den Kanälen, auf den Schiffswerften beschäftigt sind; auch schon darum weniger Wagen über das Pflaster rollen, weil der Transport der meisten Waaren zu Wasser geschieht, und so den Speichern, Magazinen und Gewölben geräuschlos zugeführt wird.

Die Kaufläden sind zahllos, und reich ausgestattet; aber sie liegen größtentheils in engen Straßen. Auch machen sie bey weitem nicht den Eindruck wie die

englischen. Doch werden diese von den prächtigen Fruchtgewölben übertroffen, wo die stolze Ananas, die Melonengeschlechte, Orangen als wären sie aus dem Garten der Hesperiden, Weintrauben die, wie ich irgendwo las, an Josua und Kalebs Trauben erinnern, mit großer Kunst geordnet, dem Auge ein lebendiges Gemählde darstellt, hinter dem die allergrößten Frucht- und Blumenmahler, die Huysums selbst, doch weit zurückbleiben müssen.

Bey weitem die herrlichste Ansicht der Stadt gewährt der Hafen, welcher durch das sogenannte Y (Ey) gebildet wird*). Wie stolz lehnt sich an den Halbkreis die Königliche Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden. Welch ein Anblick muß es gewesen seyn, als noch der Handel in seiner vollen Blüthe stand, in jener glänzenden Zeitperiode, wo ein Peter Heine, die Tromp, die Ruyter, die de Witte, das Schrecken der Feinde waren, wo Hollands Flotten der Seemacht von Frankreich und England die Spitze bieten konnten. Wer auf den Werften der Admiralität, in der Nähe des prächtigen Arsenals steht — wie breitet sich da vor ihm die unabsehliche Wasserfläche aus; wie erheben sich zur Linken die hohen Masten der

---

*) So heißt bekanntlich der schmale Meerbusen der Süderssee, welcher die Provinz von Osten nach Westen in Süd- und Nordholland theilt.

Kauffahrer, wenn auch nicht mehr so gedrängt, als in einer glücklicheren Vorzeit. Wie ergötzt es, zumal bey hellem Sonnenlicht, das Auge, wenn die Winde mit den Wimpeln und Flaggen an den Spitzen jener hohen Stämme spielen, die zum Theil in den entfernteſten Ländern der Erde entwachſen, hier wie in einem andern Element gewurzelt, ſtündlich bereit ſtehen, vielleicht in den entgegengeſetzteſten Zonen noch ein Mal ihr Vaterland zu begrüßen.

Werden nach dieſer allgemeinen Anſicht der Stadt die Leſer geneigt ſeyn, mir zu einigen ihrer vornehmſten öffentlichen Gebäude zu folgen? Vieles was darüber geſagt werden kann, kennen ſie vielleicht ſchon längſt aus größeren topographiſchen Werken oder älteren und neueren Reiſebeſchreibungen. Auch läßt die bloße Beſchreibung gemeiniglich kalt, und nur durch die Selbſtanſchauung kann auch das Bekannte einen Reiz der Neuheit gewinnen. Indeß ſey ein Verſuch gewagt, ob vielleicht einige flüchtige Umriſſe des Sehenswürdigſten, doch Theilnahme erwecken möchten.

Das Stadthaus*).

In dem denkwürdigen Friedensjahr 1648, begann unter der Leitung des großen Architekten J. van Campe, der Bau dieses Prachtwerks. Das Auge des Kenners wird sich, neben seltenen fast einzigen Schönheiten, auffallende architektonische Fehler nie darin verbergen können. Gern möchte er die sieben kleinen Bogenthüren vor der Hauptfronte, welche an die sieben vereinten Provinzen erinnern sollen, in ein großes Portal verwandeln; gern dem kolossalen Ganzen — von 285 Fuß i. d. Länge, 255 i. d. Tiefe, 116 i. d. Höhe — einen größeren von Nebengebäuden weniger beengten Raum verschaffen, um die Ansicht imponirender zu machen. Großartig ist übrigens alles, das Aeußere wie das Innere. Ueberall sieht man sich von glänzenden Marmorwänden, Säulen und Deckenstücken umgeben. Treppen und Treppengeländer, die Fußböden selbst, erinnern fortdauernd an jene Zeit, wo die Reichthümer und Schätze aus allen Welttheilen der Stadt zuströmten, und unerschöpfliche Summen

---

*) Ein großes Kupferwerk, welches dieß merkwürdige Gebäude in allen seinen Theilen durch 110 Blätter in groß Folio darstellt, ist bereits im J. 1661 unter dem Titel erschienen: Het Stadthuys van Amsterdam door van Campen. Die Gemählde und allegorischen Gebil[illegible] klärt ein späteres von Jan van Dyk das 1758 zu Amsterdam gedruckt ist.

dem Magistrat, der den Bau unternahm, zu Gebote standen.

Wochen würden erforderlich seyn, alles Einzelne genau zu sehen. Auch würde der Architekt und Kunstkenner dabey nicht ermüden. Ich erspare dem Leser vieles, was man darüber in den angeführten Werken genügend findet. Nur von dem, was ich selbst genauer sah, und wovon mir ein lebhafter Eindruck zurückblieb, will ich Bericht erstatten.

Zuvor aber sey bemerkt, daß der Besuch in eine Zeit fiel, wo schon alles auf eine verschwundene Herrlichkeit deutete. Fuimus Batavi! Fuit Respublica! seufzten die Patrioten. Die Krönung des neuen Königs stand bevor. Man sah schon vorher, was nicht lange darauf geschah, daß man ihn einladen würde, die bisherige Curia eines freyen Volks anzunehmen und sie in ein Königliches Residenzschloß zu verwandeln.

Unter allem was das Haus enthält, ward von jeher nichts so herrlich gefunden, als der große 120 Fuß lange, 100 Fuß hohe Bürgersaal. Als wir eintraten, raubten uns leider! hohe Stellagen die freye Ansicht des Ganzen, da bereits Anstalten zu der großen Illumination gemacht wurden, welche das nahe Königsfest verherrlichen sollte. Jeder Hammerschlag verletzte das Herz der alten Republikaner. Nur zu deutlich ahndete man das Beginnen einer nahen gänzlichen Umgestaltung.

Das Stadthaus vereinigte in seiner früheren Bestimmung sehr mannichfaltige Zwecke. Es war nicht

bloß der Sitz der Rathsversammlungen unter dem Vorsitz der regierenden Burgemeister, der einzelnen Verwaltungszweige, der Gerichte, sondern es enthielt auch eine Kunstkammer und Gemähldegallerie, ein Zeughaus, im unteren Stock die Schätze der Girobank, in einer andern Abtheilung Criminalgefängnisse.

In den Hauptsälen und Gemächern haben die Erbauer sowohl, als viele Künstler alles aufgeboten, um durch Bilder und symbolische Sculpturwerke die Bestimmung eines jeden Locals anzudeuten, und in die Verzierungen durch Statuen, Gemählden und Basreliefs, zugleich einen tieferen Sinn zu legen. Man tadelt die Ueberladung; besonders das Uebermaaß der Allegorie, über welche ohnehin die Meinung der Aesthetiker von jeher getheilt war. Darf ich selbst ein Urtheil wagen, so scheint sie mir in den redenden Künsten von weit geringerer Wirkung als in den bildenden. Die Kunst — die plastische, wie die zeichnende, — bringt die Symbole des Uebersinnlichen das ihr vorschwebt, in einem Moment vor das Auge. Liegt die Idee nicht zu fern, ist sie nicht zu räthselhaft verhüllt, so findet der innere Sinn sich für die leichte Anstrengung durch Entdeckung der Bedeutung belohnt. Die Rede bringt eine Ausführlichkeit mit sich, die leicht bis zur Ermüdung sich ausdehnt, und so gern man auch Xenophons Erklärung des allegorischen Bildes von Prodikus — die Wahl des Herkules am Scheidewege — ließt, so würde man doch viel lieber das Gemählde selbst vor sich sehen.

Gerade in öffentlichen Stadtgebäuden haben aber, wie mich dünkt, historische und allegorische Darstellungen noch eine andere empfehlende Seite. Wo Menschen von aller Art und von allen Ständen oft stundenlang sich aufhalten, und bis sie vorgelassen werden unbeschäftigt sind, wird ihnen dadurch eine bildende Unterhaltung verschafft, und dem Verstande wird durch öfteres Anschauen, auch wohl begleitet von den Erklärungen der Geübteren, der höhere Sinn klar, den sie bezeichnen. Galt doch von jeher Fabel und Gleichniß für das wirksamste Hülfsmittel der Volksbildung. Hätte mancher übermüthig verschwenderische Kaufmann, in dem Gemach, wo die Prozesse der Bankeroteurs und insolvent gewordenen Bürger verhandelt werden, fleißiger das Gemählde betrachtet, auf dem Ikarus, weil er den Vater überfliegen will, mit seinen wächsernen Flügeln ins Meer stürzt, er würde bey Zeiten mäßiger geworden seyn, und Kräfte und Mittel besser berechnet haben.

Im Ganzen sind bey dem Bau dieses Prachthauses die Künstler und Anordner, in der Wahl der auf die Bestimmung deutenden Gemählde und Kunstwerke gewiß sehr glücklich gewesen. Ich gebe nur einige Beyspiele. In die untere Gallerie, wo den schweren Verbrechern die Todesurtheile bekannt gemacht werden, führen zwey Thüren von Bronze. Da drohen an der einen zwey Schwerdter mit der Unterschrift: Discite justitiam moniti; an der andern ein herabfahrender Blitzstrahl mit den Worten: Et non temnere Divos! Ueber

dem Sitz des Oberrichters, stellen drey Basreliefs von weißem Marmor — sämmtlich von dem berühmten Artus Quellinus, — das Gericht Salomos, und das Urtheil des Seleucus und Brutus über ihre Söhne dar. Die Statuen der Kardinaltugenden und der rächenden Nemesis, sind nicht unpassend für den großen Bürgersaal, wenn man gleich das — auf die oft späte aber gewisse Vergeltung deutende — hölzerne Bein der letzteren lieber entbehrte, auch die Symbole der vier Elemente mehr wegen der Ausführung als wegen der Wahl billigen möchte. Desto glücklicher ist wieder die Idee, in der Burgemeisterkammer an den Fabius Maximus, und an die unbestechlichen Römer Fabricius und Curius Dentatus, in dem Zimmer der Rathssitzungen aber, an den um Weisheit betenden Salomo, und an Moses, wie er die Aeltesten des Volks mit sich zu Rathgebern und Richtern verbindet, durch zwey große Gemählde von Govert Flink, zu erinnern.

In dem oberen Geschoß ist noch ein sehr großer Saal zu Bürgerversammlungen, in welchem mehrere ganz vorzügliche Gemählde einiger großen Künstler, wie van Dyk, Rembrandt, Sandraert, aufbewahrt werden. Das Unnachahmliche der niederländischen Schule in der Darstellung des gemeinen und bürgerlichen Lebens, erscheint besonders in den Werken von van der Helst in der höchsten Vollkommenheit. So hat er namentlich mehrere hier vordem versam-

melte Schützengesellschaften bey ihren Festmalen dargestellt, und dieß, da es lauter Portraite damals lebender Personen sind, mit einer Wahrheit, Treue und Natürlichkeit, daß man sich mitten unter ihnen zu befinden glaubt. Die Natur ist dabey bis in ihre feinsten Nuancen verfolgt. So sieht man z. B. die verschiedenen Wirkungen des fröhlich geleerten Bechers, die beginnende, die steigende, die vollendete Berauschung. Man sieht den Wein im Glase blinken, und sprudelnd am Rande verrinnen. „Die Krone von allen — sagt eine geistreiche Reisende, und ich sage es ihr nach — ist das große Gemählde, welches ein Friedensfest vorstellt. Ganz vorn sitzt der spanische Gesandte, an einer reich bedeckten Tafel, Hand in Hand mit dem Burgemeister von Amsterdam; beyde schöne, kräftige Männer, mit allem Ausdruck und allem Charakterischen beyder so sehr verschiedenen Nationen dargestellt. Etwas weiter zurück steht ein sehr schöner Mann in schwarzen Sammt gekleidet, der eine große blaue Fahne trägt; ein anderer in schwarzen Atlas, gießt ihm hellrothen, perlenden Champagner ins zierlich geformte Trinkglas; noch ein anderer ist beschäftigt eine Pastete aufzuschneiden; ringsum stehen viele Neben-Personen, Vasen, Gläser mit Wein, Prachtgefäße aller Art, ein unendlicher Reichthum. Alles wahr, alles treu und schön bis ins kleinste Detail. Höher läßt sich die Täuschung nicht treiben, als auf diesem wunderbar heiterem Ge-

mählde *)." — Aber, möcht ich hinzusetzen, an geniale künstlerische Composition ist eben da, wo nur die reale Natur aufzufassen der höchste Zweck des Künstlers war, doch nicht zu denken.

Wohlthätigkeitsanstalten.

Der Waisen-, Wittwen-, Armen- und Krankenhäuser giebt es hier eine große Zahl. Sie sind zum Theil sehr reich dotirt. Die ausnehmende Milde der Nation gegen alle Classen der Hülfsbedürftigen, steht mit dem im Einzelnen gewiß nicht ungegründeten Vorwurf, einer bis ins Kleinliche gehenden Sparsamkeit, in einem merkwürdigen Contrast. Man tadelt sogar den Ueberfluß, der hie und da in den milden Stiftungen nicht bloß nähren sondern verwöhnen soll. Ein sehr sorgfältiger Beobachter des Landes behauptet, daß allein die Kosten für die Wohlthätigkeitsanstalten der reformirten Gemeinde zu Amsterdam, mehr als die vormaligen gesammten Einkünfte des Kurfürstenthums Trier — wenigstens eine Million Gulden — betragen, und daß man die Ausgaben der, zu den übrigen kirchlichen Gemeinden gehörenden, wenigstens eben so hoch anschlagen könne **).

*) Johanne Schopenhauer Erinnerungen von einer Reise. 2 Bd. 1813.

**) Grabners Briefe über die vereinigten Niederlande. S. 164.

Das Innere solcher Anstalten, wenn sie nur irgend nach einem verständigen Plane eingerichtet sind, sieht sich meist so ähnlich, daß es bey so zugemessenen Tagen Zeitverlust gewesen wäre, jede Einzelne zu besuchen.

Das Bürgerwaisenhaus hatte für mich unter allen das meiste Interesse. Als mein Aeltervater A. H. Franke, im Jahr 1694 den Gedanken faßte, in Halle eine Anstalt für Vaterlose, woran es hier gänzlich fehlte, zu errichten, und wohl wußte in welchem zum Theil höchst kläglichen Zustande damals die meisten Waisenhäuser in Deutschland waren, gab dem ersten Aufseher der in seine Wohnung aufgenommenen Waisen, G. H. Neubauer, einem sehr praktischen Kopf, im J. 1697 den Auftrag nach Holland zu reisen, um sich von den dortigen so rühmlich bekannten Einrichtungen in Kenntniß zu setzen. Ganz vorzüglich machte er sich mit dem Innern gerade dieses für Bürgerkinder bestimmten Waisenhauses bekannt.

In zwey durch die Höfe verbundenen Gebäuden, werden über tausend Vaterlose beyderley Geschlechts erzogen. Die allgemeine Aufsicht führen hier, wie in allen hiesigen Anstalten, gewöhnlich sechs Regenten und Regentinnen. — Für das ökonomische sind noch besondere Beamte angestellt, welche der Stadt Rechnung ablegen. Jene waren eben versammelt als ich eintrat. Sie kamen meinem Wunsch, das Innere zu

sehen,

sehen, gefällig entgegen, ob sie wohl von dem, was in Deutschland von dieser Art vorhanden ist, keine Kenntniß zu haben, auch kein besondres Interesse daran zu bezeugen schienen. Große Reinlichkeit herrschte überall. Stuben und Säle waren geräumig und hell; die Beköstigung frugal und gesund; nur die Kleidung befremdend. Auf der einen Hälfte des Körpers ist der Anzug roth, auf der andern schwarz, so wie man es hier und da in Deutschland mit den Züchtlingen hält. Auch ist der Zweck wohl derselbe. Jedermann soll wissen, daß es Waisenkinder sind, wenn er ihnen begegnet. Denn streng ist untersagt, solchen irgend etwas zu gewähren oder zu reichen, was wider die Ordnung des Hauses ist. Diese Bekleidung fand unser Franke eben so wenig nachahmungswerth, als die großen Bettstellen, in welchen oft viere beysammen liegen. Von Anfang seiner Stiftungen an, gab er, so beschränkt seine Mittel waren, jedem Kinde theils einen gleichfarbigen Anzug, theils seine eigene Lagerstätte.

Neues habe ich in dieser und einigen ähnlichen Anstalten nicht gelernt. Das Gute der Einrichtungen kennen und befolgen wir itzt auch in Deutschland. Nur von dem Reichthum der Erhaltungsmittel möchte man den zehnten Theil zu besitzen wünschen.

Dem Bürgerwaisenhause stehen sowohl an Größe als an Zahl der Kinder noch mehrere andere nicht nach. Die, welche den Namen des Almosenier-Wai-

senhauses, des Waisenhauses der Diakonie *), des lutherischen und des katholischen führen, erziehen neben jenem, noch Tausende von armen Kindern, daher man auch beständig so vielen Vaterlosen begegnet, die sämmtlich an ihrer Kleidung kenntlich sind. Auch der Findelkinder ist nicht vergessen.

Die Urtheile über das Innere waren freylich selbst in Amsterdam getheilt. Dieß ist das Schicksal aller großen Institute. An thätigen, einsichtsvollen und humanen Regenten und Regentinnen, fehlt es doch gewiß in keiner der Wohlthätigkeitsanstalten, so wenig als in den Hospitälern, sowohl für Geistes- und Körperkranke, als für Hülflose aller Art. Ich konnte die meisten nur dem Namen nach oder von Außen kennen lernen. Doch sah ich einige der großen Verpflegungshäuser für alte Männer, Frauen und Wittwen.

Gewisse Mängel und Gebrechen sind von Anstalten, in welchen viele Menschen von der verschiedensten Bildung so nahe leben und sich unaufhörlich berühren müssen, nicht zu trennen, und die allerbeste Theorie scheitert nur zu oft an der Unmöglichkeit der Ausführung.

*) Eine Anzahl von unteren Geistlichen oder Diakonen führt die Aufsicht über viele Wohlthätigkeitsanstalten. Daher der Name Diakonie. Schon in der ersten christlichen Kirche war dieß die Bestimmung der Diakonen und Diakonissen.

Polizeyliche Anstalten.

Haben Sie schon das Werkhaus, das Spinnhaus, das Raspelhaus gesehen? — frägt man häufig die Reisenden. — Ist gleich der Besuch dieser in einer so volkreichen Stadt unentbehrlichen Anstalten nicht wohlthuend, so ist er doch von mancher Seite lehrreich und die Einrichtung merkwürdig.

Wir sahen von dem Zucht- und Arbeitshause den Theil, worin die weiblichen Sträflinge aller Art, auf längere oder kürzere Zeit, theils zum Spinnen theils zu andern Arbeiten angehalten werden — ein wahres Prachtgebäude, bey dessen Anblick wohl niemand seine Bestimmung und seine Bewohner ahnden sollte. Die vorderen Zimmer sind theils Schreibstuben für die Officianten, theils den Versammlungen der Regenten und Regentinnen bestimmt. So nennt man auch hier die Directoren und Directricen aus dem vornehmen Bürger- und Kaufmannsstande, welche sich freywillig diesem Geschäft widmen. Man mag in Holland gern sein Andenken verewigen. Daher hängen in den Conferenzzimmern auch dieses kleinen Senats große Gemählde, auf welchen die vormaligen Mitglieder in Lebensgröße portraitirt sind, und gerade so an den Conferenztischen berathend sitzen, wie itzt ihre Nachfolger. Die Wahrheit und das Leben in den Physiognomieen, so wie die Tracht aus den verschiedenen Zeiten, ist auch für den Fremden nicht ohne Interesse.

In den eigentlichen Arbeitssälen waren mehrere Hunderte von Züchtlingen vertheilt. Erfreulich kann, selbst bey der äußersten Reinlichkeit, nie der Anblick eines Hauses seyn, wo des moralisch Unreinen so viel zusammengefegt ist. Treppen und Fußböden waren so sauber, als wären sie nur eben gelegt; die Gefangenen reinlich im Gesicht wie im Anzug; die meisten strotzend von Gesundheit; manche zudringlich und frech. Die, welche schon den Staupbesen erhalten hatten oder dazu verurtheilt waren, saßen zwar in demselben Saal, jedoch von den übrigen abgesondert; auf einer andern Seite saßen an dreyßig Lustdirnen, die man Abends vorher aufgegriffen hatte. Denn werden gleich die sogenannten Musicos oder Spielhäuser von der Polizey, unter dem bekannten Vorwand gestattet, so ist doch das Umherziehen auf den Straßen und das Anlocken aus Privathäusern polizeylich untersagt. Die eben vorsitzende Frau Regentin hatte den Fang veranlaßt. Unser Herumführer machte darüber allerley bittere Anmerkungen, die ich lieber unterdrücke. Bey so großem Aufwand, und so sorgfältiger Verhütung alles dessen, was das Auge beleidigen könnte, befremdete mich doch der widrige Geruch. Er mag, wo so viele Menschen ausdünsten, nicht ganz zu verhüten seyn. Sofern er aber auch von den geheimen Gemächern ausgeht, ist man in zweckmäßigen Vorkehrungen in England weiter gekommen, als wenigstens damals in Holland. Vielleicht hat man itzt auch hierin die Erfahrung der Britten benutzt.

Für männliche Verbrecher, die entweder, wie man es hier ausdrückt, schon auf dem Schaffot gewesen und gegeißelt sind *), oder denen es bevorsteht, ist das Raspelhaus (Rasphuys, Castigatie,) bestimmt. Das Portal des Einganges hat die Ueberschrift: Virtus est domare quae cuncti pavent, und in einem Basrelief ziehen Löwen und Tiger einen mit Baumstämmen beladnen Wagen. Man tritt zuerst in ein Zimmer, worin alle Arten von Ketten, Schellen und Zwangsinstrumenten, womit man die Verbrecher bändigt, an den Wänden hängen. In dem Viereck des innern Hofes liegen die Kerker, worin die größeren Missethäter mit einer centnerschweren Raspel Brasilienholz, das härteste von allen, zu Färbestoff klein machen. Man sieht sie durch die offenen Fenstergitter — größtentheils schreckliche Gestalten — mit unter auch wohl einen, in dem die Züge einer besseren Natur noch nicht ganz verloschen sind. Sie drängen sich, sobald sie einen Fremden gewahr werden, gierig hervor, bieten kleine Kupfermarken an, und bitten halb grinsend halb drohend

*) Jährlich ein oder zwey Mal wird unmittelbar vor dem Rathhause dieß Schaffot zur Vollziehung der verschiedenartigen Executionen errichtet, und die Verbrecher treten aus einem der Zimmer desselben hinaus. So auch in andern Städten. Das Pflaster in der Nähe der Rathhäuser hat Vertiefungen, in welche die Gerüste sogleich eingelassen werden können.

um eine Gabe. Vor einigen Gittern saßen im Hofe Frauen und Schwestern, und sprachen mit den unglücklichen Männern und Brüdern. Andre Elende, an denen vielleicht kein menschliches Wesen mehr Theil nahm, knirschten mit den Zähnen und raspelten fort. Beharrlich Widerspenstige sperrt man in ein feuchtes enges Gefängniß, wo sie unaufhörlich zu pumpen genöthigt sind, wenn sie nicht im Wasser versinken wollen. Gott! was hat der Mensch nicht alles erfinden müssen, um sich vor dem Menschen sicher zu stellen!

Das sogenannte Pesthaus vereinigt mehrere Zwecke, was selten ein Gewinn für Anstalten dieser Art ist. Es sind nicht nur an unheilbaren, unreinen oder ansteckenden Krankheiten Leidende, es sind auch die Wahnsinnigen, die man hier behandelt. Von dem eigentlichen Irrenhause, das ich nicht selbst sah, besonders dem Aufenthalt der Unglücklichen, machen frühere Reisende eine sehr traurige Beschreibung. Ist es so, wie Volkmann erzählt, daß man den Wahnsinn, unter dem Bilde einer alten Frau personificirt, in der Mitte des Hofs aufgestellt habe, so wäre dieß allein schon ein unverzeihlicher Fehlgriff.

Die Börse

Sie bildet ein längliches Viereck. Die beyden längeren Seiten haben offene bedeckte Säulengänge, um gegen übles Wetter zu schützen. An jeder Säule, jedem Pfosten ist das Geschäft angeschrieben, über welches auf diesem Platz verhandelt wird. Die, welche gleiches Interesse haben, sind sicher sich hier zu treffen. Oberhalb wohnen Schreiber und Mäkler, und was unten verabredet ist, wird da wenn es nöthig ist zu Papier gebracht.

Die Zeiten sind vorüber, wo man hier und in London um den Welthandel wetteiferte. Doch drängt sich in dem innern 250 Fuß langen Hofe noch unablässig die Menschenmasse, durch die man sich besonders gegen zwey Uhr nur mit Mühe durchwindet, wenn Tausende ab und zu strömen. Bey weitem ein schöneres Local hat die Börse zu Rotterdam.

Eine sonderbare Sitte erlebten wir gerade zur Zeit unsers Aufenthalts. Während den Kermes oder der Messe hat die Jugend der Stadt das Recht, so wie es drey Uhr schlägt, alles herauszutreiben, was noch auf dem Hofplatz verweilt, und ihn mit ihrem Schwarm zu füllen. Selbst den ganzen Tag lang ziehen sie wie kleine Soldaten mit hölzernen Gewehren, papiernen Grenadiermützen und kleinen Trommeln, mit unleidlichem Lerm, durch die Straßen. Vor langen, langen Zeiten soll, so geht die Sage, angelegtes Feuer durch einige Knaben entdeckt und die Stadt gerettet seyn.

Das holländische Schauspielhaus.

Das fast allgemeine Schicksal dieser Gebäude in allen Ländern, Zerstörung durch Feuer, traf im Jahr 1772 das ältere Haus. Das neue am Leydner Thor ist in seiner ganzen Einrichtung und der Decoration höchst geschmackvoll. Wir sahen ein Lustspiel. Auf die uns Deutschen höchst auffallende Declamation waren wir vorbereitet. Das Allergewöhnlichste und Unbedeutendste wird mit einem Affect ausgesprochen, der nach unserm Gefühl selbst in den ernsthaften Rollen ins Komische überging. Hiernach bleibt kaum noch ein Maaßstab für das Pathos in dem Trauerspiel. Gewiß waren indeß einige Schauspieler nicht ohne Talent; man merkte ihnen ein ernstes Studium an. Mehr Haltung und Mäßigung in der Stimme und in den mimischen Darstellungen würde ihrem Publicum nicht genügt haben. Auch war des Applaudirens kein Ende. Doch soll die feinere Welt häufiger das französische Theater besuchen, wo zuweilen berühmte Schauspieler aus Paris Gastrollen geben.

Höchst ermüdend sind die langen Pausen zwischen den Acten, und um so unerträglicher, je ungeheurer der Lärm ist, den die Gallerie treibt, und sich dabey die gröbsten Ungezogenheiten erlaubt. Man macht hier ganz dieselben Erfahrungen wie in Coventgarden und Drurylane.

Die Marineschule.

Dem Handel und der Schifffahrt verdankt Holland sein Daseyn wie seine Größe und seinen Reichthum. Kein Wunder, daß es, gleich dem stets mit ihm wetteifernden England, auch recht eigentlich die Pflanzschule großer Seefahrer und großer Seehelden geworden ist.

Die erst seit 1785 gestiftete Marineschule, ist nach dem Urtheil aller Sachkundigen eine für diesen Zweck vortrefflich organisirte Anstalt, worin einige hundert junge Leute zum Seedienst erzogen werden.

Alle übrigen Unterrichtsanstalten hatten Ferien. Bey dem unlängst erst angestellten Rector der lateinischen Schule Hrn. Boßcha, konnte ich nur allgemeine Notizen über die Einrichtung derselben sammeln. Die Professoren der höheren Bildungsanstalt, des Athenäums, waren abwesend. Eine Elementarschule sah ich in Leyden. Um so erwünschter war es mir, hier wenigstens ein pädagogisches Institut zu sehen.

Die Marineschule liegt im Angesicht des Hafens, und zeichnet sich gerade als Gebäude nicht aus; desto mehr durch die ganze innere höchst zweckmäßige Einrichtung. Wir fanden einen großen Theil der Zöglinge eben auf dem Hofe, wo eine völlig ausgerüstete Fregatte steht, an welcher sie in allen Exercitien ihres künftigen Geschäfts praktisch unterrichtet werden. Es war ein angenehmes Schauspiel, als die kleinen muntern ganz einfach aber sehr reinlich gekleideten Matrosen, mit

unglaublicher Behendigkeit an den Seilen und Tauen hinaufklimmten, über die Segelstangen herabhingen, die Segel aufzogen und herabließen, den Mastkorb erstiegen und auf das Commandowort in einem Moment wieder auf dem Verdeck waren. Die andre Hälfte war in mehreren Sälen mit Schreiben, Rechnen und Zeichnen beschäftigt. Hier fand ich auch Erwachsene, deren blaue Schärpe andeutete, daß sie bereits eine Seereise bestanden hatten. Man legte uns Proben ihrer Arbeit vor, welche die Gründlichkeit des Unterrichts bewährten.

Ihre ganze Lebensweise ist Vorbereitung für ihre künftige Bestimmung. Sie essen auf ihren Laden, sie schlafen in Hängmatten, welche des Morgens aufgerollt werden, und worunter die Kisten für ihre kleinen Geräthschaften stehen; die Säle sind zum Theil gerade nur so hoch als die Schiffsräume unter dem Verdeck. Auch die Kost ist der Schiffskost ähnlich. Mögen auch die Eltern einzelner Zöglinge wohlhabender seyn; hier muß aller Unterschied wegfallen. Die, welche sich durch vorzügliches Geschick zu Officierstellen eignen, gehn aus dieser Schule in ein ähnliches Institut, das wir von Rotterdam aus besucht haben, über.

Das Conferenzzimmer der Vorsteher enthält einige Merkwürdigkeiten, vorzüglich ein treffliches Gemählde eines berühmten in einem Seetreffen gebliebenen Admirals; — eine höchst anziehende Physiognomie, ein schöner Verein von kräftiger Männlichkeit, sanfter

Güte, und tiefer Wehmuth bey der Trennung von der jungen, holden Gattin, der er, als ahndete er sein nahes Schicksal auf dem in der Ferne segelfertig liegenden Schiff, scheidend die Hand reicht.

Auch ein Modell des Schiffes, welches der Admiral Kinsbergen commandirte, war von ihm selbst dem Institut geschenkt. Daran, wie an seinen Namen, knüpft sich die Erinnerung an die in späteren Zeiten seltner gewordenen großen Seehelden der Vorzeit. In ihm blühte gewissermaßen der Ruhm der holländischen Tapferkeit, besonders durch das Seetreffen, das er bey Doggersbank den Engländern lieferte, wieder auf. Der König Ludwig von Holland ehrte sein Verdienst durch den Titel eines Grafen von Doggersbank; Napoleon, als er auch Holland sich zueignete, durch die Ernennung zum Mitgliede des Erhaltungssenats. Doch erlebte Kinsbergen noch die Wiederherstellung seines Vaterlandes. Erst im Jahr 1819 trat er vom Schauplatz ab.

Ob der Tadel, den man hie und da hörte, daß die großen Kosten der Marineschule nicht ganz dem Erfolg entsprächen, gegründet sey, vermag ich nicht zu beurtheilen.

Felix Meritis.

Schwerlich giebt es in irgend einer der größeren Städte ein Clubgebäude, das an Umfang und Pracht dem Museum verglichen werden könnte, an dessen Fronte jener — vielleicht nicht ganz schicklich gewählte — Sinnspruch in goldnen Buchstaben prangt *). Ob das, was dadurch für den Kunstsinn und die Wissenschaften, von deren Förderung die Idee im Jahr 1777 zuerst ausging, geleistet wird, der Größe der Anlage entspricht, mag zweifelhaft bleiben. Glanz und großer Kostenaufwand ist ja allein noch keine sichre Bürgschaft für das was wissenschaftliche Anstalten leisten. Die alte und neue Zeit stellt Beyspiele auf, daß Universitäten und Akademieen der Wissenschaften, bey großer Beschränktheit ihrer Einkünfte mehr gewirkt und größere Männer hervorgebracht haben, als andre, die pomphaft auftreten, das Auge blenden, reichen Pfründen

*) Die von dem gelehrten Hier. de Bosch (s. S. 129.) verfaßte Inschrift, in dem Zimmer, worin man die Folge der wöchentlichen Beschäftigungen übersieht, nimmt auf die Inschrift Rücksicht.

Qui felix meritis veneratur Palladis aras
Musarumque domum, Mercuriique focos,
Laetus in augusto ponat vestigia templo,
Ingenuisque suas artibus addat opes;
Dumque Camoenarum resonant haec atria cantu,
Majugenae exhilarant lingua vigorque lares;
Sic Dea, quae doctas quondam celebravit Athenas
Sic stabilem Amstelia figet in orbe pedem.

gleichen, aber dennoch weit hinter den gespannten Erwartungen zurückbleiben. Auch mag das Motiv, große Summen zu solchen Unternehmungen zu steuern, nicht immer frey von Eitelkeit seyn, und der rechte Sinn für höhere Bildung dennoch fehlen. Aber am Ende ist doch unter allen Arten des Luxus der literarische eine der edelsten.

Höchst ehrenvoll bleibt es auf jeden Fall für jene Vierzig patriotischen Männer, welche den Plan faßten, in einer Stadt, wo bis dahin fast alles nur auf Erwerb berechnet schien, eine Anstalt zu stiften, welche die Leere, die der gebildete Kaufmann nach vollbrachter Arbeit in seinen Nebenstunden drückend empfinden muß, durch Unterricht, Gespräch und Uebung der Kunst ausfüllen, den Geist mit Ideen bereichern, und selbst auf das höhere Bedürfniß des weiblichen Geschlechts berechnet seyn sollte. Fünf Gegenstände schienen hiezu am meisten geeignet; Philosophie, worunter man auch Naturkunde, Physik und Chemie, Mathematik und Naturlehre, worunter man auch Astronomie begriff; dann schöne Literatur, Tonkunst und Zeichenkunst.

Großartig sollte doch alles und einer so reichen Stadt angemessen seyn, daher eine Million Gulden zusammengelegt ward, der Wissenschaft und Kunst ein würdiges Heiligthum zu erbauen. Diesen Charakter trägt denn auch der Bau und die Einrichtung, wie im Aeußeren so im Inneren.

Das Gebäude hat vier Stockwerk, wiewohl man in der Façade eigentlich nur drey gewahr wird. Zwischen den vier korinthischen Säulen, welche das Frontispiz tragen, erblickt man in halberhabner Arbeit die Embleme des Handels, der Literatur, der Mahlerey, der Physik und der Musik. Das untere Stock nehmen größere und kleinere Versammlungssäle, desgleichen der elliptisch geformte siebzig Fuß lange Concertsaal, mit einem großen an hundert Musiker fassenden Orchester, ein. Das mittlere Stockwerk umfaßt das große Auditorium zu Vorlesungen wissenschaftlicher Abhandlungen und poetischer Declamationen, mit einer durch kunstvolle Sculpturarbeit geschmückten Tribune; — leicht dem geschmackvollsten und kostbarsten Katheder, von dem je Vorlesungen gehalten sind; — dann das amphitheatralische Zimmer für die Experimentalphysik mit einer ausgesuchten Instrumentensammlung. Das dritte Stock gehört den zeichnenden Künsten und den astronomischen Beobachtungen an. In einem der Säle zeichnet man nach der Natur; ein andrer vereinigt die vorzüglichsten Statuen aus den auswärtigen Museen in sorgfältigen Gypsabgüssen; ein dritter, aus den eine Treppe auf das Observatorium führt, den ganzen astronomischen Apparat.

Jedem Fach sind feste Tage bestimmt, wo alle schon über 400 gestiegene Mitglieder an den Vorlesungen und übrigen Beschäftigungen Theil nehmen, auch Fremde einführen können. Jedes Talent findet

hier Gelegenheit sich zu zeigen, auch wohl auf die Probe zu stellen. Denn, auch wer der Gesellschaft nicht als Mitglied angehört, darf seine Arbeiten mittheilen. So schließt sich das Institut an andre frühere an, die, wenn auch gleich weniger glänzend, schon seit längerer Zeit sehr wohlthätig gewirkt haben. Wenn einige derselben sich mehr die Cultur einzelner Wissenschaften, sowohl der ernsteren als derer, welche das Leben erheitern, zum Ziel gesetzt haben, so ist es bey andern mehr die allgemeine Bildung, die sie bezwecken, vor allen die Maatshappye tot Nut van't Allgemeen, auf die ich noch einmal zurückkommen werde.

Persönliche Bekanntschaften.

Der Empfehlung des Herrn von Meurs verdankten wir zunächst die Bekanntschaft eines sehr geachteten und höchst achtungswürdigen Predigers der lutherischen Gemeinde, Herrn Ebersbach, welcher seit der Errichtung eines lutherischen Seminars im Jahr 1818, auch als Professor der Theologie an demselben arbeitet, und von dem wir, wie von seiner liebenswürdigen Familie, wie alte Bekannte aufgenommen wurden. Er war entweder selbst unser Führer, oder es konnte doch nach seiner Anleitung in wenigen Tagen mehr gesehen und vollbracht werden, als möglich gewesen wäre, wenn wir in einer Stadt, wo wir niemand kannten, uns selbst überlassen blieben. In den von ihm im Druck erschienenen Predigten steht Licht und Wärme in dem Verhältniß, das allen Kanzelvorträgen zu wünschen wäre. Frey von Parteygeist, arbeitet er, so wie sein edler Freund und College Lagers, im echt christlichen Sinn auf den einen großen Zweck hin, der alle Glieder seines Standes beseelen sollte.

Möchte doch die Erinnerung an ihn nicht durch doppelte schmerzliche Gefühle getrübt werden! Seit ich ihn im Jahr 1819 auf meiner Reise nach England wiedersah — durch welche harte Erfahrungen ist er gegangen! Eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte die Kirche, an welcher er stand: die neue lutherische, eine herrliche Rotunda, ganz im Styl der Peterskirche

zu

zu Rom. Ihm selbst aber entriß an einem Tage der Tod zwey erwachsene Töchter in der vollen Blüthe des Lebens. Was unter so harten Prüfungen die Kraft der Religion vermag, das hat er acht Tage darauf, da er gerade fünf und zwanzig Jahre an seiner Gemeinde segenreich gewirkt hatte, in einer sehr rührenden Predigt in eben der Kirche bewährt, in welcher er eine Woche früher an der gemeinsamen Gruft stand, in die man die geliebten Todten senkte.

Sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt.
Non ignarus mali — condolescere flentibus
discit. —

Viele Gelehrte waren abwesend, oder ihre Wissenschaft lag mir zu entfernt. Unter den Humanisten lernte ich erst auf der späteren Reise Hrn. Lennep, Professor des Athenäums, kennen. Dagegen sah ich noch in einem der Curatoren der Universität Leyden,

Hieronymus de Bosch,

das wahre Bild eines echten holländischen Philologen *).

---

*) So stellt ihn auch sein gelehrter Freund Wyttenbach dar: libere loquentem, scapham scapham appellantem, aspere sed salutari asperitate, quam ut ex leniissimo mitissimoque animo profectam, quisque ignoscat. — Sic — fährt er fort — in caeteris vitae partibus veterem sequitur morem, vestitu, cultu, habitu, ut qui Boschium videat, vetera florentis temporа reipublicae cogitet. M. vergl. die ganze treffliche Epistola ad Boschium im 12. Theil der Bibliotheca critica, und wieder abgedruckt in D. Wyttenbach opusculis varii argumenti Tom. II. p. 40.

Man hatte mir gerade keine ansprechende Aufnahme bey dem grundgelehrten, aber für das Ausland, besonders Deutschland, wenig gestimmten, und selbst mit dem Verdienst unsrer deutschen Humanisten ziemlich unbekanntem Manne, verheißen. Aber bald nach den ersten Begrüßungen fand ich mehr als ich hiernach erwarten durfte. Im langen blauen Rock, vielgelockter runden Perücke, den kleinen dreyeckigen Hut beständig auf dem Kopf — fast allgemeine Sitte aller Holländer, die auch von dem Fremden nichts anders erwarten — trat uns der große stattliche Mann entgegen. Das Gespräch ward bald wissenschaftlich. Er verbarg es eben nicht, daß doch nur Holland der eigentliche Sitz gründlichen Wissens sey; ward indeß doch bald milder, und zeigte gefällig die Schätze seiner trefflich geordneten Bibliothek. Alle waren aufs kostbarste eingebunden, und mit eigensinniger Strenge von jedem Werk fast nur Prachtexemplare und erste Drucke aufgenommen. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um Hugo Grotius, seinem gefeyerten Heiligen. Er war eben mit der Herausgabe der von diesem verfertigten lateinisch-metrischen Uebersetzung der griechischen Anthologie beschäftigt. Ein Quartband seiner eigenen lateinischen Poesieen war auf eigne Kosten schon früher erschienen. Auch nahm de Bosch unstreitig unter den lebenden lateinischen Dichtern den ersten Rang ein. Sein Freund Wyttenbach in Leyden verhehlt es in einer an ihn gerichteten Zuschrift nicht, daß auch dieser gelehrte Mann vom Tadel, und Neid seiner Zeitgenos-

sen nicht unberührt geblieben sey. Trat doch die holländische Philologie selbst immer streitend und kämpfend auf. Doch was sag ich die Holländische? Ists denn möglich die Deutsche, selbst der neuesten Zeit, in diesem Charakter zu überbieten?

De Bosch lebte bis 1811, ohne öffentliches Lehramt. Desto öfter hat er lehrbegierige und Hoffnung erweckende Jünglinge um sich her versammelt, weniger um sie durch Theorieen der Rhetorik, der Poetik, des Styls — gegen die er sich oft bis zur Ungerechtigkeit erklärte — zu bilden, als durch kräftiges Recitiren der herrlichsten Stellen aus den Classikern, die seinem Gedächtniß stets gegenwärtig waren, und durch kurze Hinweisungen auf das Schöne für jene Studien, die das Element seines Lebens waren, zu begeistern. Das beste Elogium dieses gelehrten Veterans von echtem Schrot und Korn, ward der Gegenstand einer Preisaufgabe. So viel ich weiß, verdankt man dem gelehrten Lennep eine Denkschrift.

Ziemlich gleichzeitig mit der Verbreitung der kritischen Philosophie in Deutschland, ward sie auch in Holland bekannt. Am meisten trug dazu der Professor van Hemert bey, welcher im J. 1784 seine Stelle als reformirter Prediger aufgegeben hatte, und zu der freyerdenkenden Partey der Remonstranten übergegangen war. Er lieferte zuerst eine freye Uebersetzung der Kantischen Schriften; begann ein Journal für kritische Philosophie; versuchte sie sogar durch „Briefe

und Lectüren zum Imbiß (by het ontbyt) und beym Theetisch" zu populariſiren, namentlich auch den Exegeten die moraliſche Schrifterklärung zu empfehlen. Er gewann dadurch zwar dem Syſtem Jünger und Vertheidiger, ward aber, wie zu erwarten, in die heftigſten Streitigkeiten mit Philoſophen und Theologen verwickelt. Ich lernte ihn in Amſterdam kennen, treu der kritiſchen, deſto abgeneigter aber den Richtungen, welche neuerlich die Philoſophie in Deutſchland genommen und Kants Verdienſte ſo früh vergeſſen habe. Uebrigens ruht der Streit in Holland wie in Deutſchland. Itzt iſt der noch immer ſehr lebendige geiſtvolle Mann, einer der thätigſten Theilnehmer an den Vorleſungen in Felix meritis.

Höchſt unterrichtend war der Beſuch bey dem ſehr gefeyerten Lehrer der Anatomie, Profeſſor Bonn. In ſeinem Zimmer ſtand ein Drang Utang, von ihm ſelbſt ſecirt und ausgeſtopft, von ſeltener Größe. Hätte ich doch ſein geiſtreiches und höchſt belehrendes Geſpräch über dieſen Homo troglodytes nachſchreiben können, um es meinen Leſern mitzutheilen. Sie würden den ſeltenen Verein von Tiefe der Bemerkungen und Faßlichkeit der Darſtellung mit mir bewundern.

Der Prediger und Prof. der Remonſtrantgemeinde, Hr. Stuart, ein eben ſo fruchtbarer, beſonders hiſtoriſcher Schriftſteller, als kinderreicher und glücklicher Vater, verband ein warmes Intereſſe für deutſche Li-

teratur, mit einer Herzlichkeit, die in den ersten Augenblicken Zutrauen erwecken mußte. Die Unterhaltung mit ihm über Gegenstände, die für uns beyde gleiches Interesse hatte, gewährte mir eine der angenehmsten Abendstunden. Unter Ludwigs Regierung ward er Königlicher Historiograph.

In dem Museum, einem literarischen Club, welcher aus mehreren Hunderten Mitgliedern besteht, und die Zeitschriften in allen Sprachen besitzt, fand ich mehrere Gelehrte, auch einige der geschätztesten Dichter, Klinker, Helmers, Doornick. Zahlreich war der Besuch nicht. Vielleicht lag es an der Stunde. Oder geht es auch hier wie an vielen Orten, wo neue Lesebibliotheken zwar anfangs mit Eifer benutzt werden, aber gar bald die Bequemlichkeit es vorzieht, die Lesestunde im eignen Hause zu halten?

Die Buchhandlungen gleichen den englischen. Altes und Neues findet man aufgestellt, größtentheils brochirt. Schon fängt man auch bey uns an dieß nachzuahmen. Möge es nur die Verleger vorsichtiger machen, da unverkaufte Schriften, wenn sie gebunden sind, nicht einmal durch Maculaturverkauf für die Kosten entschädigen. Die Inhaber der damaligen beyden deutschen Handlungen waren die Herrn Hesse und Brockhaus. In dem kleinen Laden wo mich Letzterer empfing, und viel Interessantes erzählte und zeigte, hätte man damals das große mercantilische Institut nicht ahnden sol-

len, welches itzt in Leipzig eben so sehr den Erfolg einer verständigen und rastlosen Industrie beurkundet, als ein Beweis ist, welchen Gewinn eine einzige glücklich aufgefaßte Idee gewähren kann. Die Erfahrung möchte überhaupt gar manche Beyspiele aufstellen, wie häufig nicht sowohl die Menge der Artikel, als ein einziges Werk, den Umfang und Reichthum mancher Verlagshandlung begründet hat. Es würde kein uninteressanter Beytrag zur Geschichte, sowohl des Buchhandels als des Geschmacks des Publicums seyn, solche Beyspiele zu sammeln.

Eine Einladung zu Herrn Duker, einem reichen Banquier, machte uns noch bekannter mit dem häuslichen Leben der begüterten holländischen Familien; zufällig auch mit einer uns ungewohnten Art von Fuhrwerk, die in früheren Zeiten, besonders in Amsterdam, noch allgemeiner im Gebrauch gewesen seyn soll. Die Wohnung war von unserm Logis entfernt; wir bestellten einen Wagen. Als uns der Lohnlakey meldete, daß er gekommen sey, fanden wir eine große altmodische Kutsche auf einer Schleife befestigt, mit einem Pferde bespannt. Unser Befremden darüber beschwichtigte er durch die Versicherung, daß dieß nicht nur eine wohlfeilere, und besonders für korpulente Personen — was freylich auf uns nicht paßte — sehr bequeme, sondern auch ganz gewöhnliche Art sey, in die Kirche oder nach dem Schauspiel zu fahren, und Besuche in den vornehmsten Häusern zu machen. Bequem war sie in der That; und wiewohl der

Führer, den Zaum in der Hand, nebenher ging, doch schnell genug. Auch bemerkten wir, daß die Gefahr der Entzündung des Schlittens, durch einen an den Ecken des Kutschkastens angebrachten, mit Flüssigkeiten angefüllten Beutel verhütet ward, womit von Zeit zu Zeit die Kufen benetzt, und der Boden befeuchtet wurde. Daß diese Schlittenfahrten im Sommer auf die Schonung des in der That vortrefflichen Pflasters berechnet sind, da sie es selbst noch mehr zu ebenen und zu befestigen scheinen, ist wohl wahrscheinlicher, als daß man dabey an den unsichern Boden, auf welchen die Stadt erbaut ist, gedacht, und die zu starken und häufigen Erschütterungen der Gebäude durch das Rollen der Wagen, dadurch zu vermindern gesucht habe.

Wir fanden das ungewohnte Fahrzeug in der That so behaglich, daß wir gern später die Wohnung des Herrn Duker erreicht hätten. Um fünf Uhr aß man zu Mittag — die Speisen ausgesucht, besonders die Zubereitung der Fische, die ja der Triumph der holländischen Kochkunst seyn soll, vortrefflich, übrigens weniger Ueberladung mit einer Menge von Gerichten, als in Deutschland; die ganze Bewirthung zwischen englischer und französischer Sitte getheilt. Für uns lag das höhere Interesse in der Unterhaltung. Die Gegenwart der Gebrüder Bode, gebohrner Amerikaner, früherhin in Halle erzogen, itzt Inhaber großer Plantagen in Demerary und Rio-Essequebo, deren Schwester mit unserm Wirth verheirathet war,

führte so natürlich das Gespräch — anfangs auf unsre von ihnen unvergeßne Vaterstadt — dann auf ihr Vaterland, ihre dortigen Besitzungen, bald auch auf die unglücklichen Negersclaven, welche ein hartes Schicksal in einen fremden Welttheil führt, und sie dem Luxus reicher Europäer dienstbar macht. Daß sie so unglücklich wären, wollte man freylich nicht zugeben. Auch waren die Aeußerungen dieser fein gebildeten Männer so menschlich, in dem Gemählde, das sie von der Behandlung, Pflege und Schonung der Leibeignen, von der Fürsorge für ihre Kinder, ihre Kranken, selbst für ihre Vergnügungen nach gethaner Arbeit aufstellten, verschwand die Schattenseite, wie sie uns aus Stedtmann über Surinam, und ähnlichen Schriften vorschwebte, so sehr, daß man geneigt ward, ihnen beyzupflichten, wenn sie einen großen Theil der dienenden und arbeitenden Classe unter uns, nicht halb so glücklich, als ihre so väterlich behandelten Sclaven finden wollten. Könnte man sich denn nur durch den Gedanken beruhigen, daß es recht viele so humaner Herren gebe, und daß auch in ihrer Abwesenheit die Beamten in eben diesem Geist handelten.

Ein Tag in Nordholland.

Broek. Saardam.

Ich könnte mich versucht fühlen, von diesem Ausfluge zu schweigen. Selbst die dürftigsten Reisebeschreibungen, daneben so viele Magazine, Lesebücher, Morgen- und Abendblätter, wiederholen sich in der Beschreibung jener niederländischen Ortschaften und Gegenden. Selbst an jede Erzählung von dem großen Czaar Peter, knüpft sich das Andenken an Saardam. Doch ist es schwer, gerade ein solches Curiosum und Unicum unberührt zu lassen. Denn schwerlich findet man in irgend einem Lande etwas ähnliches, als man hier sieht und erfährt. —

Vom frühen Morgen an, geht mit dem Glockenschlag jeder Stunde eine Schuyt über das Y nach dem ersten nordholländischen Dorf Buiksloot. Es ist in einer Viertelstunde erreicht, daher auch eins der Besuchtesten von Amsterdam aus, wie man bald an der Menge der geräumigen Gasthöfe und der Nettigkeit der Fremdenzimmer gewahr wird. Wagen- und Reitpferde stehen stets bereit, um Reisende nach den nordholländischen Städten und Flecken, Alkmar, Edam, Monnikendam, Purmerend zu führen, mit denen namentlich die Südholländer im starken Verkehr sind. Man zieht dieses der Wasserfahrt vor, um den Tag zu nutzen. Ein Kabriolet führte uns auf einen überall von Kanälen durchschnittenen Boden, oft auf sehr schmalen

Dämmen, in einer halben Stunde nach Broek. In diesem merkwürdigen, vielbesprochenen und bespotteten Broek, einem der Hauptsitze nordholländischer Sitten, liegt zunächst der Gasthof hart an dem Dorf. Weiter darf kein Fuhrwerk kommen, kann es auch kaum, da auch die ganze Ebene worauf der Ort erbaut ist, überall mit Wassergraben durchschnitten wird, die Fußwege aber so eng und schmal sind, daß oft kaum zwey Personen Raum haben. Diese Fußwege sind sehr sorgfältig mit Klinkers oder kleinen auf die hohe Kante gestellten Backsteinen gepflastert, gleichen aber häufig — besonders nah an den Häusern, einem mit allerley Figuren künstlich ausgelegtem Fußboden. Die Häuser — ein Paar neuerlich angelegte ausgenommen — sind weder groß noch von gefälliger Bauart, von Außen ringsum mit Brettern beschlagen und meist mit grüner Oelfarbe angestrichen. Die Giebelseite steht in der Regel nach der Straße zu. Hier ist in der Mitte die Hauptthür, zu der eine bewegliche, und nur an großen Familientagen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen angesetzte Treppe von drey bis vier Stufen führt. Nur bey solchen Festen wird dieß Allerheiligste geöffnet. Zu den inneren Wohnstuben führt eine kleine versteckte Hinterthür. Aber auch diesen Eingang versucht der Fremde vergebens. Doch entschädigen die hellen Spiegelscheiben einigermaßen die Neugier. Man sieht wie alles höchst sauber, glänzend polirt, mit buntem Geräth aufgeputzt da steht. In dem recht stattlichen

Schulhause war gerade keine Lehrstunde, und so konnte ich wenigstens durch die Fenster mit Bequemlichkeit die glänzenden Tische, Bänke, Bücherbretter und alles Geräth betrachten, wie man es kaum in den Lehrzimmern unsrer Fürstenkinder finden mag.

Auch hier war niemand zu erblicken. Ein Menschengesicht gewahr zu werden ist überhaupt eine Seltenheit. Ich glaube nicht, daß uns während unsers Dortseyns vier lebendige Wesen begegnet sind. Ich ersehe mir einen Materialladen, fordere ein Paar Loth Kaffee, und versuche ein Gespräch mit der Verkäuferin anzuknüpfen. Vergebens! Sie schien wohl zu merken, daß es mir um das Haus, nicht um ihre Waare zu thun war. Unglaublich schnell ward ich abgefertigt, die Frau entfernte sich und ich hatte nichts gesehen.

So treibt man sich denn in dieser Oede langweilig umher. Bunt genug ist alles — recht wie die kleinen geputzten Häuser und hölzernen Bäume, die wir unsern Kindern zu Weihnachten schenken. Da ist kein Geländer, kein Pfahl, keine Thür, keine Schwelle ohne frischen Anstrich. Baumstämme selbst fand ich mit weißer Oelfarbe bemahlt. Eben so jedes Hausgeräth — man sagt aus Noth, weil die feuchte Luft alles auflöse und verzehre. In den kleinen Gartenanlagen vor oder hinter den Häusern herrscht der kleinlichste Geschmack. Schatten giebt da kein Laubdach, kein überhängender Zweig. Die Scheere hat gesorgt, daß alles fein rund und nach der Schnur pyramidalisch zugestutzt sey.

Ein Mosaik von Muscheln und farbigem Gestein bedeckt die Beete. Gemahlte Blumen an den Einfassungen sollen die natürlichen ersetzen. Da ist denn freylich, weil nichts keimt, nichts wächst und blüht, auch kein Unkraut auszujäten, kein verwelktes Blatt wegzukehren, und bey den künstlich aus Buchsbaum und Taxus geformten Hirschen und Pfauen, ist man wenigstens sicher, daß sie nichts verunreinigen.

Bey einem solchen Hang zum Sonderbaren, so kalter Abweisung alles geselligen Verkehrs, kann es die Bewohner dieses Orts nicht befremden, wenn der überall zurückgestoßene Fremde unnatürlich nennt, was unnatürlich ist. Wohl ihnen, wenn sie sich bey dieser peinlichen Einengung häuslich glücklich fühlen. So sagt man von ihnen; auch nennt sie die öffentliche Stimme treu, arbeitsam, sittlich, und bey aller Frugalität des eignen Lebens, wohlthätig, und stets bereit, wo es auf Förderung gemeinnütziger Zwecke ankommt, nicht zurückzubleiben. An Mitteln fehlt es ihnen dazu nicht. Gerade diese Broeker sind, nach dem was man überall hört, so reich, daß die Schätzung Einzelner fast den Glauben übersteigt, und wie sparsam auch von andern Seiten ihr Haushalt seyn mag, so lassen es doch, besonders die Frauen, zwar in unwandelbar feststehenden Formen, doch an innerem Werth und selbst an Pracht des Anzugs nicht fehlen. Auch kommen die Männer in ihren Geschäften als Landwirthe, Negotianten, Rheeder sehr oft in die Stadt, und sind, kenntlich an der Länge

und Weite ihrer Röcke von dem feinsten meist schwarzen Tuch, und dem eigen gestutzten Hut, fast täglich auf der Börse, auch wohl an öffentlichen Vergnügungsorten von allerley Art, zu finden. Im Schauspielhause zeigte man uns eine Nordholländerin, deren Haupt- und Haarschmuck von Gold und Juwelen unserm Nachbar fast unschätzbar dünkte. Gewöhnlich verbergen sie das Haar unter einer dicht anliegenden Kappe von feiner Gaze. Drey länglich gebogene goldene Spangen von gebrochner Arbeit, die sich elastisch anschließen, geben ihm Halt. Eine geht über die Stirn hin, und drückt sich in der Nähe des linken Schlafs ein. Die beyden andern winden sich über die Ohren, bis an die vollen Wangen hin. Neben goldenen Ohrringen spielen auch wohl spiralartig gewundene, kleine Schlangen von Silberdrath um Stirn und Auge. Eine dicke Schnur von rothen Korallen um den Hals schließt ein goldnes Schloß zusammen. Wenn bey schönen, gesunden, milchweißen, wohlgeformten Gesichtern, selbst das barocke des Putzes nicht beleidigt, so contrastirt damit freylich der übrige Anzug, bey dessen eckigem Ausschnitt der Ermel, und dem bauschigen Umfang der Röcke, die schönsten Gestalten verlieren müssen.

Da es vergeblich war, in diesen Broek mit irgend einer menschlichen Seele in Berührung zu kommen, so eilten wir, um den Mittag und übrigen Theil des Tages in Saardam zuzubringen. Hätte ich früher die „statistisch-politischen Bemerkungen“ eines

deutschen Reisenden über die Niederlande gelesen *), so hätten wir doch nicht versäumt, eine der in der Nähe liegenden Holländereyen zu besuchen. Er mag hier statt meiner ergänzen, was mir entgangen war, und für manche meiner Leserinnen nicht ohne Interesse seyn dürfte.

„In einem artigen nach hiesiger Gewohnheit ausgeputzten und mit niedlichen Matten belegten, von dem Kuhstalle nur durch eine Thüre abgesonderten Kabinet, fanden wir den Hauswirth, welcher wider unsere Erwartung sehr freundlich und bereit war, uns die ganze Einrichtung seiner Wirthschaft zu zeigen. Er öffnete die Thür, und wir befanden uns im Kuhstalle, welcher, zumal in dieser Jahrszeit, da die Kühe auf der Weide waren, eben so gut zum Visitenzimmer hätte dienen können. Der marmorne Fußboden mit den feinsten Matten bedeckt, die Wände mit Fliesen eingelegt, zu beyden Seiten, wo die Stände für die Kühe waren, der etwas erhöhte Fußboden von bemahltem Holze, worauf man kein Stäubchen gewahr wurde. Die Geräthschaften, Schaufeln, Mistgabeln und dergleichen ebenfalls bemahlt, und mit vergoldetem Schnitzwerk versehen. Eimer und Milchgefäße auswendig bunt und inwendig mit weißer Oelfarbe überstrichen, u. s. w. Von hier gingen wir in die Molkenkammer, wo ein niedliches äußerst reinlich angezogenes Mädchen im kurzen Unterrocke und mit aufgestreiften Ermeln sich mit Buttermachen beschäftigte. Hier ist die große Reinlichkeit am rechten Orte, und wenn man die hiesige Molkenwirthschaft sieht, muß sie einem die holländische

*) Sie sind zuerst einzeln im deutschen Museum, dann auch als besondere Schrift unter obigem Titel gedruckt, und haben den vormaligen um Halle in vielem Betracht verdienten Stadt-Präsidenten, Geheimderath Barkhausen, zum Verfasser.

Butter doppelt schmackhaft machen. Ich erkundigte mich genau nach dem Prozesse des Buttermachens, und durch dasjenige, was ich erfuhr, bin ich überzeugt worden, daß der vortreffliche und reine Geschmack der ihr eigen ist, fast einzig und allein daher rührt, daß man die Milch eher abrahmt, den Rahm nicht so lange stehen läßt, und die Butter sorgfältiger reinigt als bey uns. Das Vieh wird zwey Mal im Tag gemolken. Die Milch vom Abend wird des folgenden Morgens und die vom Morgen des Nachmittags darauf abgerahmt, und der Rahm sogleich verarbeitet. Wenn man die holländische Butter durchschneidet, findet man sie ganz zusammenhängend, ohne fremde Theile, ohne Zwischenräume, und ohne mehrerley Farben. Dieß sind Eigenschaften, welche vorzüglich von einer sorgfältigeren Reinigung abhangen, und ich glaube fest, wenn man bey uns so verführe, wie ich vorhin erzählt habe, würde man dieß Product so wohlschmeckend als es die Holländer haben, selbst gewinnen können."

Man nennt das an der Zaane gelegene Zaandam oder Saardam mit ohngefähr 10,000 Einwohnern, zwar gewöhnlich ein Dorf. Es kann sich aber mit unsern größten Landstädten messen, und übertrifft sie wieder bey weitem an Sauberkeit und Eleganz der Häuser, der Alleen, der Kaufläden. Für den Technologen, Gewerbskundigen und Statistiker eröffnet sich hier für die Beobachtung und das Studium ein großes Feld. Denn was verarbeiteten nicht vormals die mehr als zweytausend großen, von Backsteinen erbauten Windmühlen, die den Ort wie mit einem Walde umgeben. Welche Massen liefern sie, wenn gleich an Zahl vermindert, von Tabak, Graupen, Pulver, allen Arten von Färbewaaren, so wie die

Säge- und Schneidemühlen, — welche, da es durchaus am Wasserfall fehlt, auch vom Winde getrieben werden — an Brettern und Bohlen. Namentlich sieht man auch hier, eine von den Hauptwerkstätten jenes berühmten holländischen Papiers, das von jeher mit den englischen Fabriken wetteifern konnte, da die ungeheuern Lasten von Lumpen, welche die Schifffahrt herbeyführt, die Sortirung derselben möglich macht, und bey der Menge der Papiermühlen eine der andern aushelfen kann.

Wir maßten uns bey der Kürze der Zeit mit einem Totaleindruck begnügen. Am liebsten wären wir bey dem Schiffbau verweilt, aber wir fanden nicht mehr das einzig rege Leben, das sich vormals auf diesen Schiffswerften bewegt hatte, welche nächst den Amsterdammern, bey weitem die größten und wichtigsten in Holland waren. Der Anblick so vieler menschenleerer Bauplätze, konnte traurig machen. Man ward so lebhaft an die bessere Vorzeit, selbst durch das merkwürdige Haus erinnert, das kein Fremder unbesucht läßt, in dem der Czaar Peter der Große (1697), anfangs unerkannt, als Zimmergeselle Peter Michaeloff gewohnt, und sich alle Handgriffe des Schiffbaues zu eigen gemacht hatte. Wie viel tausend Hände mochten damals unablässig mit der Zurichtung aller Gattungen von Fahrzeugen beschäftigt gewesen, wie viel Kriegs- und Handelsschiffe jährlich von Stapel gelaufen seyn.

Jenes Haus selbst wird nur durch den Bewohner bedeutend. Mehr einer veralteten Hütte ähnlich, zeichnet

es

es sich weder innerlich noch äußerlich durch irgend etwas aus. Doch eben dieß erhöht das Interesse. Lebendiger vergegenwärtigt sich die Phantasie, gerade an dem Ort wo er einst hauste, den originellen Menschen; den Beherrscher eines halben Welttheils, wie er vom Zimmerplatz zurückkehrend, sich sein selbst eingekauftes Essen hier zubereitet, dann in dem engen Wandbette von des Tages Last und Hitze ausgeruht, auch wohl in mancher schlaflosen Stunde den großen Plan überdacht haben mag, neue Schöpfungen in seinem unermeßlichen Reiche hervorzurufen, und, jeden fremden Beystand verschmähend, durch die Kraft des eignen Genies das Unmöglichscheinende möglich zu machen; der von hier aus in der einen Stunde Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer aussendet, dem König August von Polen Schutz zur Behauptung seines Thrones zusagt, dann in der nächsten mit Axt und Beil wieder hinaus auf die Werfte eilt. „Ich bin hier — ließ er an den Patriarchen Adrian zu Moskau schreiben — um dem Worte Gottes an unserm Vater Adam zu folgen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brodt essen!“ Freylich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten. Aber ich arbeite. Das Seewesen will ich selbst lernen, und dann die Feinde des christlichen Namens besiegen *).“

Bey unsern Wanderungen durch die Stadt, machten wir wieder mancherley Erfahrungen von der Un-

*) M. s. G. A. von Halems Leben Peter des Großen. München 1808. 1. Bd. S. 108 ff.

freundlichkeit der Bewohner. Wir hätten so gern mehrere der großen Gärten, schon wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Anlagen, besucht. Aber sobald wir nur einige Schritte in das Gehöfte wagten, wurden wir unhöflich zurückgewiesen. Befremdend war uns der Name der größten Kirche „Zum Büffelochsen;“ seltsamer noch die Veranlassung. „Ein wüthender Ochse — erzählte uns der Begleiter — schleuderte auf eben der Stelle wo sie steht eine schwangere Frau mit seinen Hörnern in die Luft. Schwebend gebahr sie. Unverletzt fiel Kind und Mutter herab. Zum Andenken an die wunderbare Rettung ward die Kirche erbaut.“ Wir traten herein, und erblickten wirklich, dem Eingange gegenüber, ein großes Gemählde, welches die Geschichte gerade so darstellte wie sie erzählt ward.

Von Saardam geht stündlich ein Postschiff nach Amsterdam. Wir machten die Rückfahrt in ziemlich schlechter Gesellschaft, meist Juden- und Christengesindel. Es war aber schon spät und die letzte Gelegenheit durfte nicht versäumt werden. Denn so wie man sich der Stadt nähert, geht die Fahrt durch große Pfähle, welche den eigentlichen Hafen, der die kleinen Fahrzeuge aller Art aufnimmt, umgeben. Diese werden des Nachts verschlossen. Gerade noch zu rechter Zeit erreichten wir das Ufer. Gar manche neue Ansicht des Menschensinnes und Menschenlebens war die Ausbeute dieses Tages.

Haarlem.

Früh um fünf Uhr fährt die erste Schuyt von Amsterdam ab. Mit dem Stundenschlag giebt die Glocke das Zeichen. Die Plätze im Ruff waren von uns in Beschlag genommen. Aber mit Mühe erreichten wir es, nach einem langen erschöpfenden Wege durch die Stadt. Ein Paar Augenblicke später — und die Zeit war verfehlt. Ist das Boot einmal vom Ufer abgestoßen, so kann man den Abfahrenden vielleicht noch die Hand reichen, aber mitzukommen ist unmöglich. So muß und so sollte es überall bey öffentlichen Expeditionen seyn, wenn der Pünctliche nicht unter dem Säumenden leiden soll.

Der Weg von Amsterdam nach Haarlem ist einförmig. Von beyden Seiten des fast ohne Krümmungen in einer Linie fortlaufenden Kanals, nichts als plattes Land, und nur wenig bedeutende Landhäuser. Um die Mitte der Fahrt bricht der Kanal ab. Man macht einen kurzen Weg zu Fuß. Hier sieht man auf einer Seite den Süderse e, auf der andern den großen sich immer vergrößernden See, den man das Haarlemmer Meer nennt. Auch hier ruhen in der Tiefe versunkne Dörfer mit ihren Bewohnern, wie ich früher vom Dollart berichtet habe*). In dritthalb Stunden ist das Stadtthor erreicht. Wir folgten dem Krayer

*) S. 1. Theil der Reisen S. 62. 63.

mit unserm Gepäck, und fanden im goldnen Löwen ein höchst bequemes und freundliches Quartier.

Ich habe in der Reise nach England (1. Theil S. 66.) schon des holländischen Uebersetzers meiner Grundsätze der Erziehung, Herrn Teissedre l'Ange, erwähnt, dessen Bekanntschaft ich im J. 1819 in Amsterdam erneuerte. In Haarlem, wo er früher lebte, machte ich sie zuerst, und verdanke ihm, so wie dem lutherischen Prediger Hrn. Müller und ihren Freunden, bey denen sie uns einführten, sehr glückliche Stunden. Wir hatten für Haarlem nur einen Tag bestimmt. Aber es war unmöglich, nach so herzlicher Aufnahme, so lehrreich ansprechender Unterhaltung von mehreren vorher nicht einmal dem Namen nach gekannten Familien sich so schnell zu trennen. Auch vereinigt der Ort selbst — von etwa 40,000 Einwohnern, dem Range nach der zweyte in der Versammlung der Staaten von Holland, — genug in sich, was den Reisenden fesseln kann.

Die berühmten Linnen- und Garnbleichen waren zu entfernt, um die Zeit durch den Besuch zu verengen. Auch waren in den eben so berühmten Gärten nur noch die großen aber leeren Felder zu sehen, auf welchen die blühenden Tulpen, Anemonen, Ranunkeln, Aurikeln und Hyacinthen noch vor einigen Monaten den ganzen Umkreis mit Wohlgeruch erfüllt, und Besucher aus allen Gegenden herbeygelockt hatten. Die Zwiebeln und Bollen lagen schon wieder gesondert in den geräumigen

Vorrathskammern in unzählbarer Menge, um das Inland und Ausland zu versorgen. Zwey höchst gefällige Eigenthümer einiger der vorzüglichsten Gärten, Hr. Sneevogt, ein junger sehr unterrichteter Botaniker, und ein biedrer älterer Mann, Herr Krebs von deutscher Abkunft, entschädigten uns für die Entbehrung der Natur durch vortreffliche Zeichnungen seltner Blumen, und durch die Treibhäuser exotischer Gewächse; auch ließ der letztere, der zufällig eben in meiner Charakterkunde van den Bybel gelesen hatte, den so unerwartet bey ihm eintretenden Verfasser nicht unbeschenkt. Uebrigens bestätigte man uns, daß auch hier, wie in Deutschland, die leidenschaftliche Liebhaberey, die vor hundert Jahren noch eine Tulpenzwiebel mit drey- bis fünftausend Gulden zu bezahlen sich nicht bedachte *), zwar längst vorüber, dennoch dieser Zweig des Handels noch immer bedeutend sey.

In der Stadt selbst verdienen drey Hauptmerkwürdigkeiten die Aufmerksamkeit des Reisenden. Das Teylersche Institut, die Denkmale Lorenz Kosters, und die große Orgel.

*) Was man von den Preisen der Blumen, namentlich der Tulpen, die in dem J. 1634 fast aufs höchste gestiegen waren, aus sichern Nachrichten weiß, übersteigt allen Glauben. Dieß würde noch mehr der Fall seyn, wenn man nicht zugleich wüßte, daß der Handel eine Art von Hasardspiel war. Vollständige Belehrungen darüber findet man in Beckmanns Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen 1. Bd. S. 234. Einen Auszug giebt Volkmann a. a. O. S. 371.

Teyler, Bürger und Seidenfabrikant in Haarlem, hatte durch glücklichen Handel und eine Sparsamkeit ohne Gleichen, ein sehr großes Vermögen erworben. Von dieser Sparsamkeit erzählten uns glaubwürdige Personen, die seiner Stiftung volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen, fast unglaubliche Züge. So wollte man versichern, daß der Millionair täglich eine Kanne Milch, jedoch von zwey Milchfrauen, die Hälfte an der Vorder- die andre an der Hinterthür gekauft habe, um zwey Mal die Zugabe eines Löffels zu erhalten. Ich erzähle was ich hörte. Uebrigens wäre dieß nicht das einzige Beyspiel, daß sich in einer Person das übertriebenste Sparen im Kleinen und am täglich Wiederkehrenden, mit verschwenderischer Freygebigkeit in Stiftungen und Vermächtnissen zusammenfand *).

*) Sollte dieß wohl, wie manche gemeint haben, gerade in Holland häufiger als anderwärts der Fall seyn? Oder nicht überhaupt bey solchen, die mit sehr kleinen Summen anfangend, Großes erwarben, und eben dadurch den Werth des Kleinen achten lernten? — Der Stifter des Hallischen Waisenhauses pflegte zu erzählen, daß es ihm nicht wenig befremdet habe, auf seiner Reise in Holland, wo er mehrere, an die er empfohlen war, um eine Beysteuer zu seinen Stiftungen ansprach, gerade die größte Gabe von einem Mann zu erhalten, der bey einer langen Unterredung mit ihm im Dunkeln, als sein Diener Licht gebracht, dieß als überflüssig zum Gespräch weggeschickt hätte. Da nun Franke bey dem Empfang jenes reichen Geschenks seine Ueberraschung nicht unterdrücken können, habe er zur Antwort erhalten: Myn Heer Franke! Sparde ik niet het kleene en overvloedige, gewis ik kun den Weesen geen so anseenlijke Presenten maken.

Als er starb, da bewährte sein Testament nicht nur das außerordentliche Vermögen, in dessen Besitz er war, sondern auch den Umfang seines mit Freunden besprochenen Plans, es zu wohlthätigen und gemeinnützigen Stiftungen verwendet zu sehn. Eine dieser Stiftungen sollte für eine bestimmte Anzahl unbemittelter Bürgerfrauen ein Zufluchtsort im Alter werden. Wenn man vor den hohen Säulen des dazu erbauten Hauses steht, ahndet man schwerlich diese Bestimmung. Die andre größere Stiftung war lediglich wissenschaftlichen Zwecken gewidmet. Nach seiner Verordnung ward hinter seinem eignen Wohnhause ein prächtiges Gebäude aufgeführt, dessen mittlerer Theil ein großer durch zwey Geschosse gehender ovaler Saal einnimmt. Hier steht die weltberühmte Electrisirmaschine, die aus der gedruckten Beschreibung des Executors des Teylerschen Testaments und Oberaufsehers des Instituts Hr. v. Marum, allgemein bekannt ist. In der Mitte des Saals befindet sich ein langer Tisch mit Glaskasten für die ausgesuchtesten Exemplare der Mineralien. Rings umher laufen Mahagonyschränke voll der kostbarsten physikalischen Instrumente aller Art, die einst, bey der stets fortschreitenden Vervollkommnung, als Belege zu einer Geschichte der Physik werden dienen können. In der oberen Gallerie vereinigt die Bibliothek alle Prachtwerke und Hauptschriften der Naturlehre und Naturgeschichte in einer seltnen Vollständigkeit. Mit der Stiftung sind auch Preisaufgaben verbunden, theils aus

der Naturwissenschaft, theils aus der Philosophie und Theologie, wobey die Concurrenz auch auswärtigen Gelehrten offen steht.

Daß Herr van Marum, den ich auf seinem Landsitz besuchte, sich des lästigen Geschäfts des Herumführens überhebt, sollte ihm nicht, wie von manchen Reisenden geschehen ist, verübelt werden. Wer kann dem wissenschaftlichen Manne anmuthen, sich mit jedem Neugierigen abzuquälen? Unfreundlich und zurückstoßend, wie man ihn schilderte, habe ich ihn wenigstens nicht gefunden.

Daß das Institut selbst mehr ein Prachtstück, als, im Verhältniß des ungeheuren Aufwands den es gekostet hat und fortdauernd kostet, gemeinnützig ist, mag gegründet seyn. Aber soll man denn das Gemeinnützige zum einzigen Maaßstabe des Verdienstlichen machen? Gewiß haben die in jedem Winter gehaltenen naturwissenschaftlichen Vorlesungen, die ans Licht getretenen Abhandlungen, selbst der häufige Besuch einer so seltnen Sammlung, der noch ein zweytes reiches Naturalienkabinet, das Privateigenthum des Herrn van Marum, und mehrere andre Sammlungen der in Haarlem schon früher gegründeten Gesellschaft der Wissenschaften, zur Seite stehen, in empfänglichen Geistern schon eine Menge von Ideen geweckt, auch daneben so vieles, was man nur aus Beschreibungen kannte, zur Anschauung gebracht.

Ueber die zweyte Merkwürdigkeit liegt Holland und Deutschland im langen Kriege, der auch schwerlich mit einem Friedensschluß enden wird. In den Niederlanden, und namentlich in Haarlem, läßt man es sich, zumal nach Meermanns und Cras meisterhaften Schutzschriften, nicht nehmen, daß ein vormaliger Rathsherr Lorenz Koster, dessen Standbild auf dem Markt, dem Hause das er bewohnt hat, gegenüber steht, der erste Erfinder der Buchdruckerkunst war, und das Enschedesche Haus, noch itzt der Sitz einer großen Druckerey, bewahrt einen Theil der ersten Drucke auf, welche man als die sichern Urkunden des früheren Besitzes der Kunst betrachtet *).

Da die Formschneiderkunst schon über ein Jahrhundert früher in und außer Deutschland im Gange war, und auch für wissenschaftliche Zwecke benutzt wurde — könnte es denn am Ende befremden, wenn zu gleicher Zeit mehrere praktische Köpfe, wie Guttenberg, Faust, Schöffer und Koster, unabhängig von einander, und ohne sich, wie man vorgiebt, zu berauben, auf eine so nah liegende Idee, bewegliche Lettern, von welcher das ganze Geheimniß des Bücherdrucks ausgeht, gekommen, und sie ins Werk gesetzt hätten? Daß dieß nicht weit früher geschah, daß nach so vielen unendlich schwierigeren Entdeckungen, auf welche schon vor Jahrtausenden der menschliche Geist gefallen ist, eine, sobald man sie

---

*) Mehr darüber in der Beylage Nr. IV.

kennt, so einfachscheinende Erfindung, der Vorwelt unbekannt geblieben und erst seit vier Jahrhunderten ins Leben getreten ist, dieß blieb mir stets unerklärlich. Jeder Siegelring, jeder Stempel, jede halberhabne Arbeit, sollte man meinen, müßte den Versuch herbeygeführt haben, auch für einzelne Buchstaben Typen zu bilden, diese zu vervielfältigen, zusammenzusetzen und wieder zu trennen. Doch ich ahnde schon, daß man mich an das Ey des Columbus erinnern wird.

Freue sich denn die gute Stadt Haarlem ferner ihres Kosters. Laut öffentlicher Blätter ist der 10. Jul. dieses Jahres zur Feyer seines vierhundertjährigen Jubelfests bestimmt; und so mag denn auch in eben diesem Jahr das nebenstehende treue Abbild seines Denkmals, das Andenken an das Verdienst des auf jeden Fall ehrenwerthen Mannes unter uns erneuen. Nur verstatte man auch uns Deutschen, Maynz für die Wiege der Kunst zu halten, und bey dem zu beharren, was einst ein junger talentvoller Dichter C. J. Sucro, als man im Jahr 1740 in Halle die dritte Säcularfeyer beging, recht in Hallers Geist und Sprache sang:

Wo Rhein und Main die breiten Fluthen
Bey Mogus alten Mauern mischt,
Da hat zuerst in weisen Gluthen
Ein redendes Metall gezischt,
Als Schöffer in gelehrter Schwärze
Begriff und Wort an Körper band,
Und Guttenbergs gelehrte Schwärze
Zur Ewigkeit das Angeld fand.

A. E. M. S.

LAURENTIO COSTERO
HARLEMENSI
VIRO CONSULARI,
TYPOGRAPHIAE
INVENTORI VERO,
MONUMENTUM HOC
ERIGI CURAVIT
COLLEGIUM MEDICUM
ANNO CIↃIↃCCXXII.

Die weltberühmte Orgel von 8000 Pfeifen und 60 Registern, versäumten wir nicht in der großen Stadtkirche zu hören. Sie gilt für die größte und kunstreichste in den Niederlanden. Die kleinlichen Spielereyen in der Nachahmung von Thierstimmen, die, da sie wöchentlich zwey Mal in der Mittagstunde öffentlich gespielt wird, Volk und Kinder ergötzen, erließe man dem Organisten gern. Aber — wo hört man eine schönere Vox humana? Doch vor allen war der letzte Act des Spiels von einer unbeschreiblichen Wirkung. Nichts konnte täuschender seyn, als das fernher tönende Gewitter, und, wie das anfangs leise dumpfe Gemurmel allmählig lauter und lauter ward, dann wie ein bald rollender, bald rasselnder Wagen näher und näher heranzog, bis schmetternd Schlag auf Schlag an den Gewölben des hohen Domes furchtbar wiederhallte. Und wenn der Donner schwieg, wie drückten dann sanftere Töne ein banges Erwarten aus, wie solcher Aufruhr in der Natur enden werde. Als aber endlich die letzten Schläge verhallt waren, da lößte sich alles melodisch in die herrlichsten Melodieen auf.

Indem ich mich dem Eindruck dieses musikalischen Gemähldes einer großen Naturscene überließ, vergegenwärtigte sich mir unwillkührlich Klopstocks Ode, die Frühlingsfeyer; dann auch die prachtvolle Beschreibung im Messias, als der Erlöser, umschwebt von den Chören seliger Geister, in den himm-

lischen Wohnsitz zurückkehrt. Die ganze Natur feyert den Triumphzug;

es schwebt' im lichteren Meere der Himmelsheitre die Heerschaar.
Fernher rufte der Donnerhall. Keine der Harfen
Schwieg in den Chören, und aller Posaunen erschütternde Stimmen
Feyerten laut den Triumph und alle Himmlischen sangen.

Eine sehr angenehme Seitenpartie verdankten wir eben dem Herrn Bode, mit dem wir schon in Amsterdam bey Herrn Duker die Bekanntschaft erneuert hatten, (S. 135.) und vorläufig auf seinen, einige Stunden von Haarlem gelegenen Landsitz eingeladen waren. Wir hätten glauben können in England zu seyn. Ein leichtes englisches Fuhrwerk, wie mit einem Zelt bedeckt, führte uns nach Sparhövel, wodurch wir zugleich im Haarlemmer Busch, wenigstens eine äußere Ansicht des prächtigen van Hopischen Landhauses gewannen, das späterhin der König von den Erben gekauft hat. In dem heitern Landhause zeigte sich überall englischer Geschmack, — alles elegant und comfortable, — eben so in dem Garten der das Haus umgab. In der Bewirthung wieder der Verein englischer und holländischer Sitten; im geselligen Umgang des Besitzers und seiner angenehmen Gattin, einer Engländerin, die brittische Einfachheit, dabey

ein recht sichtbares Bestreben, daß Jedem in ihrer Nähe wohl seyn solle. Auch war uns recht wohl in diesem kleinen höchst ansprechenden Familienkreise. Die Frauen begegneten sich in dem Gespräch über häusliche Geschäfte und über ihre Kinder, deren Kleidung selbst zu bereiten der sorgsamen Mutter Freude machte. Indeß unterhielt ich mich mit dem vielseitig gebildeten Manne über wissenschaftliche Gegenstände, da er, indeß sein Bruder in Amsterdam die großen Handels- und amerikanischen Colonialgeschäfte besorgt, hier mehr den Studien lebt. In seinen religiösen Ideen zeigte sich ein eigenthümlicher Hang zur Deutung prophetischer Weissagungen und Gesichte. Dieß gab dem Gespräch eine unerwartete Richtung. Auch an einer ausgesuchten Bibliothek, meist englische Literatur, fehlte es nicht. Sie war, wie man mir sagte, nur ein kleiner Theil der größeren, welche die Marmorwände seines Stadthauses schmückt.

Alles was wir von der Lebensweise dieses reichen Pflanzers gewahr wurden, ließ den Eindruck zurück, wie sehr man es in diesem Hause verstehe, sehr großen Besitz durch den edelsten Gebrauch und den reineren Lebensgenuß, von dem ein schwelgender Nabob keine Ahndung hat, zu veredeln. „Könnten Sie, sagte Hr. Bode, doch Wochen statt eines Tages bey uns wohnen. Alle gute und gebildete Menschen sind uns willkommen. Bis zur Mittagszeit von 3 — 4, lebt dann hier jeder meiner Gäste seiner Neigung. Diese Zeit gehört bey mir dem Lesen, dem Schreiben, den

Geschäften. Wenn uns dann die Mahlzeit vereint hat, gehört der Abend der Geselligkeit.“

Man sprach davon, daß einem so kenntnißreichen Manne ein hoher Posten in Ost- oder Westindien nicht fehlen könne. Ich meine, er würde dort schwerlich glücklicher leben als in Sparhövels schöner und freundlicher Natur.

Am unvergeßlichsten bleiben die Stunden, welche wir auch in Haarlem in der Gesellschaft so mancher trefflichen Männer und Frauen verlebt haben. Durch Herrn van dem Ende, welcher gegenwärtig an der Spitze des gesammten Volksunterrichts in den Niederlanden steht, und sich bereits damals um das Schulwesen sehr verdient gemacht hatte, bekam ich die erste genauere Nachricht, wie viel hierin in Holland geschehen sey *). Ich werde bey Leyden darauf zurückkommen. Bey ihm und in dem Hause seiner Freunde, Herrn l'Ange und dem französischen Prediger Herrn Serrurier wurden wir bald wie alte Bekannte einheimisch. Diese edle Einfachheit der Sitten, diese Herzlichkeit, diese Theilnahme an den Sorgen und Angelegenheiten der ihnen bisher ganz unbekannten reisenden Fremdlinge, dann die bald heitern, bald ernsteren und lehrreichen Ge-

---

*) Einiges darüber ist bereits im 1. Th. S. 66 ff. gesagt worden.

spräche, die freundlichen Rathschläge für die Fortsetzung der Reise, die Empfehlungen an ihre Freunde, — wie wohl that das alles dem Gemüth, das, je näher zufolge der öffentlichen Nachrichten der Ausbruch des Krieges schien, desto öfter die Sorge umwölkte. Was ist es überhaupt für ein unschätzbarer Gewinn auf Reisen, sich mit so Vielen, mit denen man durch Gesinnungen und Lebensansichten längst verwandt war, unmittelbar zu berühren, und so den Kreis derer, an die man auch getrennt so gern zurück denkt, erweitert zu sehen. Viele von ihnen bey der späteren Reise (1819) nicht nur noch lebend, sondern noch eben so treugesinnt zu finden, erhöhte den Genuß des Wiedersehens.

Doch wir mußten uns losreißen, und unsre neuen Freunde gaben uns gegen Abend das Geleit zu der Barke, die uns nach Leyden führen sollte.

Leyden.

Das bessere Zimmer der Trekschuyt war schon vor unserer Ankunft von Andern besetzt. Auch versuchten wir gern, um diese Art zu reisen in allen Gestalten kennen zu lernen, in dem größeren Raum unter gemischter Gesellschaft Platz zu nehmen. Wir verloren dabey um so weniger, da ein vielgereister sehr unterrichteter Kaufmann, Herr Boers, mit dem wir schon in Haarlem bey Herrn Serrurier den letzten Mittag zugebracht hatten, in gleichem Fall war. Neben einem Gefährten, der mehr als einmal China und Japan besucht hatte, und sich dabey so gern mittheilte, mußten die vier Stunden, die man bis Leyden gebraucht, fast zu schnell vorübergehen. Auch die Theestunde entbehrten wir nicht. Auf der Hälfte des Weges erhält man in einem Gasthause das nöthige Geräth, und alles was zur Zubereitung gehört, was denn der Schiffer wieder mit zurücknimmt. Abends um acht Uhr landete die Barke.

So war ich denn wieder in einer Universitätsstadt, dem berühmten Lugdunum Batavorum, dessen Namen ich nicht nur längst aus so vielen Titeln der Classiker kannte, sondern von der mir auch ein lebhaftes Bild von meiner Schulzeit her aus dem Unterricht in der Literargeschichte vorschwebte. Je mehr ich gerade diesen Lehrstunden verdanke, je mehr sie in mir sehr früh das Interesse an der Geschichte gelehrter Männer aller Jahrhunderte, an wissenschaftlichen Anstalten, und dem gesammten Bücher-

wesen geweckt haben, desto mehr muß ich die Unwissenheit in historischen Kenntnissen dieser Art bedauern, die ich nur zu oft auch bey sonst kenntnißreichen und wohlunterrichteten Studirenden wahrgenommen habe. Bey sehr Vielen reicht, was sie von Schriften und Schriftstellern kennen, kaum über die letzten Decennien hinaus, indeß die größten Namen einer früheren Zeit ihnen völlig unbekannt sind. Vielleicht ging unser Lehrer Frenzel zu sehr ins Einzelne *). Denn wirklich wußte ich aus seinen Beschreibungen, in den Hörsälen und Sammlung der Universität Leyden fast Bescheid, zumal die kurz vorher wieder gelesenen Elogia Hemsterhusii und Ruhnkenii vieles aufgefrischt hatten. Schon den langen Weg vom Kanal bis zum goldnen Löwen verkürzten solche Erinnerungen. Ich befand mich in der Nähe vormaliger Wohnungen, der Lehrstühle und Gräber so vieler großen Männer, welche ganz Europa als Heroen, zum Theil als Erfinder in denen Wissenschaften ehrt, welchen sie ihr Leben gewidmet hatten, der Scaliger, Salmasius, Schultens, Al-

*) In Selecta, der eigentlichen Vorbereitungsclasse des Pädagogiums zur Universität, wurde unter andern Heumanns Conspectus reipublicae literariae in der Schulbibliothek gelesen und von dem ältesten Lehrer der Anstalt, A. J. Frenzel erklärt. Alle meine noch lebenden Comilitonen ehren gewiß mit mir dankbar das Andenken dieses trefflichen Schulmanns. Er starb 1800 als Rector zu Gardelegen in der Altmark, und wäre eines weit größeren Wirkungskreises werth gewesen.

berti, Muſchenbroek, Albinus, Boerhave, Hemſterhuis, Ruhnken und Valkenaer.

Die Stadt — nach Amſterdam die größte in Holland — iſt theilweiſe ſehr wohlgebaut, und die breite Straße kann unter den ſchönſten andrer groſſen Städte genannt werden. Aber je weiter ihr Umfang iſt, deſto mehr befremdet die Stille und Leere — zum Theil eine Folge des ſehr verminderten Wohlſtandes, und des Herabkommens der mehreſten Handlungszweige, beſonders der Tuchmanufakturen. Auch die Univerſität, die Stiftung Wilhelms von Oranien, iſt der Zahl nach nicht mehr was ſie war, als noch Studirende aus allen Ländern hier zuſammentrafen, und in Leyden ſtudirt zu haben ſchon eine Empfehlung war. Man ſchätzte die itzige Frequenz nur dreyhundert. Kaum bemerkte man ihre Rückkehr, obwohl die Vorleſungen eben ihren Anfang nehmen ſollten.

Wir kamen zu ſpät an, um noch den Abend zu benutzen. Den nächſten Sonntag Morgen wurden mehrere Kirchen beſucht. In der engliſchen, wo Sprache und Ritus uns anzog, verweilten wir vom Anfang bis zum Schluß. Es war eine kleine Kapelle — noch immer viel zu groß für eine Gemeinde, die mit dem Prediger und Kantor kaum aus 12 — 15 Perſonen beſtehen ſoll. Der Geiſtliche, ein D. Millis, ſprach, ſoweit es bey ſeiner ſchwachen und undeutlichen Stimme ihn zu verſtehen möglich war, eindringlicher und herzlicher als man es gewöhnlich von Predigern der

bischöflichen Kirche erwartet. Der Gesang — man kann denken, wie dürftig er in einer solchen Versammlung war. Dagegen stellte die Communion, die sich unmittelbar an die Predigt anschloß, ein sehr rührendes Bild der ersten Feyer dar. Alle Anwesende nahmen daran Theil, und setzten sich mit dem Geistlichen an einen gedeckten Tisch, worauf die heiligen Gefäße standen. Nach Beendigung der liturgischen Gebete und Weihungen, reichte Jener einem Jeden das Brodt; den Kelch reichte Einer dem Andern. Tiefe Ehrfurcht und fromme Sammlung sprach aus jedem Gesicht. Ein stilles Gebet beschloß die Handlung, und schweigend lößte sich die kleine Gemeinde auf. Wäre, dacht ich, nur etwas ähnliches bey unsrer Abendmahlsfeyer möglich; wie viel von dem, was oft die frömmsten Theilnehmer beängstigt und stört, würde wegfallen, die Stiftung selbst aber viel mehr in ihrer ganzen Bedeutsamkeit hervortreten. Aber je größer die Gemeinden, desto mehr muß jede liturgische Verbesserung Ideal bleiben.

In dem Universitätsgebäude sind die öffentlichen Auditorien. Das Versammlungszimmer des Senats bewahrt auch hier, wie in Utrecht, das Andenken großer Männer durch ihre Bildnisse. Scaliger führt den Chor. In dem anatomischen Theater findet man zu den Zeichnungen in den Werken des berühmten Albins, die Originale in seinen eignen Präparaten. Die Bibliothek war nicht sichtbar. Sie ward eben von Tydemann für ein besseres Local gebrd-

net. Man kennt ihren Reichthum, besonders an Handschriften, aus Biörnståhls Reisen. (5. B. S. 419.)

Auch hier gewährte wieder in dem engen Raum weniger Tage, die persönliche Bekanntschaft mit mehreren ausgezeichneten Männern eine lehrreiche Unterhaltung. Empfohlen waren wir zunächst an den Professor Rau, auf welchen von dem tiefgelehrten Vater in Utrecht, die orientalische Gelehrsamkeit fortgeerbt war. Neben dem akademischen Amt versah er zugleich die Predigerstelle bey der französischen Gemeinde. Was hatte man uns nicht schon in Haarlem von der Beredtsamkeit dieses Mannes gerühmt! Auch galt er allgemein, selbst in Paris durch eine Gastpredigt, für einen der größten geistlichen Redner der französisch-reformirten Kirche. Schon das schöne Stimmorgan, dann die hohe, edle Gestalt, die feine Bildung die aus seinem ganzen Wesen sprach, eignete ihn zu dem Beruf eines öffentlichen Lehrers. Aber wir waren nicht so glücklich ihn zu hören. Desto mehr hatten wir uns seines Umgangs und seiner Gefälligkeit zu erfreuen. Durch ihn wurden wir noch mehr mit Stadt und Umgegend bekannt, auch in die Familie Luchtmanns—man kennt den Namen aus dem Verlag so vieler wichtigen Werke — eingeführt. In seiner Begleitung sah ich die ehrwürdigen Professoren der Theologie, den seitdem verstorbenen Veteran D. de Waater, und Hrn. van Voorst; dann den damaligen Königl. Leibarzt Brugmans, Albins würdigen Nacheiferer, und den geistvollen Philologen und Politiker Luzac.

In dem gelehrten Exegeten Hrn. van Voorst, glaubte ich meinen unvergeßlichen Lehrer Rössel noch einmal zu sehen und zu hören; so ähnlich waren, wenn nicht die Züge, doch Gestalt, Rede und Mittheilung. Ein Spazlergang nach dem Landhause Wyttenbachs, führte eine lange Unterhaltung über theologische Gegenstände in lateinischer Sprache herbey. Dieser bedienen sich die holländischen Professoren gewöhnlich im Gespräch mit Fremden. Bey seiner eignen Entschiedenheit für den Lehrbegriff der Kirche, brachte die Milde und Billigkeit im Urtheil, auch da, wo man verschiedener Meinung war, die Gemüther bald sehr nahe zusammen. Kaum den Ablauf der Stunde bemerkend, traten wir bey dem grosen Humanisten ein. Ich fand ihn heiter in seiner Stimmung, munter im Gespräch, billiger als man von Kritikern gewohnt ist, in seinen Urtheilen, mit deutschem Verdienst bekannter als die meisten Ausländer. — Er selbst stammt ursprünglich aus der Schweiz. Vielleicht war er auch mir im voraus freundlich zugethan, da er einem jungen Baumhauer, der seine Schuljahre in meinem Hause verlebt hatte, itzt zu seinen liebsten Zuhörern zählte. Auch diesen in Leyden wieder zu finden, war eine um so erfreulichere Ueberraschung, da er sich so liebend an uns anschloß und erst im Haag wieder verließ. Mit sehr großer Achtung sprach Wyttenbach von mehreren unsrer Philologen. Doch schien er durchaus kein Freund der höheren Kritik zu seyn, „die ein Werk des Alterthums nach dem andern aus dem Kanon der

classischen Literatur ausstreiche.“ Ich konnte ihn nur versichern, daß es der Bibel nicht besser gehe.

Am folgenden Tage war er zur Stadt gekommen, um seine Vorlesungen wieder zu eröffnen. Hier konnte ich mich selbst unter seine Zuhörer mischen. Er gab die Einleitung in Cicero's Werk von der Natur der Götter in einem freyen lateinischen Vortrage; klar und einfach, classisch ohne gesuchte Eleganz, sehr geordnet, sehr gründlich, doch ohne Ueberladung. Ungemein zweckmäßig erschien mir die Methode, wodurch er sich der Theilnahme und Aufmerksamkeit seiner Zuhörer bemächtigte, und zugleich das Nachschreiben des Vortrags leitete. Während er sprach, hörten sie auf ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, nur den Autor, keine Feder in der Hand. War ein Punct abgehandelt, so folgte ein: Nunc scribatis! — und nun gab er zum Niederschreiben einen gedrängten Auszug seiner Rede, in dem nur die Phraseologie oder Einkleidung, aber kein Hauptgedanke fehlte, keine literarische Notiz verloren ging. Während des Vortrags hatte der Zuhörer schon mitgedacht. Zu Hause gab ihm das Geschriebene Stoff genug weiter nachzudenken, und was Gedächtnißsache war sich einzuprägen.

Herr Professor van Palm, ein auch in Deutschland hochgeachteter Orientalist, hatte, seit der neuen Regierung, seine Stelle als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, wieder mit dem akademischen Lehramt vertauscht. Doch war ihm das warme Interesse für die Volksbildung, auch namentlich in den Elemen-

tarschulen, (Lager-Schoolen) geblieben. In einer Freyschule, in welche wir von ihm eingeführt wurden, und an dem Unterricht Theil nahmen, war Eifer und Munterkeit in den Lehrern eben so unverkennbar wie in den Kindern. Das Schulwesen, so weit es im Gegensatz des gelehrten alle Volksclassen umfaßt, steht, so weit ich es kennen gelernt, überhaupt in den Niederlanden auf einer weit höheren Stufe, als noch in vielen Gegenden unsers Vaterlandes. Dieß sind fortdauernd die segenreichen Wirkungen, welche die schon oben (S. 127.) erwähnte Gesellschaft zum Gemeinwohl, besonders seit der Zeit verbreitet hat, wo Johann Nieuwenhuysen, Prediger der Mennonitengemeinde in Monikendam in Nordholland, im Jahr 1704 ihr ein frisches Leben eingehaucht hatte. Ueberzeugt und ergriffen von der äußersten Vernachlässigung der Jugend in den unteren Ständen und ärmeren Volksclassen, begeistert durch das, was ihm von dem großen Verdienst, das sich Franke in Deutschland um sie erworben hatte, bekannt geworden, entwarf er einen einfachen und sichern Plan, um kräftiger zu wirken, als von der bisherigen zu lokkeren Verbindung und ihren allzuweitschweifigen Schriften erwartet werden konnte. Er rief alle Wohldenkende zur Theilnehme auf; theilte sie, da die Anzahl sehr schnell wuchs, in Departemente, die sich im Jahr 1809 schon bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ausdehnten, und mehr als 7000 Mitglieder zählten. Man benutzte die bedeutenden Fonds, welche

die große Wohlthätigkeit der Holländer schnell herbeyschaffte, zu den mannichfaltigsten Zwecken. Anständig besoldete man tüchtige Lehrer. Man setzte Preise aus für die Verfertigung kleiner Schriften, in welchen, wie ich mich selbst überzeugt habe, auf eine möglichst faßliche Art die vornehmsten Wahrheiten der Religion und Moral mitgetheilt wurden, und dieß ohne allen Parteygeist, da man das streng dogmatische, wenn es denn ja für den Jugendunterricht nöthig gehalten werde, den Predigern der verschiedenen Confessionen überließ. Andre enthielten das Nothwendigste aus der Haus- und Landwirthschaft, der Naturlehre, und besonders der vaterländischen Geschichte*). Der Einfluß dieser Schriften, die so kurz, so einfach und dabey so wohlfeil waren, zeigte sich bald. So verdrängten verbesserte Kalender den älteren mit den astrologischen Grillen in gar kurzer Zeit, und eine Menge von Kindern, die aller Belehrung entbehrt hatten, konnten die Schulzeit kaum erwarten. Denn immer blieb der öffentliche Unterricht und die Erziehung der Jugend das Hauptaugenmerk der Gesellschaft. Man gründete in den Departementern Musterschulen, um Lehrer für die übrigen zu bilden, und stellte sie unter die Aufsicht von Schulinspectoren; man verband damit kleine Bibliotheken zur Fortbildung. Sowohl während der Zeit

*) Herr van dem Ende lieferte eine geordnete Uebersicht dieser Jugendschriften in der Allgemeene Boekenlyst ten Dienste der Lager-Schoolen in Holland. 1820.

der Republik als des Königthums, unterstützte die Regierung die Bemühungen der Gesellschaft auf das thätigste, und als Holland mit Frankreich vereinigt werden sollte, wußten die von Napoleon ernannten Commissarien nicht ehrenvoll genug von dem ganz musterhaften Zustande der Elementarschulen zu sprechen *).

Den letzten Mittag in Leyden brachten wir noch in einer auserlesenen Gesellschaft, in dem Hause des ehrwürdigen mennonitischen Predigers Hrn. v. Geuns zu, welcher, wie noch itzt in Amsterdam, so hier die Aufsicht über mehrere Schulen führte. Alle die hier versammelten Gelehrten, begegneten sich in der warmen Theilnahme an der großen Angelegenheit des Volksunterrichts. Sie waren dabey so reich an Erfahrungen, und so theilnehmend an dem, was auch in Deutschland geschehen war und geschah, daß man sich nur schwer von ihnen trennte.

Doch dieser schöne Verein — wie ward er vier Monate später durch das schreckliche Schicksal gestört, das Leyden am 12. Jan. 1807 traf. Ich habe bereits in der Erzählung meines zweyten Besuchs dieser wür-

---

*) Da der Rapport sur les établissements d'instruction publique en Hollande von Cuvier und Noell nicht in den Buchhandel gekommen, so war die Mittheilung in GutsMuths N. Bibliothek für Schulwesen im Jahr 1812. 4. St. desto erwünschter. Sie giebt eine sehr vollständige Ansicht des Zustandes der holländischen Schulen, und muß mit der größten Achtung gegen die Mitglieder der Gesellschaft für Gemeinwohl erfüllen.

digen Stadt des Eindrucks gedacht, welchen der Anblick eben der verwandelten Straßen auf mich machte, welche mich vor 13 Jahren zu so manchen jener vortrefflichen Männer geführt hatte, und von deren Wohnungen nun keine Spur mehr zu finden war*). Mehrere von ihnen berührte der Schlag selbst unmittelbar. Prof. Luzac fand seinen Tod auf dem Wege zu einem Freunde. Einen geliebten Sohn des Prof. van Palm zerschmetterten die zersprengten Mauern, indem er am Schultisch schrieb. D. Rau und seine Familie ward nur mit Mühe aus den Ruinen des eingestürzten Hauses gerettet. Jetzt ist auch er, der kräftige Mann, noch früher dem Leben entrückt als der greise Vater, der 96 Jahre erreichen mußte, um dieß alles zu erleben. Auch Wyttenbach entbehrte zuletzt des Gebrauchs seiner Augen. Doch ist er erst vor wenigen Jahren (1820) zu den edlen Geistern Griechenlands und Roms hingegangen, und weiß itzt noch mehr von dem Jenseits, als er wissen konnte, da er, um die Aufgabe des Teylerschen Instituts zu beantworten, seine Preisschrift von der Unsterblichkeit der Seele schrieb, und eine seiner letzten Arbeiten, Platons Phädon herausgab. Er liegt vor mir, indem ich dieß schreibe — ein theures Andenken aus seiner Hand.

---

*) 1. Th. S. 70 ff.

Der Haag.

Rus in urbe.

So wird von allen Reisebeschreibern dieser alte Sitz der Regierung, vormals die Residenz des Erbstatthalters, dann der Könige, genannt. Schon in der Schule lernt man, daß der Haag, obwohl von 40,000 Menschen bewohnt, dennoch das größte Dorf sey, da es weder Thore noch Mauern hat. Wenn dieß das Eigenthümliche der Städte ist, so werden der Städte immer weniger werden, da ja selbst eine Residenz nach der andern ihre alten Bollwerke niederreißt, ihre Wälle ebnet und ihre Thore verschwinden läßt.

Wirklich hat bey aller Schönheit, ja selbst Pracht der Gebäude, wie sie besonders die fast eine Viertelstunde lange Prinzengragt schmücken, dennoch der Ort eine ländliche Heiterkeit, besonders durch die großen ringsum mit Bäumen umpflanzten Reviere.

Ich erlasse den Lesern die Beschreibung der zum Theil unansehnlichen Palläste, in welchen theils die Gesandten wohnten, theils vordem die Provinzial- und Generalstaaten sich versammelten. Dem Kunstkenner würden sie unstreitig durch viele vortreffliche Gemählde, von den ersten Meistern der niederländischen Schule, einen großen Genuß, so wie das sehr reiche Naturalienkabinet dem Naturforscher Unterhaltung und Belehrung gewähren. Auch an geschichtlichen Denkwürdigkeiten fehlt es hier nicht. Welche für ganz Europa und selbst fremde Welttheile

wichtige Verhandlungen sind in den großen Sälen verschollen; wie haben da die Parteyen der Patrioten und Antipatrioten feindlich gegen einander gestanden! Was hat selbst die neuere Zeit hier umgestaltet, wie hat sie manchen unbezwinglich scheinenden Willen gebeugt. Wenn die Geister der Oldenbarnevelds, und der Brüder de Witt wiederkehren, und in den neuen sehr geschmackvollen Ständesaal treten sollten — wie würden sie über die Dinge erstaunen, die ihre Enkelkinder erlebt haben.

Man zeigte uns in einem der inneren Höfe die Stelle, wo jener zwey und siebzigjährige Greis (1620) enthauptet ward; dann das Gefängniß, aus welchem man die patriotischen Brüder zum Schaffot schleppte, so wie den Platz, wo man sich noch gegen ihre Leichname Unnatürlichkeiten erlaubte, zu denen sich erst in der Geschichte der französischen Revolution wieder Seitenstücke finden. „Gott — sagte Oldenbarneveld — als er auf seinen Stab gelehnt zum Tode ging — Gott was kann aus dem Menschen werden!“ Hatte nicht einst Frankreich, England, Spanien um seine Gunst gebuhlt? Hatte nicht viele Jahre Er die Republik regiert?

Wir versäumten nicht Schewelingen zu besuchen. Das Dorf liegt eine kleine Stunde vom Haag. Es ist in der schönen Jahreszeit der besuchteste Lustort. Eine gerade Allee von einer Reihe von Ulmen und Linden, führt bis zu dem durch große Wirthshäuser belebten Ort. Kaum hat man es erreicht, so eröffnet sich auf einmal die höchst überraschende Aussicht auf

die unabsehbare Fläche der Nordsee. Es war Ebbe. Die Fischerböte, die jedoch hier mehr kleinen Kauffarteyschiffen gleichen, standen daher sämmtlich auf dem Trocknen. Der Meersand war mit Millionen Muscheln, die ein Handelszweig sind, vermengt. Die See ging hoch. In der Ferne sah man ein amerikanisches Schiff mit den Fluthen kämpfen — ein graunvoller Anblick, da ihnen zu Hülfe zu kommen unmöglich war. Was wohl jedem begegnet, dem die See ein neues Schauspiel ist, begegnete auch uns. Man verstummt und verliert sich im Anschauen des Unermeßlichen. Erstaunen ergreift die Seele über den Muth des Menschen, der sich zuerst dem furchtbaren Element anzuvertrauen wagte, und allmählig auf den Wogen einheimisch werden konnte; über Abgründen schlafen, ruhig und besonnen bleiben lernte unter tobenden Stürmen.

Ich kann den Haag nicht verlassen, ohne eines der geachtetsten und gewiß edelsten Männer zu gedenken, den ich auf dieser Reise kennen lernte. Herr Wenckebach, früherhin ein gelehrter Schulmann, dann, so lange Herr van Palm Agent des öffentlichen Unterrichts war, sein Gehülfe, war seit der neuen Organisation Geheimdesecretair bey dem Minister des Innern Mollerus. Die ganz umgestaltete Ordnung der Dinge, der eiserne Scepter, der von Frankreich aus auch hier regierte, und noch schlimmeres für die Zukunft fürchten ließ, das alles drückte so schwer auf dem Herzen des echten Patrioten, daß freylich die Unterhaltung für uns,

die auch nicht wußten, was der so wahrscheinliche Krieg dem Vaterlande bringen werde, nicht gerade erheitern konnte. Aber der Sinn des Mannes, der, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Staat seine Kräfte in so schwierigen Zeiten nicht entziehen wollte, um zu retten, was noch zu retten möglich war, der klare Geist und das reine Gemüth, das sowohl im Kreise seiner Familie, als in den Abendstunden, die wir mit ihm bey dem ehrwürdigen Prediger der lutherischen Gemeinde, Hrn. Schulz, zubrachten, in allen Urtheilen und Gesprächen und in der Ansicht der Zeit, so unverkennbar und doch so bescheiden hervortrat, war dennoch recht geeignet zu trösten und zu ermuthigen. Oft rief ich mir sein Bild und seine Grundsätze zurück, als ich mich nicht lange nachher in eine ähnliche bedenkliche Lage gesetzt fand.

Die kurze Regierung des Königs war — nach der Lage der Umstände — glücklicher für das Land als man erwartet hatte. Und so konnte auch der redliche Mann, besonders für das Schulwesen und die Wissenschaften, wohlthätig fortwirken. Als aber der Regent freywillig einem Thron entsagte, auf dem das Land zu beglücken ihm unmöglich war, da trat auch er zurück, um in der Stille seine Tage zu verleben. So fand ich ihn im J. 1819 im Haag bey schwacher Gesundheit wieder. Möge er seinen Freunden und der guten Sache, nach der großen Umwandlung der Dinge, noch lange erhalten werden!

Delft.

Man fährt gewöhnlich ohne Aufenthalt vom Haag nach Rotterdam in einer kleinen Stunde. Delft ist die Mitte des Weges. Es war aber wohl der Mühe werth hier einige Stunden zu verweilen.

Ich hatte Adressen an den Herrn Onderdewyngaart Cauzius, Besitzer einer bedeutenden Fabrik physikalischer Instrumente, und zugleich Prediger bey einer neuen Gemeinde, welche sich unter dem Namen Christo Sacrum gebildet hatte. Er zeigte mir bereitwillig die kleine, aber äußerst freundliche und geschmackvoll eingerichtete Kirche, welche die Regierung im J. 1802 einzuweihen die Erlaubniß gab. Die unseligen Streitigkeiten, welche auch in Holland fortdauernd die Bekenner des Christenthums trennten, und größtentheils von subtilen Bestimmungen einzelner Dogmen ausgingen, hatten bey mehreren dem Christenthum von Herzen zugethanen Freunden den Wunsch erzeugt, eine engere Gemeinschaft unter sich zu stiften, welche lediglich auf den Grund des Evangeliums ihren Glauben bauen, keins ihrer Mitglieder an irgend ein kirchliches Symbol binden, aber auch von keinem verlangen wollte, sich davon los zu sagen. Auch verlegten sie ihre Zusammenkünfte in eine spätere Abendstunde, um keinen Gottesdienst zu stören. Durch eine einfache Liturgie, durch heilige Musik, durch mehr Ausdruck der

Ehrfurcht in Stellung und Gebehrden, glaubten sie der Andacht mehr Nahrung, als man in den gewöhnlichen Versammlungen findet, zu geben. Dieß zog auch, wie es zu geschehen pflegt, anfangs mehrere herbey, und selbst der Widerspruch, welchen der neue Verein von manchen Lehrern der herrschenden Kirchen fand, erweiterte den Kreis. Gegen den Vorwurf, als solle eine bloße Vernunftreligion eingeführt werden, verwahrte man sich auch durch mehrere Druckschriften. Indeß hat sich nach den neuesten Nachrichten das Interesse verloren, und es ist auch dieser Versuch ein Beweis mehr, wie schwer es ist, über Gegenstände des Gefühls sowohl als des Gedankens, eine Einigung durch äußere Anstalten zu bewirken. Gewiß war die Gesinnung und der Zweck, von dem die Gesellschaft ausging, höchst achtungswerth, wie es jeder selbst mißlingende Versuch bleibt, der das Interesse an dem beurkundet, was Beziehung hat auf die höchsten Angelegenheiten des Menschen *).

Die

*) In Stäudlins Magazin für Religion, Moral und Kirchengeschichte 11ter Bd. 1stes St., findet man eine Uebersetzung der Bekenntnißschrift dieser Gesellschaft, die sie unter dem Titel Gronden en Wetten van het Genootschappy Christo Sacrum, opgerigt binnen Delft 1802 herausgegeben hat. Man vergl. damit auch in D. Stäudlins und Tzschirners Archiv für Kirchengesch. 1ster Bd. 3tes St. S. 155., wo mehrere historische Nachrichten über ihr Entstehen und ihren Fortgang von einem sehr Sachkundigen und Unparteyischen mitgetheilt werden.

Die Stadt ist nett und heiter, früherhin unstreitig ungleich lebendiger und wohlhabender, besonders ehe das englische Steingut, für die so blühenden Fayancefabriken, die vormals viele tausend Hände beschäftigten, einen unersetzlichen Verlust herbeygeführt hatte. In alten Zeiten galt sie für einen der festesten Orte in Holland, der langen Belagerungen widerstanden habe. Auch hatte die Provinz in dem hiesigen Zeughause immer das Hauptdepot ihrer Waffen.

Der Weg, welcher vom Haag nach Delft führt, geht durch geschichtlich merkwürdige Gegenden. Die Ebene, rechts vom Wege ab, war der Sammelplatz derer, die sich mit den Söhnen Oldenbarnevelds verschworen hatten, den Tod ihres greisen Vaters an Moriz von Nassau zu rächen, und hart am Wege liegt das Landgut, das einst sein Eigenthum war.

In der Stadt selbst kann man unmöglich die Gräber der großen Todten, welche sie vereint, unbeachtet vorübergehen. Doch sah ich in der alten Kirche nur im Fluge die von Seiten der Kunst wohl überschätzten Denkmale der großen Seehelden, der Peter Heins und Tromps, um desto länger in der neuen Kirche an dem Monument Oraniens und der Gruft Hugo de Groots zu verweilen.

Wer kennt zuvörderst Wilhelm von Oranien nicht, den kühnen Kämpfer für die niederländische Freyheit? — wär' es auch nur aus Schillers leider unvollendeten Geschichte des Abfalls der Nieder-

lande von der spanischen Herrschaft, oder aus dem Göthischen Egmont. Wie in diesen meisterhaften Darstellungen, so standen Oranien und Egmont auch im Leben neben einander; beyde freysinnige Männer, treue Freunde, einig im Zweck, nur verschiedner Meinung über die Mittel; hier die ruhige Besonnenheit, dort das leicht bewegliche und leicht vertrauende Gemüth. Ein junger Reisender, der zugleich mit mir das Denkmal betrachtete, brach bey dem Anblick in die Worte aus: „Wüßte ich doch mehr von dem Helden, den diese Gruft umschließt!“ Was ich erwiederte, darf auch hier wohl, für manche der niederländischen Geschichte weniger kundige Leser, eine Stelle finden. „Diesem Helden, sagt' ich, verdankte ein schwer gekränktes Volk ganz vorzüglich seine Befreyung. Wilhelm von Oranien, einer der mächtigsten Fürsten des Landes, wuchs als Jüngling unter den Augen des größten Monarchen seiner Zeit auf, jenes Kaiser und Königs Carl des Fünften, von dessen ungeheuerm Reiche man sagen konnte, daß darin die Sonne nicht untergehe. Zwey und zwanzig Jahr alt, wird er von diesem vertrauensvoll zum Oberbefehlshaber in den deutschen Niederlanden ernannt. Doch kaum ist Carl dahin, so zeigt es sich schon, wie sehr sein Nachfolger Philipp ihm mißtraut. Nur zu bald erscheint der Herzog von Alba in Brüssel, um das Panier des Fanatismus aufzustecken, und, damit das Volk gewarnt werde, die Fürsten dem Henkersbeile hinzugeben. Da

ist Oranien mit Egmont und noch dreyhundert andern aus den edelsten Geschlechtern, der erste, der es wagt sich an den König zu wenden, und um Religionsfreyheit zu bitten. Nachdem alles vergeblich, nachdem Egmont selbst, des Freundes Warnung nicht achtend, als Opfer der Tyranney gefallen ist, beginnt er den großen Kampf, und ruht nicht, bis die Provinzen durch einen heiligen Bund zu Utrecht eins geworden sind. So erringt er den Ruhm, das spanische Joch zerbrochen zu haben, und so lange man der Befreyer unterdrückter Nationen gedenkt, wird auch sein Name genannt werden. Aber die Früchte eines höchst arbeitvollen Lebens soll er nicht genießen. Der unversöhnliche Haß der katholischen Partey, vergiebt es ihm nicht, daß er zum evangelischen Glauben übergegangen ist, und für seine Rechte gekämpft hat, und es gelingt dem Orden, der schon mehr als ein Mal Königsmord mit seiner Moral verträglich gefunden, wohl selbst für verdienstlich erklärt hatte, auch ihn in der vollen Kraft seiner Jahre hinzuopfern. Daß ein junger Katholik, Balthasar Gerhard, in seinem Entschluß, den von Philipp in die Acht erklärten Oranien zu morden, von Franziskanern und Jesuiten zu Trier, durch die verheißene Märtyrerkrone befestigt ward, dieß ist durch sein eignes, selbst unter den Qualen der Folter nicht widerrufenes Geständniß erwiesen *). Unter

*) Ich werde die höchst merkwürdige Stelle aus Hontheims Chronicon Trevir. I. 1. in der Beylage Nr. V. mittheilen.

dem Schein eines eifrigen Protestanten, schleicht er sich erst in die Gunst Oraniens ein; dient ihm scheinbar treu und klug, während er heimlich über dem Plan der Hölle brütet. Endlich ersieht er den Augenblick. Sorglos hat der Fürst in seinem Schloß zu Delft die Mahlzeit genossen; ruhig steht er auf, um in das Nebenzimmer zu gehen, als ihn ein Pistolenschuß trifft. Tödtlich verwundet sinkt er neben der Gattin und Schwester nieder, und mit den Worten: Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi et de mon pauvre peuple! giebt er seinen Geist auf. Noch zeigt man in einer Mauer des Prinzenhofs die Vertiefungen von den Kugeln, womit das Mordgewehr geladen war. Der Mörder wird ergriffen, und erleidet ohne Reue den Tod. Aber unter dem lautesten Jammer des Volks ward der gefallene Held in dieser Kirche bestattet *), und eine spätere dankbare Nachwelt hat ihm dieß Denkmal errichtet."

Doch ich vergesse von diesem Denkmal selbst zu reden. Mehr als die Betrachtung des Einzelnen befriedigt der Totaleindruck. Ein Gitter trennt das hohe Chor von dem übrigen Raume der Kirche. In der Mitte steht das einem Tempel ähnliche Grabmal. Vier prächtige Säulen tragen die Marmordecke. Der Held liegt auf

*) Nullum unquam funus tanto populi luctu et prope desperatione celebratum est. So drückt sich Grotius darüber aus.

einem Sarkophag von grauem Marmor in der Gestalt eines Todten ausgestreckt. Auf den Ecken stehen allegorische Bilder der christlichen Tugenden. Eine fliegende Fama, (bewundernswürdig leicht nur auf einer Zehe ruhend), die Posaune in der Hand, blickt hin auf den Schlummernden, als sammelte sie Stoff seine Thaten zu verkündigen. So weit ist alles großartig und kostbar; auch die Sculptur an den Gesimsen der Decke, vielleicht überladen, aber von vortrefflicher Arbeit. Warum wollte aber der Künstler in einem Moment den Tod und das Leben vereinen? Denn daß derselbe Oranien, hinter dem Haupt des liegenden Todten, in voller Rüstung, den Commandostab auf das Knie gestützt, in Lebensgröße dasitzt, als sinne er auf eine große That — das scheint mir, wie jede Zersplitterung der Gefühle in großen Momenten, durchaus verfehlt. So schön die bronzene Statue seyn mag, sie thut hier — wenn mich mein Gefühl nicht trügt — keine Wirkung. Oranien sollte entweder, als ein Bild des kräftigsten Lebens, in dem Tempel des Ruhms vor uns stehen, oder auf dem Sarkophag schlummern, indeß die Tuba der Göttin der Welt verkündigt, wer der Mann war, der hier auf seinen Lorbeeren ausruht.

Kaum ein Jahr vor dem Untergange dieses glänzenden Gestirns, das, wie kein andres der niederländischen Freyheit geleuchtet hatte, war ein zweytes nicht minder herrliches den Wissenschaften aufgegangen.

Hugo Grotius ward 1585 gebohren. Wilhelm von Oranien endete 1584. Wie werth wäre dieser gewesen, den Mann zu kennen, dessen Geist und Feder eben so unerschrocken für Wahrheit, Recht und Gewissensfreyheit kämpfte, als er mit dem Schwerdt; wie viel werther als sein Sohn und Nachfolger der kriegerische Moriz, dem, weil ihn nach Oberherrschaft gelüstete, Geister wie Barneveld und Hugo zu mächtig waren, um sie neben sich zu dulden. Hier sind wenigstens die Ueberreste der beyden Edleren nah bey einander gebettet. Man darf sich nur wenige Schritte von dem Denkmal des Fürsten entfernen, so steht man auf der Steinplatte, welche, wie die schlichten Worte in der Landessprache sagen, „der Eingang sind zu der Gruft von Hugo de Groot.“ Der bloße Name ist von so großem Inhalt, und weckt schon allein so viele Erinnerungen, daß man ein erst in späterer Zeit an die Mauer geheftetes Denkmal, Hugoni Grotio Sacrum nicht vermissen würde, am wenigsten die lange schwülstige Inschrift aus der Feder des immer an Worten überreichen Petrus Burmannus secundus.

Welch ein Leben — dacht' ich, als ich auf dem Grabe eines der ersten Männer seiner Zeit stand — welch ein Leben hat hier seine Gränze gefunden! Der Geist, der einst die wohl längst schon zerfallene Hülle von Staub beseelte, — was hatte er umfaßt! Die alte wie die neue Zeit; die Sprache und Weisheit Griechenlands und

Roms, wie die Erzeugnisse späterer Jahrhunderte; die Geschichte und die Rechte der Fürsten und der Völker, in den Ländern und auf den Meeren, im Kriege wie im Frieden. Auf welchem Lehrstuhl hätte nicht Grotius die Wissenschaft verherrlicht? Aber wie viel zu beschränkt wäre des Lehramts engere Sphäre diesem hochgebildeten, die Angelegenheiten einer Nation im Herzen tragenden Staatsmanne gewesen, — dem Generaladvocaten von Holland, dem Rathspensionair von Rotterdam, dem Fürsprecher der durch freyen Geist und edlen Sinn achtungswürdigen Religionsgesellschaft der Remonstranten, da sie der eiserne Starrsinn ihrer Gegner bedrängte, und — als ihn selbst das Vaterland ausgestoßen hatte — dem Vertrauten Gustav Adolfs und seiner Königl. Tochter Christine von Schweden. Dennoch blieb das Vaterland sein erster, die Wissenschaft sein zweyter Gedanke. Stets zwischen beyden getheilt, dünkte ihn jeder Augenblick verloren, wo er nicht für diese oder für jenes denken, wirken, reden, schreiben konnte. Darum war auch Hora ruit sein beständiger Wahlspruch.

Das Leben galt ihm nicht mehr als die Wahrheit. Doch verschmäht er, unbeugsam jeder Anmuthung zum Widerruf, oder zu erniedrigender Bitte um Freyheit als er gefangen war, im Gefühl des Rechts und der Unschuld das rechtmäßige Mittel nicht, sich selbst die Freyheit zu geben, um vielleicht der guten Sache ein Leben zu erhalten und seinen Feinden eine noch grö-

ßere Gewaltthat zu ersparen. Auf den Tod mußte er wohl gefaßt seyn, als er in die Bücherkiste eingesargt, von den getäuschten Wächtern aus dem Gefängniß getragen ward, und zwey Stunden in der engen Behausung kaum athmen konnte. Aber er wäre auch muthig gestorben, wie sein väterlicher Freund Oldenbarneveld, wäre es nicht der Wille der Vorsehung gewesen, ihn noch vier und zwanzig Jahre länger der Welt zu erhalten.

Auch der Mensch war in dem Staatsmann und dem Gelehrten, wie es so häufig der Fall ist, nicht untergegangen. Wer, der Freyheit beraubt, im Unterricht seiner Kinder Trost findet; wem eine Gattin so treu zur Seite steht, und in dem Gefängniß das sie ihm geöffnet hat, ihr eignes Leben daran wagend, zurückbleibt, — der hat gewiß nie aufgehört ein liebender Vater und Gatte zu seyn.

Edler Geist! Dankbar gedenke auch ich noch ein Mal, indem ich dieß niederschreibe, was an deiner Gruft meine ganze Seele erfüllte; was du für die Wissenschaft, die auch der Beruf meines Lebens ward, gewirkt hast, und was ich dir selbst schuldig bin. An dich, vor allen an dich, verwieß mich, als ich die hohe Schule betrat, mein dir gleich gesinnter Lehrer. An deiner Hand lernte ich die Sprachen und die Geschichte als den einzig sichern Weg kennen, um den Sinn der heiligen Schriften recht zu fassen, und dadurch bewahrt zu bleiben vor dem Fremd-

artigen, was eine sophistische oder eine schwärmerische Philosophie und Theologie ihnen aufgedrungen, und statt sie aufzuhellen, verdunkelt hat. Selbst da, wo manche durch das Alterthum geheiligte Lehren auch dich noch befangen machten, überflog dein freyer Geist die engeren Gränzen, und gelang es dir noch nicht ganz, die Vernunft mit dem, was sie in menschlichen Glaubensvorschriften und verjährten Maximen des Staatsrechts empörte, zu versöhnen, so gelang es dir wenigstens den Frieden vorzubereiten. Wenn du wiederkehren, wenn du sehen könntest, wohin die Bahn die du brachst geführt hat, wohin alle die sie verließen sich verirrt haben, du würdest dich deiner Werke freuen, indeß die Verleumdungen und Befehdungen deiner Gegner, wie sie selbst, längst vergessen sind.

---

*) Wem in den obigen kurzen Andeutungen nicht alles deutlich seyn sollte, der wolle die Beylage Nr. VI. vergleichen, wo eine kurze Uebersicht des Lebens und Verdienstes des großen Mannes besser an ihrer Stelle seyn wird.

Rotterdam.

Drängt sich doch, je weiter der Weg uns führt, immer ein großer Name an den andern, ein Denkmal an das andre. Fast mein erster Blick, als wir über den Markt ins Quartier gingen, fiel wieder auf das Standbild des unvergeßlichen Zeitgenossen unsrer Reformatoren,

Desiderius Erasmus Roterodamus.

Nachdem die früheren Denkmale die man ihm gewidmet hatte, durch Zeit und Krieg zerstört waren, errichtete man auf der Brücke über die Maas die Statue von Bronze. So hat die Stadt immer dankbar den Mann geehrt, ob wohl nur ein kleiner Theil seines Lebens ihr angehörte. Auch erhält sie sorgsam das kleine Haus, in dem er (1567) gebohren ward. Die ziemlich matte Inschrift sagt dem Vorübergehenden:

Aedibus hic ortus mundum decoravit Erasmus
Artibus ingenuis, religione, fide *).

In einem langen Rock mit weiten Ermeln, eine Mütze auf dem Kopf, beydes mit Pelz verbrämt, hält er ein geöffnetes Buch in der linken Hand; die rechte

*) Aus einem höheren Tone sprach Beza in der Unterschrift zu einem von Hollbein gemahlten Bildniß:

Ingens ingentem quem personat orbis Erasmum
Hic tibi dimidium picta tabella refert.
At cur non totum? Mirari desine lector,
Integrum non totum terra nec ipsa capit.

will eben ein Blatt umschlagen. Doch unbeweglich liegt es zwischen seinen Fingern fest, recht wie für uns jedes spätere Blatt in dem Buche der Zukunft, in dem keiner vorzublättern vermag. Wie viele Menschengeschlechte und welche Zeiten werden noch vor diesem Bilde vorüberziehen! Wer vermag es zu bestimmen? Hätte doch auch sein heller Geist nimmer für möglich gehalten, was nach ihm geschehen ist.

Wer eben von Hugo de Groots Grabe kommt, und nun vor Erasmus steht, dem drängt sich wie von selbst die Vergleichung beyder Männer auf, die, wie unähnlich sie auch von Natur und Sinnesart seyn mochten, wenigstens auf zwey gleichen Gebieten der Wissenschaften sich unsterblichen Ruhm errungen haben. Beyde auf dem classischen Boden des Alterthums gebildet, beyde ohne öffentlichen Beruf für die Religionswissenschaft zu arbeiten, leisteten sie gerade in dieser mehr als unzählige ihrer theologischen Zeitgenossen. Daß Erasmus kein Luther war, und wie scharf er auch alle Mängel und Gebrechen der Kirche, vor allen die tiefe Unwissenheit und das noch tiefere sittliche Verderben der Klostergeistlichen durchschaute, dennoch nie eine Reformation zu Stande gebracht haben würde, darüber kann nur eine Stimme seyn. Auch Grotius, der sie schon vollendet fand, hätte, als vorsichtiger und besonnener Staatsmann, sie schwerlich mit der Kühnheit der Reformatoren unternommen. Aber an Muth und Todesverachtung Luthern weit ähn-

licher, wäre er, hätte er zu seiner Zeit gelebt, sicher sein wackerer Kampfgenoß gewesen. Daß dem feinen attischen Kopf des Erasmus, die Derbheit, und mitunter das Ungestüm des Doctor Martin anstößig war, daß dem pensionirten Günstling Heinrich des Achten, der Angriff auf eine Majestät ganz von ihm abwendete, daß er überhaupt das Mönchsthum lieber mit den Waffen des Witzes und Spottes bekämpfen und der Verachtung Preis geben, als mit Keulenschlägen vernichten wollte, das mögen wir ihm wohl verzeihen. Aber wer so klar sah, auf welcher Seite die Wahrheit und das Recht war, wer anfangs so thätig für Befreyung der Geister von dem Joch des Wahnglaubens und der geistlichen Tyranney durch herrliche Schriften gewirkt hatte — den konnte doch nur Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, und vor allen Mangel an dem freudigen Vertrauen, daß Gott der Wahrheit den Sieg verleihen werde, bestimmen, so zaghaft zurückzutreten.

Die Gesichtszüge des Mannes, der mit Recht der Stolz und die Bewunderung seines Zeitalters war, gleichen in dem Standbilde den besten Gemählden und Kupferstichen. Mehr klug als kräftig, mehr verständig als gemüthlich, blickt er unverwandt auf das Buch in seiner Hand; als wollte er nicht gestört seyn von der Außenwelt, nicht herausgerissen aus dem Element des Lernens und des Wissens, in dem er allein leben mag. Geflüchtet hat er sich in das Asyl der Wissenschaft aus den Stürmen der Zeit. Gern will er Andern das muthige

Ankämpfen gegen den Zeitgeist überlassen, ohne sie zu beneiden — am wenigsten um die Märtyrerkrone*).

Erasmus Geburtsort gehört unstreitig unter die schönsten Städte von Holland, wie sie denn auch in den vereinigten nördlichen und südlichen Provinzen der Niederlande, nach Amsterdam und Brüssel die dritte an Volksmenge ist, und nach den neuesten statistischen Angaben über 58,000 Seelen zählt. Die Südostseite lehnt sich an die Maas, und wenn man von der Wasserseite kommt, gewährt sie den prachtvollsten Anblick. Breite Kanäle durchschneiden sie, und die aufgemauerten Ufer des Stroms sind größtentheils mit Bäumen umpflanzt. Auf diesen Kanälen liegen in der ganzen Stadt Schiffe aller Art umher. Auf der hohen Straße, welche die sogenannte Außenstadt (Buitenstadt) von der inneren Stadt (Binnenstadt) scheidet, sieht man die größten nach holländischem Geschmack erbauten Kaufmannshäuser, eins prächtiger als das andere, denen sich ankommende und absegelnde Seeschiffe in bequemen Ankerplätzen unmittelbar nähern, Waaren einnehmen und abladen können. Dieß sowohl, als daß die Masse der Bewohner sich mehr als in Amsterdam zusammendrängt, verbreitet hier, mehr als dort, überall ein reges Leben, eine Mannichfaltigkeit des Treibens und der

*) Affectent alii martyrium — schrieb er 1520 an den Kardinal Campegius — ego me non arbitror hoc honore dignum. — Das hatte Albrecht Dürer nicht von ihm erwartet. Mehr darüber sehe m. in der Beyl. Nr. VII.

Geschäfte. Man könnte Tage lang diesem Schauspiel zusehen, und würde nicht ermüden. Je länger man beobachtete, desto klarer müßte es werden, welche tausendfachgestaltige Thätigkeit Schifffahrt und Seehandel in dem Menschen geweckt hat, welche Ideen und Kräfte sich dadurch in ihm entwickelt, und wie sie sich des unendlichen Stoffs in der Natur bemeistert haben. Die großen Vortheile und Bequemlichkeiten, welche der breite Maasstrom gewährt, da aus der See nur drittehalb Meilen bis zur Mündung sind, und bey Rotterdam alles vorbey muß, was aus dem Rhein, dem Leck und der Maas nach der See geschafft werden soll, verdankt auch die Stadt die so baldige Wiederherstellung des Handels, besonders des englischen und schottischen, dessen Hauptsitz sie von jeher in dem Grade war, daß oft hundert englische Schiffe in ihren Häfen lagen. Wie weit itzt schon die Wunden, welche die Zeit und der Krieg allen Seestädten geschlagen haben, wieder geheilt sind, vermag ich nicht zu beurtheilen. Im Jahr 1806 hörte man freylich noch überall Klagen und Sehnsucht nach besseren Zeiten.

Die große St. Laurenzkirche ist sehr reich an Denkmalen von Marmor und Erz, da auch hier viele der größten Seehelden bestattet sind. Als das Revolutionsfieber auch viele Holländer ergriff, blieben sie zwar nicht ganz verschont, doch begnügte man sich mit Zerstörung der Wappenschilde. Daß aber fortdauernd die Luft durch die vielen Begräbnisse für die Lebenden

verpestet wird, davon sollte man doch endlich, wenn es nicht vielleicht schon geschehen ist, überall zurückkommen.

Nur einige wenige Bekanntschaften mit dortigen Gelehrten verstattete die beschränkte Zeit. Ich nenne vorzüglich Wieland, Verfasser einer holländischen Sprachlehre und eines Wörterbuchs, der sich in Verbindung mit Siegenbeek in Leyden große Verdienste um diesen Zweig der vaterländischen Literatur erworben hat. An Herrn G. ergötzte uns ein seltnes mimisches Talent, und ich bekam dadurch einen deutlichen Begriff von den verschiedenen Manieren des holländischen Kanzelvortrages. Die angenehmsten Stunden verdankten wir dem Prediger der Remonstrantengemeinde Hrn. Göde *). Er sowohl als seine Gattin gehören auch zu den Wenigen, mit denen man in der ersten Viertelstunde bekannt und in ihrem Hause einheimisch wird. Seine Thätigkeit schien sich damals zwischen den verschiedenartigsten Geschäften zu theilen. Er führte die Aufsicht über einige Institute, war einer der rüstigsten Uebersetzer deutscher Schriften, daher ganz mit unserer Literatur bekannt. Auch andere arbeiteten unter seinen Augen und in seinem Auftrage. In Schiedam, eine halbe Stunde von Rotterdam, hatte er eine eigne Druckerey. Auch die Herausgabe der vielgelesenen Haarlemmer Zeitung ward von ihm besorgt. Erfreulich war bey solcher Last von Arbeit die treue

*) S. 1. Th. S. 73.

Sorgfalt, die er auf die Erziehung seiner Kinder wendete, und die heitre Laune, die seine Unterhaltung belebte. Auch war die echte Hospitalität, die freudig bietet und giebt was sie hat, und im ersten Augenblick dem unerwarteten Gast die Sorge erspart lästig zu werden, der Charakter des Hauses.

Wir bedurften einer solchen Aufheiterung. Das eben ankommende Stück der Zeitung ließ keinen Zweifel übrig, daß der Krieg unvermeidlich sey. Von Halle lasen wir, daß die Studirenden sich bewaffnet und sich erboten hätten ein Husarenkorps zu errichten, um gegen den herannahenden Feind ins Feld zu ziehen. So unwahrscheinlich dieß scheinen mochte, so deutete es wenigstens auf eine Stimmung der Gemüther, die zwar erheben aber auch beunruhigen konnte. Auch war von nichts als großen Truppenmärschen, wenn gleich noch von keiner feindlichen Kriegserklärung, so wenig als von der Abreise des Königs zur Armee die Rede. Daß er bereits am 22. September in Halle eingetroffen, davon konnte man hier noch keine Kunde haben. Der frohe Muth mit der wir sonst an die Rückkehr gedacht hatten war gebrochen; nicht, daß wir verzagt wären an dem Sieg der guten Sache, aber weil wir so weit entfernt von denen waren, mit welchen man Hoffnung und Furcht, Freude und Schmerz am liebsten theilt. So ward seit dem ersten October für uns der Himmel täglich trüber und trüber.

Reise über Rotterdam nach Nymwegen.

Wir eilten, um uns so bald als möglich dem Vaterlande wieder zu nähern. Nicht sehr entfernt von Rotterdam verweilten wir bloß eine Stunde, von einem alten Bekannten eingeladen, auf einer kleinen angenehmen Insel Feyenoort. Hier hat man ein Erziehungsinstitut für sechzig Seecadetten eingerichtet. Am Ufer der Maas erwartete uns eine der Anstalt gehörende Schaluppe. Acht junge rüstige Ruderer brachten uns unter schulgerechtem Commando schnell hinüber. Einen Theil der jungen Seemänner fanden wir mit Zeichnen beschäftigt. Die übrigen machten auf einer auf dem Strome gelegenen Brigg mit großer Gewandtheit eben die Exercitien, die wir in der Marineschule in Amsterdam gesehen hatten. Alles war in vortrefflicher Ordnung. Vormals lag das Institut drey Jahre lang auf einem Kriegsschiffe in Hetvoetsluis. Nach hergestelltem Frieden sollte es Reisen nach den holländischen Küsten, nach Frankreich und England machen. Wie überraschend war es wieder, einen Herrn Schröder, der in Halle eine mathematische Classe des Pädagogiums als Hülfslehrer besorgte, hier mit Obristenrang als Vorsteher einer Marineanstalt wieder zu sehen. Gewiß wirkte er auch hier gleich wohlthätig und kräftig wie durch seine Kenntnisse, so durch seine

Den Plan die Nacht durch zu fahren störte ein kleiner Unfall. Ich erwähne ihn bloß, um Reisende zu warnen, sich wenigstens zu nächtlichen Fahrten nicht der halbbedeckten zweyrädrigen Reitzeuge zu bedienen, die man hier wenigstens für zwey Personen höchst bequem findet, daher gewöhnlich den Fremden empfiehlt. Wir hatten über Gouda, den berühmten Fabrikort der holländischen Tabakspfeifen, die erste Station Oudewater, ob sich wohl der Tag schon neigte, doch glücklich erreicht, als unfern dem Posthause der Postillion einem Hause zu nah fuhr, ohne den Treppenstein zu bemerken, wodurch, da das Rad darüber ging, der Wagen das Gleichgewicht verlor und umwarf. Da Räder und Wagen sehr hoch sind, so konnte der Fall sehr gefährlich werden. Er verletzte auch meine Begleiterin empfindlich genug, um nicht zur Fortsetzung in der Dunkelheit alle Lust zu verlieren, und lieber auf eine so gewaltsame Erschütterung eine ruhige Nacht folgen zu lassen.

Von der Stadt selbst war unter diesen Umständen nicht viel zu sehen. Sie kann sich rühmen, der Geburtsort des edlen Arminius, des Hauptes der Partey der Remonstranten zu seyn. An die Grausamkeiten, welche die Spanier im J. 1625 an allen, die protestantisch waren, verübten, erinnert man noch alljährlich am 15ten August. Eine eigne Mordpredigt ist dazu angeordnet. Dann zieht das Volk auf das Rathhaus, wo an einem großen Gemählde die Blutscenen

nachgewiesen werden. Gewöhnlich soll, wie Therese Huber, die einst zufällig zugegen war, versichert, hier ungleich mehr Aufmerksamkeit als in der Kirche herrschen.

In einem andern artigen Städtchen Thiel machten wir Mittag. Gegen Abend waren wir schon im Angesicht von Nymwegen, gingen auf einem grossen Fährschiffe über die Maas, und kamen noch zeitig genug an, um uns der schönen Lage der Stadt zu erfreuen. Schon seit mehreren Tagen hatte man den König von Holland erwartet, und alles zu seiner Bewirthung zugerichtet. Man versicherte uns im Gasthause, daß wir einige Königliche Gerichte erhalten würden, wobey wir uns denn auch recht wohl befanden, ohne bey der Bezahlung die Ehre bereuen zu dürfen. Besuche verstatteten weder Zeit noch Wetter. Ich sah bloß den Mennonitenprediger, Domine Sibrandus.

Das nächste Ziel war Crefeld. Man nimmt den Weg gewöhnlich über Goch und Geldern. Ein andrer, der langweilig aber näher ist, führte über Venlo, eine damals französische Festung. So wenig einladendes der kleine, doch durch Reverberen wohlerleuchtete Ort hatte, so sehr entschädigte in dem Schweinshaupt (eine in den Niederlanden oft vorkommende Firma der Gasthöfe) holländische Reinlichkeit und Bedienung für die Beschwerden des Tages. Der nächste Tag führte uns wieder auf deutschen Boden.

Rückblick auf Holland.

Bemerkungen über Sprache, Literatur, Gelehrsamkeit, Universitäten, Kirchenwesen und Nationalcharakter.

Wäre durch die Zeitumstände die Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht mit jedem Tage gestiegen, so würde das frühe Scheiden aus einem Lande, in dem es uns so wohl gegangen war, noch schwerer geworden seyn. Die Berührungen mit einer großen Anzahl sehr würdiger Menschen, waren, bey der größeren Leichtigkeit der Mittheilung, durch die Verwandtschaft der Sprachen, und der größeren Aehnlichkeit der Sitten und der Lebensweise, ungleich mannichfaltiger als selbst bey einem längeren Aufenthalt in England.

Dennoch wäre es von einem so schnell Reisenden Anmaßung, seine Beobachtungen mit einer förmlichen Charakteristik eines Volks, das er zum ersten Mal sah, und auf dessen Lebensweise, Anstalten und Einrichtungen er nur in einigen Hauptstädten einen flüchtigen Blick werfen konnte, oder einer Darstellung seiner geistigen und sittlichen Cultur beschließen zu wollen. Das Allgemeine, was man darüber in den Schriften über Menschen- und Völkerkunde findet, ist ohnehin bekannt genug. Was sich darin zu widersprechen scheint, hat seinen natürlichen Grund, in der verschiedenen Art zu sehen und die Eindrücke aufzufassen. Häufig liest man auch bloße Wiederholungen flacher Urtheile, über den Charakter und

den Werth ganzer Nationen, die in so vielen Büchern dieser Art fast stereotypisch geworden, oder aus der kleinlichen Neigung geflossen sind, alles, was gerade von unsern Sitten und Gewohnheiten abweicht, zu tadeln oder wohl gar lächerlich zu machen.

Was ich auf den folgenden Blättern als Nachtrag zu den Reisebegebenheiten mittheile, betrachte man als flüchtige Bemerkungen zur eignen Prüfung, oder als Notizen, die manches vorher nur berührte ergänzen sollen, und wenigstens manchen Lesern, die in die Gegenstände tiefer einzudringen nicht Zeit und Beruf haben, vorläufig genügen dürften.

Sprache, Rede- und Dichtkunst.

Bey der Aehnlichkeit benachbarter Länder, und dem wenigstens von der Gränze fast unmerklichen Uebergange in ein andres Klima, andern Boden, selbst andre Sitten, bleibt es doch immer die Sprache, was am lebhaftesten daran erinnert, daß man nicht mehr unter vaterländischem Himmel steht. Wie sie Menschen mit Menschen am engsten verbindet, so trennt sie auch am schärfsten, und man fühlt sich, wenn man nur die eigene Sprache versteht, mitten im Gedränge isolirt und verloren. In Städten, zumal größeren, ist dieß weniger der Fall, häufiger auf dem Lande. In Dännemark habe ich mehr als ein Mal davon peinliche Erfahrungen gemacht; weit weniger in Holland.

Die holländische Sprache ist bekanntlich mit der unsrigen eines Stammes, durchaus germanisch und sächsisch in ihrer Wurzel. Wer des Nieder- oder Plattdeutschen kundig ist, besitzt vielleicht schon mehr als die Hälfte des holländischen Sprachschatzes. Darin mag auch der Grund zu suchen seyn, warum oft von denen, welche nur die hochdeutsche Mundart kennen, so ungünstig von der Sprache der Holländer geurtheilt, sie wohl gar lächerlich gemacht wird, weil man aus der Benennung des Platten, zugleich den Begriff der Breite, Flachheit wohl selbst Gemeinheit auf sie überträgt.

Man kann fast nicht ohne Verdruß, selbst in manchen mit Geist geschriebenen deutschen Reisebeschreibungen lesen, wie sie sogar über Ausdrücke und Redensarten spotten, in denen doch durchaus nichts besonderes, als etwa die Verschiedenheit des Dialekts liegt. Ist denn z. B. das im Umgang übliche und einfache Myn Heer etwas anderes, oder etwas schlechteres als Mein Herr, oder das französische Monsieur? Der Niederländer würde wenigstens eben so viel Grund haben, unsre Redeformen da hochtrabend zu nennen, wo wir über seine Plattheit lächeln. Ich will hiemit nicht in Abrede seyn, daß es einem an unsern höheren Dialekt gewöhnten Ohr, anfangs eben so mit dem Holländischen gehen kann, wie es dem feinen Jonier mit der dorischen Mundart gehen mochte. Auch ist nicht zu verkennen, daß sich mit gewissen Ausdrücken,

die wir nur in der gemeinen Rede gebrauchen, oder selbst da uns nicht verstatten würden, sobald sie im edleren Styl, vielleicht selbst von den erhabensten Gegenständen gebraucht werden, unwillkührlich niedrige Nebenbegriffe vergesellschaften. Geht es uns doch selbst mit manchen Worten in unsrer Bibelübersetzung nicht anders, welche zu Luthers Zeiten ohne Anstoß gebraucht werden konnten, allmählig aber das Edle und Schickliche verloren haben. Auch der Holländer denkt bey seinen trekken durchaus nichts andres, als wir bey unserm Ziehen, und bey dem krioelen nichts als wir bey dem Schreyen, und so bey unzähligen andern Wörtern, über die wir oft ungerechter Weise spotten, statt unsern Sprachschatz immer mehr durch das Vorzüglichste sowohl der niederdeutschen als südlichen Mundarten zu erweitern, wozu auch in unsern besten Schriftstellern bereits ein glücklicher Anfang gemacht ist.

Wenn man dem oberdeutschen Dialekt oft Härte in der Aussprache, den vollen Mund, ein stetes Hauchen, Zischen und Blasen vorgeworfen hat, so klingt die holländische Sprache eher zu weich, zu sanft, oder durch die immer wiederkehrenden Selbst- und Dopellauter zu einförmig. Dennoch fehlt es ihr gewiß nicht an Wohlklang, der nur vorzüglich auf der glücklichen Mischung der Vocale und Consonanten beruht. Uebrigens wird man auch in Holland nicht unbemerkt lassen, daß es hier, wie überall, einen großen Unterschied macht, wer sie spricht. Ich gestehe selbst, daß sie

mir in dem Munde eines Hrn. van der Palm und einiger Gelehrten viel wohlklingender, als in der Unterhaltung mit andern Personen klang, und daß es bey mancher jungen Holländerin nicht bloß der schön geformte Mund und das freundliche Gesicht, sondern auch die schöne Aussprache war, warum man ihr gern lange zuhörte.

Die Sprache selbst hat es mit den Sprachen ihres Stammes gemein, daß sie ungemein bildsam ist, und eben daher, ob sie wohl, wie die englische, allmählig eine Menge fremder lateinischer und französischer Wörter in sich aufgenommen hat, dennoch schon lange sowohl nach Purismus streben als sich durch neue Wörter bereichern konnte. So hat sie namentlich viele grammatische und wissenschaftliche ausländische Terminologieen in ihr Idiom übergetragen, deren wir Deutsche uns zum Theil noch immer fort bedienen *). Durch die Zusammensetzung aber gewinnt besonders die poetische Sprache einen Reichthum, der es ihr fast eben so möglich wie der unsrigen macht, griechische Wortformen nachzuahmen und sprachkühnen Dichtern wie Klopstock, in ihren neuen Wortschöpfungen zu folgen, was in dem Grade weder der lateinischen und noch

*) Schon längst brauchen die Holländer statt Substantivum, Verbum, Indicativus, Conjunctivus, Comparativus, die Worte: Selvstandige Woord, Werk-Woord, toonende Wys, byvoegende Wys, gebietende Wys; statt Theater sagt man Schawburg oder Schawtonneel u. s. w.

viel weniger der französischen gelingen kann *) Diese Bildsamkeit zeigt sich auch in den Sylbenmaaßen. Was der Franzose, Engländer und Italiäner nicht vermag, oder nur schüchtern wagt, wagt der Holländer. Er hat in der Ode alle griechischen Metra versucht, und Groeneveld (1791) den ganzen Messias nicht unglücklich in Hexametern übersetzt.

Wenn man hiebey in Anschlag bringt, daß die holländische Sprache kaum von zwey Millionen gesprochen wird, daß das Hauptgeschäft der Nation ein mercantilisches ist, welches die feinere Sprachcultur weniger zum Bedürfniß macht, daß noch itzt auf den Universitäten die lateinische Sprache in Vorlesungen, Reden und Schriften über alle wissenschaftliche Gegenstände vorherrscht, so gereicht der Nation der rege Eifer, auch von dieser Seite nicht zurückzubleiben, welcher in allen Perioden Einzelne beseelt hat, zu desto größerer Ehre. Rede- und Dichtkunst, welche von jeher und überall so vielen Antheil an der Cultur und Bereicherung der Sprachen hatte, war hier seit den ältesten Zeiten eine Lieblingsbeschäftigung. Man hatte Meister-Sänger und

---

*) Wie der Deutsche sich durch Zusammensetzung die Wörter: „todtdrohend, jüngstgebohrne, blitzflammend, zartherzig, mißgebildet, entwurzelt, Mordgespenst, Sonnenglanz, gebildet hat," so der Holländer seine doddreigend, jongsgeboorne, blixemwerpend, tederhartig, misvoormd, ontworteld, mordgedrocht, Zonnenglannsen," und unzählige andre.

Redner (Rederyker) so gut als in Deutschland; und in mehr als einer der größeren Städte, wurden förmliche Dichterkämpfer, wie einst auf unserer Wartburg, angestellt. Die schöne Literatur fängt schon im siebzehnten Jahrhundert an aufzublühen, und die Epoche der berühmtesten ihrer Originaldichter, wie Cats, van Hooft, der Hauptdramatiker Vondel, van der Goes, fällt in eine Zeit, wo Deutschland, außer der lutherischen Bibelübersetzung und allenfalls Opitz und Logau, nichts von Bedeutung aufzuweisen hatte. Unstreitig trug zu diesem frühen ernsten Streben nach literarischer Nationalität, die erkämpfte Selbstständigkeit durch die Losreißung vom spanischen Joche am meisten bey. Denn nimmer kann, wo ein Fremder herrscht, der doch zuletzt seiner Sprache das Uebergewicht zu verschaffen streben wird, gerade dieser Zweig vaterländischer Literatur frisch und fröhlich gedeihen.

Es ist übrigens hier weder der Ort, noch besitze ich die erforderlichen Kenntnisse, das, was die Nation an vorzüglichen Werken der redenden Künste aufweisen kann, zu nennen oder zu beurtheilen. Ich hörte nur, daß man sich auch in neueren Zeiten zwar in keiner Gattung unversucht gelassen, aber daß die Vorliebe — früherhin zur französischen, in neueren Zeiten zur deutschen schönen Literatur, der Originalität nicht vortheilhaft gewesen sey. Eben daher sey man in manchen Dichtungsarten, namentlich der idyllischen, naiven, überhaupt in der leichteren Manier, — dem Liede, selbst dem Lustspiel,

den Spott- oder Hekelgedichten, — hinter den älteren von Cats, Vondel, van Goes und andern lyrischen, erotischen und satyrischen Dichtern zurück geblieben, ob sich wohl gerade zu diesen Gattungen die Sprache mehr noch, als zu der höheren Poesie zu eignen scheine. Jene früheren Dichter leben noch immer in dem Andenken des Volkes fort, und bleiben den itzt Lebenden das Ziel ihrer Nacheiferung.

Seit einigen zwanzig Jahren ist der Eifer für Sprache, Rede- und Dichtkunst recht aufs neue erwacht. Sprachlehren und Wörterbücher folgen sich, und ergänzen und verbessern das Unvollkommene der Vorzeit. Selbst in den niederen Volksschulen wird sorgfältig über Reinheit und Richtigkeit der Sprache gewacht. Daneben haben sich rhetorisch-poetische Gesellschaften (Taal en digtlievende Genootschappen) gebildet, an deren Spitze, wenigstens als Förderer, die angesehensten Männer aus allen Ständen stehen. Die Hauptsitze derselben sind Leyden, Rotterdam, Utrecht, Amsterdam und der Haag. Sie setzen Preise für die besten Leistungen aus; befördern die gekrönten Arbeiten zum Druck; ehren auch das Verdienst der Todten, veranstalten Denkmale für ausgezeichnete Dichter und Dichterinnen. Denn auch an diesen, wie überhaupt an Schriftstellerinnen, fehlt es nicht. Die Namen der Frauen van Winter, Agathe van Deken, Elisabeth Wolf, werden mit großer Achtung genannt. In Leyden

findet man eine große Sammlung von Gemählden verstorbener und lebender niederländischer Dichter unter den Namen Pan poeticum Batavum. Die Gesellschaft macht jedes Jahr das Leben eines der berühmtesten zur Preisaufgabe, und ziert es mit seinem Bildniß aus jener Sammlung. Schon im Jahre 1720 fing sie Arnold von Halen an. Itzt ist sie, immer anwachsend, im Besitz der Leydner Gesellschaft und enthält bereits über dreyhundert meist auf Kupfer gemahlte Bildnisse von guten Meistern *).

Die Wohlhabenheit und Muße, deren sich noch immer sehr Viele in diesem Lande erfreuen, giebt so edlen Liebhabereyen Nahrung. Wenn gleich das wahre Genie solcher Anregungen nicht bedarf, auch wohl leicht mancher ohne innern Beruf dadurch verleitet wird, seine Zeit in Reimereyen zu verlieren, so bleiben sie doch nicht ohne Einfluß auf die allgemeine Bildung beyder Geschlechter, und erhalten den Sinn für das Ideale, der so leicht in dem täglichen bloß bürgerlichen Treiben der Menschen verloren geht. Sind die ausgezeichneten Dichter und Prosaisten neuerer Zeit nicht gerade zahlreich, so würden doch die Feith, Lodsjes, Helmers, Tollens, ganz vorzüglich Bylderdyks und ihnen ähnliche jeder Nation Ehre machen.

*) M. s. mehr darüber in der Neuen Bibl. der schönen Wissenschaft. B. XLII. S. 138.

Wissenschaftliche Cultur *).

So oft von holländischer Gelehrsamkeit geredet wird, so erweckt gewöhnlich schon der Name die Idee der Gründlichkeit und Gediegenheit. Auf keinem Gebiet der Wissenschaften und zu keiner Zeit hat es auch an großen Schriftstellern gefehlt, welche dieses Urtheil durch ihre Werke bewährt haben. Wenn die Ausgezeichneten mehr früheren Jahrhunderten angehören, so wäre es doch ungerecht, auch itzt ihre Zahl zu gering anzuschlagen, und wenn man gleich schwerlich zugeben kann, daß die Holländer auf jeder Bahn der Wissenschaft und Kunst mit dem was in andern Ländern geschah, gleichen Schritt gehalten haben, so gereicht es ihnen desto mehr zur Ehre, daß sie fremdes Verdienst ehren, ihre Literatur, wie es ja auch in Deutschland lange Zeit der Fall war, durch fremde Schätze bereichern, und die Erzeugnisse des Auslandes in ihren Boden verpflanzen. Wie wenig wird hieran, selbst bis auf diesem Augenblick, in England, Frankreich und Italien gedacht? Was von daher in den neuesten Zeiten von dem Erlernen unsrer Sprache, und vom Uebersetzen unsrer Classiker gerühmt ist, kommt in keinen Betracht gegen das was geschehen könnte, wenn

---

*) Wer mit den Quellen der Cultur- und Literaturgeschichte der Holländer bekannter zu werden wünscht, findet die neuern nachgewiesen in der Beylage Nr. VIII.

der Stolz jener sich selbst genugsamen Nationen anerkennen wollte, daß sie auf manchem Gebiet stehen blieben, wo wir fortgeschritten sind.

Allerdings erscheinen in Holland, im Verhältniß zu andern deutschen Ländern, weniger Schriften. Aber man sollte hier wieder nicht vergessen, daß es noch nicht zwey Millionen Einwohner hat *), dagegen Sachsen, selbst nach der Beschränkung, noch über eine Million, Preußen aber allein über zehn Millionen zählt. Auch sollte man in Anschlag bringen, daß eine Nation, deren inneres und äußeres Leben der Handel erschuf und erhält, eine andere Geistesrichtung nimmt, als gerade die wissenschaftliche.

Die Empfänglichkeit für wissenschaftliche Bildung aller Art, wird in keiner Periode der vaterländischen Geschichte ganz vermißt, und der leichte Eingang, welchen die Reformation in Holland fand, ist selbst ein Beweis, eines der Nation eigenen, und wie nach bürgerlicher so nach Denk- und Lehrfreyheit aufstrebenden Geistes. Am Ende des großen Kampfes, der Europa bewegte und dem der westphälische Friede folgte, besaßen sie schon eine Literatur der schönen Redekünste, die ein Abdruck dieses Geistes war. Daneben erwarben sie sich große Verdienste um die alte classische und morgenländische Sprachkunde, und sammelten reiche Materia-

*) Im Jahr 1811 gaben die französischen Commissarien 1,900000 an; Stein nur 1,800000.

lien für die ältere vaterländische Geschichte. Vesal hatte in der Anatomie die Bahn gebrochen; Hugo Grotius der Rechtsgelehrsamkeit ein Natur- und Völkerrecht zur Unterlage gegeben, und der Theologie den Weg gezeigt, durch eine vom Dogmatischen unabhängigen Schrifterklärung, das Wahre und Erweisliche vom Herkömmlichen zu unterscheiden, und den Glauben nicht von der Vernunft und dem Gefühl zu trennen. Die Naturforschung hatte große Erweiterungen der Wissenschaft herbeygeführt. Sie dankte Holländern, wie Jansen und Drebbel die wichtigen Werkzeuge des Telescops und Mikroscops. Was die Plantinischen, Elzevirischen, Bläuischen Officine von gelehrten Werken aller Art zu Tage gefördert haben, ist allbekannt.

Wenn die Nation, welche in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in dem Zenith ihrer Macht stand, unmerklich von ihrer Höhe herabzusinken anfing, so blieb ihr wenigstens noch lange der Ruhm der Selbstständigkeit in der Wissenschaft. Spinoza bleibt, wie man auch über sein System urtheilen mag, einer der tiefsten Denker. Indeß ihn sein Geist über die Schranken der Natur hinauszog, drangen die Huygens, Swammerdans, Leuwenhöks und Ruysch, mit einer jede Vorstellung übertreffenden Emsigkeit und Anstrengung, immer tiefer in die Natur.

Die Auswanderung der in Frankreich verfolgten Protestanten, welche sich in großer Anzahl in den Nie-

derlanden ansiedelten, blieb nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftliche Cultur, besonders auch von Seiten des Geschmacks. Die französische Sprache ward immer allgemeiner. Selbst einer der geistvollsten Philosophen der neueren Zeit, der jüngere Hemsterhuis, wählte sie für seine Schriften. Die schönen Redekünste nahmen französische Art und Manier, aber damit zugleich das Beengende ihrer Formen an. Doch gewannen die ernsteren Wissenschaften im achtzehnten Jahrhundert fast noch mehr an Gründlichkeit und Reichthum der Entdeckungen. Der frühere Sammlerfleiß und die eine Zeitlang so beliebte Manier der Philologen, durch notas Variorum die Ausgaben der Classiker zu überfüllen, ging in ein tieferes Eindringen in die Sprachen des Morgenlands, Griechenlands und Roms über, und Gelehrte wie Weßeling, ja mehr noch der ältere Hemsterhuis und Schultens gaben diesen Forschungen, so wie überhaupt den Bearbeitungen der Werke des Alterthums, jenen eigenthümlichen Charakter, welcher sich besonders der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland allgemeiner werdenden Hinneigung zur ästhetischen Interpretation widersetzte. Mag dieß auch bis zur Einseitigkeit der Fall gewesen seyn — nur der Undank würde verkennen können, daß Deutschland der holländischen Philologie unendlich viel schuldig ist, wenn wir uns gleich das Verdienst, von gewissen Seiten den Geist des Alterthums tiefer erfaßt, und ohne

Ver-

Verlust der Gediegenheit dem Schwerfälligen entsagt zu haben, nicht wollen nehmen lassen. Dasselbe glaube ich von dem exegetischen Theil der Theologie sagen zu dürfen. Die freyere selbst höhere Kritik fand früher als bey uns eine günstige Aufnahme *); und die Zurückführung der Sprache auf ihre Quellen, so wie viele antiquarische Forschungen öffneten der Auslegung neue Ansichten. Was in der Folge deutschem Fleiß und Geist eigenthümlich ward, blieb in Holland nicht unbekannt und unbenutzt.

Uebrigens verkannte man es dort selbst nicht, daß die unglücklichen politischen Ereignisse und Veränderungen, durch welche die Nation besonders in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast bis auf unsere Zeiten gegangen ist, den Wissenschaften nicht günstig gewesen, und auch die Zahl berühmter Gelehrten sich gegen frühere Perioden bedeutend vermindert habe. Ich hörte häufig die Klage, daß das goldene Zeitalter niederländischer Gelehrsamkeit vorüber sey, daß politische Flugschriften die wichtigsten Werke verdrängt, und bey dem heftigen Kampf der patriotischen und oranischen Parteyen, Vielen selbst die Zeit geraubt hätten, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Selbst in dem zunehmenden Interesse an der vaterländischen Sprache und Literatur, welches die itzige Generation charakteri-

*) Man denke nur an die Sentimens de quelques Theologiens de Hollande sur l'histoire critique de R. Simon. Amsterd. 1685 (deutsch Zürich 1779).

sirt, fand man den Grund des Verfalls der Alterthumswissenschaft in allen ihren Zweigen, im Vergleich mit dem was sie gewesen, als ein Justus Lipsius, Vossius, ein Gronov, Hemsterhuis, Valkenaer und ihnen ähnliche große Männer gelebt und gelehrt hätten. Unparteyische gestanden, daß manche deutschen Humanisten auf dem Wege wären, ihnen nicht nur an Zahl, sondern, von manchen Seiten wenigstens, auch an Verdienst überlegen zu werden.

Die Universitäten.

Wilhelm von Oranien war, wie schon erwähnt ist, Stifter der ersten hohen Schule zu Leyden; Jan van der Does (Douza), einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, auch ihr erster Curator. Merkwürdig ist es, daß der Stiftungsbrief im Namen Philipps von Spanien ausgefertigt und dieser Vorzug den Bürgern der Stadt, wegen ihrer standhaften Vertheidigung bey der Belagerung verliehen ward. Da spanische Heere die Belagerer waren, so kann es nicht befremden, daß der erzürnte König, als sich Holland die Freyheit erkämpft hatte, alle dort Studirende für Apostaten und Ketzer erklärte. Doch nur um so mehr blühte die Universität auf, und nahm bald einen hohen Rang selbst unter ihren ausländischen Schwestern ein. Den Namen einer Königlichen bekam sie erst nach dem Unglück, welches 1807

die Stadt betraf, wobey die Universitätsgebäude glücklicherweise verschont blieben. Der König Louis Napoleon erwarb sich bey dieser Gelegenheit einen ausgezeichneten Ruhm, wie er denn überhaupt für Unterstützung der Wissenschaft und Kunst, während seiner kurzen Regierung, das lebhafteste Interesse bewiesen hat.

Bald nach der Stiftung von Leyden entstanden ähnliche hohe Schulen zu Utrecht, Gröningen, Franecker und Harderwyk. Selbst das Athenäum in Amsterdam erhielt — wenn man das Recht der Promotionen ausnimmt — eine akademische Einrichtung. Vielleicht könnte man sagen — wie auch die französischen Commissarien in ihrem Bericht an den Kaiser zu bemerken nicht unterließen — im Verhältniß des Landes und seiner Bevölkerung wären der hohen Schulen zu viel; denn wirklich zählte im Jahr 1811 Leyden nur 400, Gröningen 212, Utrecht 216, Franecker 75 und Harderwyk nur 60 Studirende, so daß die Gesammtzahl kaum die Frequenz mancher einzelnen deutschen Universitäten erreichte. Daher ist unter der gegenwärtigen Regierung auch Harderwyk ganz aufgehoben, und Franecker in ein Athenäum verwandelt. Uebrigens bleibt doch entschieden, daß gerade durch viele Universitäten die Cultur der Wissenschaften immer gewinnt, indem dadurch einer größeren Anzahl fähiger Köpfe die Aussicht eröffnet wird, einen gelehrten Wirkungskreis zu finden.

Die Administration der Landesuniversitäten, die, da sie sämmtlich nach Leyden gebildet sind, bey manchen Eigenthümlichkeiten der Einzelnen, doch viel Aehnliches in der Verfassung haben, liegt in den Händen eines Collegiums von Curatoren, das gewöhnlich aus sechs der angesehensten Personen der Provinz und der Municipalität besteht. Sie wählen den jedesmaligen Rector, und berufen die Professoren. Daß sie dabey nicht bloß auf gebohrne Niederländer Rücksicht nehmen, lehrt die Geschichte älterer und neuerer Zeit. Deutschland kann in jeder Art der Wissenschaften, hinsichts der gegenseitigen Ansprüche auf gelehrtes Verdienst, mit Holland abrechnen. Viele der berühmtesten Männer, die gewöhnlich für Holländer gelten, waren von deutscher Abkunft *).

*) Ich nenne nur einige aus verschiedenen Facultäten. Aus Bremen stammte der berühmte Stifter einer eigenen theologischen Schule Coccejus (Koch), Gerdes und Otto; aus Hamburg Momma und Gronovius; aus Naumburg Graevius; aus Pommern Ruhnkenius; aus Westphalen Rhenferd, Wesseling und Duker; aus dem Lippischen Perizonius; aus Cölln Franciscus Burmannus; aus Heidelberg Alting und Spanheim; aus Cöthen Heineccius; aus dem Nassauischen Pasor und der ältere Rau. In Marburg gebohren, in der Schweiz erzogen war Wyttenbach; dessen Nachfolger war Creuzer, der jedoch bald nach Heidelberg zurückkehrte. Gern hätte man nach Wyttenbachs Versicherung (in vita Ruhnkenii) auch Spalding und Wolff nach Leyden gezogen. — Scaliger stammte aus Italien. Salmasius aus Frankreich.

Die Gehalte der Lehrer waren meistentheils an die einzelnen Nominalprofessuren gebunden. Das gewöhnliche Salarium stieg von 800 bis 1500 Thaler unseres Geldes, nebst völliger Befreyung von Abgaben und Steuern. Das Honorar betrug für ein sogenanntes großes, d. i. vierstündiges Collegium sechzehn Thaler, für ein zweystündiges die Hälfte. Für Privatissima beruht die Zahlung auf einem besondern Abkommen, auch giebt es manche einträgliche Nebenämter und Berechtigungen. Wenn es auf die Anstellung eines vorzüglich berühmten Mannes ankam, erhöhte man auch wohl den Gehalt. So war Wyttenbachs Salar bis 4500 Fl. (2300 Thlr.) gesteigert. Leyden war überhaupt am besten dotirt. Man schätzte die jährlichen Ausgaben auf 116,575 Fl. (ungefähr 61,200 Thlr.), welche Summe indeß bey der Vereinigung mit Frankreich auf ein Drittheil vermindert ward. Von dieser Summe besoldete man 18 ordentliche Professoren, 4 außerordentliche, einen Lehrer für die Musik, einen für die Reitkunst. Itzt ist die Zahl der Professoren und ihr Gehalt bedeutend vermehrt.

Die Lehrcurse sind jährig, jedoch eigentlich nur achtmonatlich. Denn die großen Ferien (de groote Vacantie) dauern drey Monate, vom zwanzigsten Junius bis in die Mitte des Septembers. Daneben sind um Weihnachten drey Wochen, und Ostern vierzehn Tage frey.

Die Vorlesungen werden in lateinischer Sprache gehalten. Daß alle Zuhörer zu folgen im Stande sind, wollten Manche bezweifeln, zumal da die vorbereitenden Schulen nicht überall sind, was sie seyn sollten, und überdieß oft viel zu jung verlassen werden.

In den Hörsälen herrscht musterhafter Anstand und Sitte. Auch ward im Allgemeinen der Geist der Studirenden gerühmt. Die Verwaltung der Disciplin liegt in der Hand des Rectors und eines ihm zugesellten Professors. Wichtigere Sachen werden vor das Tribunal gezogen. Es ist aus dem Rector, vier Beysitzern, vier Burgemeistern der Stadt, zwey Schöppen und einem Secretair zusammengesetzt. Die Professoren stehen in Rechtssachen unter dem Hof ihrer Provinzen.

Daß übrigens die kirchlichen Trennungen auch auf die Universitäten, auf welchen Lehr- und Denkfreyheit billig überall herrschen sollte, lange Zeit ihren Einfluß behaupten, daß man die achtungswürdige Partey der Remonstranten, so wie Lutheraner und Mennoniten, bloß an ihre abgesonderten theologischen Seminarien verwieß, statt auch ihnen öffentliche Lehrstühle zu vergönnen, — dieß gehörte, wie jede Absonderung dieser Art, zu den Ueberresten einer unduldsamen Zeit, der man endlich entwachsen ist, wie denn überhaupt seit 1815 vieles im Universitätswesen eine andre Gestalt gewonnen hat *).

*) Ueber die neueste Organisation der Universitäten s. m. Beylage IX.

Religion und Kirchenwesen.

In einem Lande, welches schon seit Jahrhunderten der Wohnsitz und Zufluchtsort selbst der verschiedenartigsten religiösen Parteyen gewesen, wo Jedem das natürliche Recht, Gott nach seiner Weise und Ueberzeugung zu verehren, zugestanden, wo selbst nach der Staatsumwandlung im J. 1796 alle Abhängigkeit bürgerlicher Vortheile von einem besondern Glaubenssystem aufgehoben ward, dürfte man die größte gegenseitige Billigkeit und Duldung, und die Anwendung der Principien erwarten, die Bayle, lange Zeit Einwohner von Rotterdam, über diesen Gegenstand scharfsinnig und beredt aufgestellt hatte*). Wirklich leben auch im Ganzen genommen Reformirte und Lutheraner, Mennoniten, Katholiken und mehrere andre kleinere Parteyen, in einem äußerlich guten Vernehmen, und wenn sich zuweilen wieder der alte Zwist regt, oder ein, wenn auch gut gemeinter doch unverständiger Eifer für streitige Meinungen erwacht, so ist dazu entweder durch einen oft eben so wenig gemäßigten Liberalismus Gelegenheit gegeben, oder es sind nur vorübergehende Erscheinungen.

*) Im Commentaire philosophique sur les paroles: Contrains les d'enter, zuerst 1686, vollständiger 1713; deutsch: Tractat von der allgemeinen Toleranz 1777. Peter Bayle lebte anfangs als Professor, dann als Privatgelehrter in Rotterdam, wo er sein berühmtes Dictionnaire critique et historique schrieb, und mit der Feder in der Hand 1701 starb.

Bey weitem die meisten, wenigstens vier Siebentheile der Einwohner von Holland, sind den Grundsätzen des reformirten Glaubens, so wie ihre Lehrer dem Lehrsystem der Dordrechter Synode zugethan. Man zählt wenigstens 1200 streng reformirte Gemeinden. Weit geringer ist die Zahl derer, welche, da sie nach dem Vorgange des redlichen und seinem Zeitalter vorgeschrittenen Arminius dagegen protestiren, Remonstranten genannt werden. Man schlug sie nur auf etliche dreyßig Gemeinden mit vierzig Predigern an. Diese werden sämmtlich in dem Seminar zu Amsterdam gebildet, und ich lernte unter ihnen mehrere sehr ausgezeichnete und mit der theologischen Wissenschaft fortschreitende Männer kennen. Die Zahl der lutherischen Kirchen find' ich auf 46 berechnet, zu denen sich allein in Amsterdam an 23,000 Mitglieder halten. Ungleich zahlreicher sind die — in verschiedene Zweige getheilten — Taufgesinnten oder Mennoniten, eine veredelte Nachkommenschaft der Wiedertäufer des siebzehnten Jahrhunderts. Sie sind ein neuer Beweis, daß, sobald nur anfangs sehr überspannte Parteyen von ihren Verirrungen zurückkommen, und ruhig werden, gerade aus ihnen sich ein recht würdiger Verein religiöser Menschen bilden kann. Der Stifter jener so wohlthätigen Gesellschaft für Gemeinwohl, den man schon aus dem obigen kennt, (S. 167.) Rieuven-Huysen, war ein Mennonitenprediger. Noch itzt gehören mehrere der thätigsten,

einsichtsvollsten und aufgeklärtesten Aufseher des verbes-
serten Volksunterrichts dieser Partey an. Sie zählt an
131 Gemeinden. Die Zahl der Katholiken möchte,
zufolge des Staatskalenders, zwey Siebentheile
der ganzen Bevölkerung betragen. Sie haben über 300
Gemeinden und stehen unter Bischöfen, deren Gebiet
sich jedoch auch auf einige benachbarte Länder ausdehnt.

Nach der Vereinigung sämmtlicher niederländischer
Provinzen zu einem Königreich, trat der itzige Regent
Wilhelm Friedrich, der von gerader Linie von
dem Bruder des großen Oranien abstammt, wieder
in die alten, jedoch sehr erweiterten Rechte seines Stamm-
hauses ein. Ich bin indeß nicht genug unterrichtet,
welchen Einfluß dieß auf das Kirchenregiment gehabt,
und wiefern alles, was die Napoleonische Regierung,
welche das Kirchengut für Nationalgut erklärte, darin
gewaltsam abgeändert hatte, wieder hergestellt ist. Wäh-
rend meines Aufenthalts wurden die allgemeinen Kir-
chenangelegenheiten der Reformirten, die doch gewis-
sermaßen als die herrschende oder Landeskirche betrach-
tet werden, von dem Ministerium des Innern wahrge-
nommen, die übrigen Bekenntnisse aber, als Privatcor-
porationen mehr sich selbst überlassen, angesehen. Doch
sind im J. 1808 eigne Ministerien ernannt, eins für
den katholischen, ein zweytes für den protestantischen
Cultus.

Der innere Religionszustand möchte im Allge-
meinen wohl derselbe seyn, der er in Deutschland ist.

Die Masse der Gesellschaft theilt sich auch hier zwischen Glauben, Unglauben und gänzlicher Gleichgültigkeit. Der Glaube ist aber, gerade wie unter uns, bey Vielen nichts als ein ungeprüftes Beharren bey dem herkömmlichen Meinungen, ohne Interesse des Herzens an ihrem Inhalt; bey Andern warmer Eifer für die Aufrechthaltung der strengen calvinischen Rechtgläubigkeit, und dieß um so mehr, da von andern Seiten die Neigung zu dem, was man auch in Holland deutsche Neologie nennt, immer stärker wird. Dieser Eifer ergießt sich denn, sowohl in Schriften als Predigten, bald mehr in wehmüthigen Klagen, bald in philippischen Declamationen. Dagegen ist bey einer kleinen aber achtungswürdigen Zahl von Mitgliedern der Kirche, die Religion mehr ein Bedürfniß des Herzens, das in den theologischen Streitigkeiten keine Beruhigung findet, den väterlichen Glauben aber für den sichreren hält, und sich selbst den härtesten Lehren, von einer unbedingten Erwählung zur Seligkeit oder Verdammniß, lieber demüthig unterwirft als darüber grübelt, und sich bey religiösen Gefühlen besser als in dem Speculationen über das wie? und warum? befindet. Diese Gefühlsreligion mag hier wie unter uns bey Einzelnen in einen groben Mysticismus und Fanatismus ausarten. Bey recht Vielen ist sie mehr eine fromme Gemüthsstimmung, die man auch in einer Menge poetischer Versuche, und von biblischer Geschichte ausgehenden Dichtungen wahrnimmt. Auch möchte das Lesen moralischer und religiöser Schrif-

ten, die Familienandacht, und die Zurückhaltung der Jugend von zerstreuenden Lustbarkeiten, in der Classe des Bürgerstandes noch verhältnißmäßig häufiger als unter uns gefunden werden. Was in allen diesen Hinsichten von den Gliedern der Kirche gilt, gilt auch von ihren Lehrern. Die Aufregung der Gemüther zu religiösem Sectenhaß, welche die niederländische Geschichte eben so wie die ältere englische charakterisirt, und meistentheils mit politischem Parteygeist zusammenhing, ist itzt eine eben so seltene Erscheinung als der unduldsame Eifer der Gomarus der alten, und der Hoffstede der neueren Zeit. Kein Wunder — da die mildere Denkart auch auf den Universitäten, welche die Lehrer bilden, immer allgemeiner wird. Die Vorträge der Prediger der Remonstranten und Mennoniten sind mehr moralischen Inhalts, die streng reformirte Schule treibt mehr dogmatische Materien. Doch gehen die Bestrebungen zur Förderung der Religion, im Allgemeinen weniger auf die Bekämpfungen dogmatischer Irrthümer, als des Unglaubens und der Unsittlichkeit. Durch Unterstützung der Missionen, gefälligere Form des kirchlichen Gottesdienstes, rührende Tractaten und geistliche Lieder statt der bloßen Psalmen, sucht man diesen Zweck zu erreichen.

Daneben aber wohnt Unglaube und Gleichgültigkeit gegen die Religion selbst da, wo die kirchliche Form wohl noch beobachtet wird. Gegen diese, so wie gegen den geistlichen Stand, wird die äußere Achtung selten verletzt. Aber damit glaubt denn die

große und feine Welt, die es hier so gut als in andern Ländern giebt, wenigstens um des Volks willen alles gethan zu haben, was man von ihr verlangen kann.

Wenn übrigens die französische Herrschaft so wenig auf Religiosität als Moralität ohne schädlichen Einfluß blieb, und manches gesellschaftliche Band nur noch lockerer machte, so hat man doch auch hier die Erfahrung gemacht, daß der Druck von Außen dem inneren Menschen oft heilsamer ist als das Glück und die Ruhe, und daß in Zeiten, welche so laut die Nichtigkeit aller menschlichen Größe und Herrlichkeit predigen, das Gemüth sich wieder zu dem Unwandelbaren und Unvergänglichen hinwendet *).

Volkscharakter und Sitten.

Der allgemeine Charakter einer Nation tritt immer am eigenthümlichsten und schärfsten in seiner Geschichte hervor. Die Grundzüge bleiben, wie viel auch die Zeit daran mildert und glättet, doch immer dieselben.

Im langen Kampf mit dem Element, wuchs in den Holländern ein Volk auf, dessen praktischer Verstand, geweckt und gelehrig gemacht durch Noth und Drang der äußeren Lage, mit unermüdlicher Geduld

*) Sehr lesenswerthe Briefe über den kirchlichen Zustand von Holland, von einem ungenannten sehr unterrichteten Manne, findet man in Stäudlins Archiv der Kirchengeschichte. 1. Bd. 3. St.

und Beharrlichkeit, den Seen und Meeren abgewann, was die Natur ihm versagt hatte. So ward Erwerbfleiß zum Grundcharakter. Muth, Unerschrockenheit ward durch Gewöhnung an Widerstand und Bedrängniß, daneben durch Einfachheit und Frugalität des Lebens gestärkt und erleichtert. Das Gelingen erhöhte das Selbstvertrauen, und je schneller man an Macht und Besitz durch eigene Kraft emporgekommen war, desto mehr entwickelte sich auch der Sinn für Unabhängigkeit und Freyheit. Die Gewalt und die List konnte das Volk drängen und drücken. Es konnte eine Zeitlang in seinen natürlichen Rechten beschränkt, selbst mißhandelt werden. Aber es bedurfte nur einer Anregung, nur eines Beyspiels, und jeder echte Sohn des Vaterlandes war, um das Theuerste was er hatte, Eltern, Weiber, Kinder, bürgerliche und Gewissensfreyheit zu retten, bereit, muthig zu kämpfen oder freudig zu fallen.

Man ist gleichwohl gewohnt, wenn von dem Charakter der Holländer die Rede ist, nur an den Kaufmanns- und Krämergeist zu denken, und diesen mit Tapferkeit und Kühnheit für unverträglich zu halten. Man vergißt, daß wer viel besitzt, viel zu bewahren, zu sichern und zu vertheidigen hat; man vergißt auch, daß so lange der Sinn eines Volks echt republicanisch ist, es auch immer auf Schutz und Trutz gefaßt seyn wird. Ob der Nation die Tapferkeit gefehlt habe — darüber müßte man die alten Spa-

nier fragen, und Ludwig den Vierzehnten, und die Zeitgenossen der Schlacht bey der Doggersbank. Es ist rühmlich, daß die Gesellschaft für Gemeinwohl in den Schulschriften dafür gesorgt hat, daß die Namen der Helden der Vorzeit nicht untergehen, und die Jugend früh zur Nachahmung, wenn es wieder gelten sollte, geweckt werde.

Allerdings hat sich in den späteren Zeiten, dieser alte niederländische Sinn oft weniger bewährt. Wo Parteyen ein Volk entzweyen, da zersplittert sich immer seine Kraft. Viele der Lautesten und Kühnsten, so lang es mit Worten gethan ist, werden, wenn es auf Handeln ankommt, am ersten kleinmüthig, und die das Signal der Empörung gegen die bestehende Verfassung aufgesteckt haben, ziehen sich feige zurück, wenn der Ausgang zweifelhaft wird, und Opfer gebracht werden sollen. So haben wir es in unsern Zeiten fast überall erlebt.

Die französische Revolution hatte auch einen Theil der Holländer ergriffen. Aber der natürliche oft bis zum Phlegma ruhige Charakter, der Einfluß vieler Trefflichen an Geist und Gemüth auf das Volk, dessen Entsittlichung lange nicht so weit als in Frankreich gekommen war, bewahrte vor den Gräueln die das Nachbarland zerrütteten, und der ausgetretene Strom trat früher in seine Ufer zurück. Unter der Napoleonischen Herrschaft tröstete man sich anfangs damit, wenigstens dem besten und menschlichsten Napoleoniden zugefallen zu

seyn. Der Trost dauerte kurze Zeit. Eine härtere folgte; aber auf niederländischem Boden ward doch endlich die Macht gebrochen, die alles zu unterjochen drohte. Unter allen diesen Wechseln hat sich in vielen der Würdigsten der alte batavische Geist, durch Liebe zur Ordnung und Freyheit unter dem Gesetz bewährt, und still die Erlösung erwartend, sich in das Unabänderliche verständig gefügt.

Daß man auf Geld und Gut einen sehr hohen Werth legt, daß besonders alle die Künste, welche dazu dienen, die Güter des Lebens herbeyzuschaffen, geschätzt werden, liegt in der Natur eines Handelsstaats. Eben so begreiflich ist, daß durch die leichte Befriedigung aller Bedürfnisse, der Bequemlichkeit und allen mit wohlbehaglicher Ruhe verbundenen Genüssen reiche Nahrung gegeben wird, wie denn der Hang dazu schon in dem Temperament des Holländers liegt. Doch dünkte mich, daß die hohe Geldschätzung, die ihm oft vorgeworfen wird, mehr in einer gewissen Selbstgenügsamkeit und in dem Gefühl Niemand nöthig zu haben, als in der Verachtung und Geringschätzung Andrer, und einer für den minder Begüterten drückende Ueberhebung besteht. Daß aber die Liebe zum Gewinn, bey dem größeren Theil der Nation, der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit weit weniger gefährlich geworden ist, als bey andern handeltreibenden Völkern, dieß bezeugen wenigstens viele unparteyische Beobachter. Die Ausartung des Erwerbfleißes in Geiz und Engherzigkeit

ist gewiß oft nur scheinbar. Die ganz ausnehmende Wohlthätigkeit widerlegt wenigstens diesen Vorwurf, sobald er die Mehrzahl treffen soll.

Eine natürliche Gutmüthigkeit zeigt sich überhaupt bey allen Gelegenheiten, zwar nicht in vielen schönen Worten, oder in einer gesuchten Empfindsamkeit, aber desto mehr durch That und Wahrheit. Wo Noth ist will man nicht bloß helfen, man hilft; man bedauert den Unglücklichen oder Verunglückten nicht allein, man sucht ihn zu retten. Alte treue Diener werden mit vorzüglicher Sorgfalt gehegt und gepflegt wenn sie nicht mehr arbeiten können, und die sogenannten Hofjens, d. i. einfache, anständige, mit einem kleinen Garten umgebenen Häuser, worin sie den Rest ihrer Tage zubringen können, möchten schwerlich in einem andern Lande so zahlreich gefunden werden.

In dem Privatleben und dem geselligen Umgange erschien auch mir der Holländer kälter, langsamer, selbst in seiner industriösen Thätigkeit, minder rasch als der Deutsche, Engländer, und vorzüglich der Franzose. Die Lebendigkeit des Letzteren steht im stärksten Contrast mit jener ruhigen Bedächtigkeit und gewöhnlichen Schweigsamkeit. Man kann sich an öffentlichen Orten und Gasthäusern in einer großen Gesellschaft befinden, ohne irgend ein lebhaftes Gespräch zu hören. Man raucht, trinkt Thee, bekümmert sich wenig ob jemand kommt oder geht; doch zeigt in der Regel jeder sich gefällig und dienstfertig, wenn er angeredet

redet oder wenn von ihm Rath und That verlangt wird.

Ist daher gleich der Umgangs- und Gesellschaftston mehr still als lebendig und unterhaltend, so macht man doch sehr angenehme Erfahrungen, von dem sanften wohlwollenden und harmlosen Charakter, welcher auch nach dem Zeugniß derer, welche weit länger in Holland gelebt haben, gewiß national genannt werden darf. In den unteren Ständen, auch bey dem Landvolk, spricht er sich durch eine Treuherzigkeit in Wort und Benehmen aus, welche sich zu der einfachen Sitte und beschränkten Lebensweise so gefällig gesellt. Auch befindet man sich schon darum in dem Bauerhause, das freylich nicht, wie noch so viele bey uns, eine elende Lehmhütte, sondern überall von Backsteinen erbaut ist, so wohl, weil überall Reinlichkeit herrscht, und das Auge weit weniger durch ekelhaften Schmuz in Kleidung und Hausgeräth beleidigt wird.

Die höheren Stände sind sich in allen europäischen Ländern in ihrer Lebensweise, so wie dem Conventionellen des Umgangs ziemlich gleich. Auch hat gewiß die enge oft erneuerte Verbindung mit Frankreich, wohl besonders Theil daran, daß manche Sitte und Gewohnheit, worin sich der Holländer noch vor hundert Jahren gefiel, allmählig verschwunden ist. Doch ist es mir vorgekommen, als ob in den wenigen größeren Kreisen, in welchen ich mich befunden habe, eine gewisse edle Einfachheit in den gesellschaftlichen Sitten und

die echte Höflichkeit des Herzens, weniger als in so manchen unsrer geselligen Kreise vermißt würde.

Von dem charakteristischen in der äußeren Bildung der Holländer, wie sie in der Mehrzahl erscheint, könnt' ich wohl ganz schweigen. Ich darf voraussetzen, daß die meisten meiner Leser aus Bildergallerien oder durch Kupferstiche die lebendigen Gemählde der Lucas van Leyden, Rubens, Tenniers, Jordans, van der Werfts, oder doch van Dyks unübertreffliche Portraite kennen. Wie wäre es möglich, mit Worten auszudrücken, was diese großen Meister durch Zeichnung und Colorit dem Auge dargestellt haben?

Wie gemischt auch das niederländische Blut und wie viel Fremdes zu dem Nationalen gekommen seyn mag — noch genug eigenthümliches ist übrig. „Im Ganzen — sagt Grabner (s. ob. S. 97.), der mir unter den Schriftstellern über Holland mit vorzüglicher Sachkenntniß, Unparteylichkeit und richtigem Beobachtungsgeist das Land und die Nation dargestellt zu haben scheint — im Ganzen gilt noch dasselbe, was die alten Schriftsteller von den Batavern melden.“ Man erblickt in beyden Geschlechtern eine Menge großer, starker, breitschultriger Gestalten, meist rund und fett, die Frauen mehr Junonisch als fein gebaut, gesund und frisch, das Angesicht von Natur — die Schminke verschmähend — wie Milch und Blut; die Kinder oft wunderschön, doch eine gewisse nationale Aehnlichkeit auf vielen Gesichtern,

der man auch in den Gemählden jener Meister begegnet. Dieß gilt auch von dem Anzuge. In den höheren Ständen huldigt freylich alles der Mode auch des Auslandes, und schon in den mittleren wohlhabenden verschwindet allmählig die alte Tracht, namentlich der Schlafrock, in dem vormals auch der reiche Holländer, die Pfeife im Munde, über die Straße ging. Aber in den übrigen Classen erhält sich noch das nationale Costum, das besonders bey sehr corpulenten weiblichen Gestalten, deren es so viele giebt, eben nicht geeignet ist, die Natur zu verschönern.

Und so lebe wohl, gesegnetes Land, das mich zwey Mal so freundlich aufnahm. Gehe dir mit jedem Jahr eine schönere und glücklichere Zukunft auf. Es blühe dein Handel wie deine Wissenschaft. Holland hat stets auch fremdes Verdienst geehrt; fremdes Verdienst zu ehren, ist auch Deutschlands Ruhm.

Den Thron deines Regenten theilt die Königliche Schwester unsres Monarchen. So begegnen wir uns in der Verehrung der Tugenden eines edlen Geschwisterpaars. Kehre denn nie eine Zeit zurück, wo die festgeschlungenen Bande sich wieder lösen. Von innen und außen bleibe uns Eintracht und Friede, und jedes Volk sey des Denkspruchs deiner Goldmünze eingedenk:

Concordia res parvae crescunt

so wie des Gegensatzes:

Discordia res magnae dilabuntur.

Die Rückreise.

Crefeld.

Hinter Venlo waren wir wieder auf deutschem Grund und Boden. Gegen Mittag kamen wir in Crefeld an. Itzt möchte ich die wieder aufblühende Stadt noch ein Mal sehen. Damals war alles traurig und verstimmt. Man hatte sich so vorzüglich wohl unter der preußischen Regierung befunden. Itzt drückte das fremde Joch den Handel, wie den Geist. Die reichen Negotianten mußten die, wie gewöhnlich sehr armen, durch die neuerlich eingeführten droits reunis nur noch ärmer gewordenen Arbeiter übertragen, um die ungeheuern Abgaben an die große Nation zu steuern. Die Gasttafel war voll von französischen Commis. Einige Deutsche, die auch als Beamte angestellt waren, hatten sich schon auf eine widrige Weise französirt.

Unsere Adressen lauteten an den sehr geschätzten mennonitischen Prediger Herrn van Plum und Herrn Johannes van der Leyen. Letzterer war abwesend, doch führte uns Ersterer bey dem Bruder desselben ein, der mit großer kaufmännischer Einsicht und Thätigkeit eine vielseitige und ansprechende Bildung verband. Bey ihm brachten wir einige Abendstunden und den folgenden Morgen zu.

Die Herrn J. van der Leyen sind die Inhaber der größten Fabriken, welche Crefeld zu einer

der wichtigsten Handelsstädte der Provinz Cleve machten. Mit Erstaunen sahen wir den Umfang der van Leyenschen ganze Straßen einnehmenden Sammt- und Seidenmanufakturen. Wir sahen die Arbeitszimmer, die Appretur der seidenen Tücher, das Weben des Sammts, damals des Hauptartikels für Frankreich. Der Technologe muß hier wieder hohe Befriedigung finden. Auch uns Laien gewährte das Eingreifen aller einzelnen Arbeiten und Manipulationen in einander, das immer weiter gehende Entbehrlichwerden menschlicher Hände durch die Benutzung andrer physischen Kräfte, besonders die kunstvolleinfache Zubereitung des Sammts, wenn er vom Weberstuhl kommt, eine lehrreiche Unterhaltung. Und wenn wir dann in den Magazinen viele hundert Säcke roher Seide, wie sie aus Italien ankommen, und von denen jeder an 13,000 Rthlr. geschätzt ward, überzählten, in andern die fertigen herrlich geordneten Fabrikate überblickten, so veranschaulichte sich der unermeßliche Reichthum solcher Besitzungen.

Doch dieß alles konnte nicht mehr mit freyer Seele betrachtet und genossen werden. Wir hatten so viel von dem System des Aussaugens deutscher Länder, von den Bedrückungen des Handels, von der nicht minder drückenden Beschränkung der Freyheit im Reden und Lesen zu hören, daß die traurigen Vorstellungen nur zu sehr die angenehmen Eindrücke schwächten. „Mißtrauen — hieß es — und Argwohn umschlichen

den ruhigsten und rechtlichsten Bürger. Nichts sey mehr zollfrey als der Gedanke. Die unschuldigsten Schriften wären verdächtig; kein Blatt der Hamburger Zeitung sey in der Stadt zu finden. Der Ausgang des Kampfs gegen ein so waffengeübtes Heer, unter einem gerade gegen Preußen so erbitterten Anführer, sey wenigstens zweifelhaft, und was selbst im glücklichsten Fall der Krieg sey, wisse man ja aus Erfahrung." — So gern man Herrn van der Leyen zuhörte, wenn er mit großer Lebendigkeit einzelne Scenen aus dem Kreise seiner Erfahrungen ausmahlte, so schreckend traten doch auch manche Bilder vor die Seele. „Der Himmel — sagte er — bewahre Sie auf Ihrer Reise, die ich lieber schon beendigt sähe, vor dem Unglück, einer Retirade zu begegnen. Es ist das furchtbarste, in das man gerathen kann. Soll man vorwärts, soll man rückwärts — man weiß es nicht. Und wenn dann aus den rauhen Kehlen das harte schreckliche Arretez! erschallt, so giebt man sich schon halb verloren."

Das war wieder kein Gespräch, um die Abendstunden zu erheitern. Wir zogen auch vor, sie lieber einsam auf dem Zimmer zuzubringen, als vielleicht am deutsch-französischen Abendtisch aus einem andern Ton sprechen zu hören. Keiner von uns beyden wollte dem andern den Muth schwächen; keiner vermochte, nach dem was wir gesehen und gehört hatten, ihn zu beleben. In solchen Fällen ist doch dem Sorgenvollen der Schlaf der willkommenste Freund.

Da übrigens nach den neueren Vorschriften der Gesetze, Reisende nur das allernothdürftigste an Gelde aus dem französischen Gebiet über den Rhein führen durften, so hatte uns der fürsorgliche Herr van der Leyen gerathen, ihm was wir an baarem Gelde bey uns hatten zu geben, um dadurch vor den Unannehmlichkeiten bey der Douane sicher gestellt zu seyn, wogegen er uns mit Anweisungen auf Elberfeld versehen wollte. Wir hatten seinen Rath befolgt, fanden jedoch auf der Fähre, auf welcher man über den Rhein nach dem an jenseitigen Ufer liegenden Düsseldorf übersetzt, den Commis, wie fast überall, nachsichtiger, als man nach den vielen Klagen, die man besonders von den reisenden Kaufleuten hörte, erwarten durfte. Als ich ihm den Paß, den er nicht ansah, und die ziemlich leere Börse zeigte, gab er sie kalt lächelnd mit den Worten zurück: Vous aurez sans doute d'avantage, mais vous pouvez passer — und ließ uns reisen ohne den Wagen nachgesehen zu haben. So war denn die Fürsorge, wenigstens auf einen Nothfall einige Goldstücke im Strickknaul zu verbergen, vergeblich gewesen.

Düsseldorf.

Schon von fern erblickten wir die Ruinen des damals noch ganz zerstört liegenden Schlosses, auf welches General Le Fevre bey der französischen Belagerung die ersten Bomben werfen ließ. Nur ein Nebengebäude, worin vormals die Gemähldesammlung und Bibliothek stand, war verschont geblieben. In dem Theil, welcher die Carlsstadt heißt, sind die besten Straßen und Häuser. Man war eifrig mit Bauten beschäftigt; auch war schon die Rede von einem neuen Schloßbau für den Großherzog Joachim Murat.

Wenn der Reisende den Menschen nicht geflissentlich ausweicht — was kann erwünschter für ihn seyn, als in einer Stadt, in der er Niemand kennt, und von Niemand gekannt zu seyn glaubt, sich nach wenigen Stunden von wohlwollenden und die Freude der persönlichen Bekanntschaft theilenden Menschen umgeben zu sehn, und bald durch Mittheilung und Gespräch in kurzer Zeit selbst an Localkenntnissen mehr zu gewinnen, als ihm die gewöhnlichen Topographieen, die oft so bald hinter der Zeit zurückbleiben, gewähren könnten. Dieß war auch hier der Fall.

Ich grüßte das pädagogische Handwerk bey dem verdienten Professor und Rector des Gymnasiums, Herrn Kuithan (itzt in Dortmund), mit welchem mich seine Idee über die continuirende Methode, wornach immer nur ein Gegenstand zu glei-

cher Zeit im Unterricht getrieben werden soll, in Berührung gebracht hatte*). Bald vermehrte sich durch seine Veranstaltung der Kreis neuer Bekannten, die uns den Abend durch mannichfaltige literarische, politische und gemüthliche Unterhaltung im Zweybrücker Hof erheiterten. Ich nenne von Mehreren nur den reformirten Prediger Herrn Piethan, seinen Collegen Herrn Schriever und den katholischen Schulrath und Canonicus Bracht.

Am nächsten Morgen führte uns Herr Piethan in das — eine Viertelstunde von der Stadt gelegene — Pempelfort. Da seine eigne Wohnung noch daran gränzte, so war er um so bekannter mit diesem reizenden Aufenthalte, und allem woran es erinnerte. Wer wäre so fremd in dem ästhetischen Theil unsrer Literatur, um den Ort nicht zu kennen, der lange Zeit Besitz und Wohnplatz eines der geistvollsten und liebenswürdigsten Weltweisen unsrer Zeit war, Fr. H. Jacobi's, und nachdem dieser als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München zog, von seinem würdigen Sohne bewohnt wird. An weitläuftige wohlerhaltene Gärten schließt sich das freystehende geräumige Haus, „im Sommer — wie Göthe davon schreibt — ein Paradies, und selbst im Winter höchst erfreulich; die Zimmer behaglich ohne

*) Wen es interessirt, vergl. über diese Idee meine Grundsätze der Erziehung. 7te Ausg. 2. Th. S. 715.

Prunk, eine würdige Scene geistreicher Unterhaltung*).“ Diese hat denn auch, so lange der Mann, der die Seele des Kreises war, in dieser Umgebung lebte, niemals gefeyert. Es war das gastfreyeste Haus. Im ganzen Umfange verstand man hier den Sinn der schönen Zeilen im Tasso:

es ist vortheilhaft den Genius
bewirthen; giebt man ihm ein Gastgeschenk,
so läßt er leicht ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
ist eingeweiht.

Wer mag die edlen Gäste zählen, deren Talent, deren Kunst, deren für das Schöne, wie für das Gute empfängliches Gemüth, unter diesem Dach eines herzlichen Empfanges so sicher war?

Leider mußten wir uns begnügen, nach den leeren Zimmern hinauf zu sehen. In jenem schwelgte der geniale Heinse in den Ideen und Genüssen der Musik und Kunst. In diesem wurden Jacobi's Lieblingskinder, Allwill, Woldemar, und so vieles Aehnliche, zuerst in seinem Geist empfangen, dann aus seiner Hand ins Publicum gesendet. Er selbst war da nicht mehr zu finden. Erst im Jahr 1798 sah ich ihn einige Augenblicke in Eutin, aber erst 1811 lernt ich ihn in München kennen, vornehmlich in einem langen Abendgespräch in seinem Garten. Wenn ich, was mir seine Schriften

*) Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung. 2. Abth. 5. Th. S. 305.

längst schon waren, und wie er mir persönlich erschien, verbinde, so muß ich ganz in das einstimmen, was, als er im Jahr 1820 vom Leben schied, ein den philologischen Wissenschaften und der Gemüthswelt gleich nah verwandter vieljähriger Vertrauter, F. A. Jacobs (vormals in München, itzt in Gotha), über ihn urtheilte. „Es ist mit ihm ein sehr edler, reiner und beharrlicher Geist aus der Welt gegangen; ein Mann von musterhaftem Gemüthe, großartiger Bildung, feinen Sitten und der edelsten Haltung. Seine ernste Gestalt und sein würdevoller Anstand waren eine Ergänzung seiner Schriften. Das Gift der großen Welt hatte ihn nicht angegriffen, sondern noch mehr gereinigt, und er stand unter den Höflingen da, wie Plato; Ehrfurcht gebietend, und mit einem Stolz, der, weil er so frey blieb von pedantischer Anmaßung, niemandem anstößig war. Selten mag ein Denker und Schriftsteller unsers Vaterlandes mit so tiefer Religiosität seinen Geist von allem Dunste unlauterer Mystik so rein erhalten, selten einer so aufrichtig und ernstlich Gott gesucht haben, ohne sich durch die Phantome irren zu lassen, die sich uns auf diesem Wege zudrängen. Schwerlich mag irgend ein Philosoph, der, wie er, so ganz verschiedene Epochen immer mit der lebendigsten Theilnahme durchgelebt, seinen Standpunct mit solcher Festigkeit, und so manchem Streit — denn für die Sache zu streiten war er stets bereit, — mit Ernst und Würde durchgekämpft ha-

ben, ohne durch die Kunstgriffe seiner Gegner zu etwas Unwürdigem gereizt zu werden. Und diese Tugenden waren bey ihm nicht etwa ein Festkleid, das er bey öffentlichem Erscheinen anlegte; sie waren mit seinem ganzen Wesen verwachsen und er erschien in seinem Privatleben nicht minder edel und nur noch liebenswürdiger, als in seinen Schriften. Sein Haus war wie einst in Pempelfort, so auch in München, bis zu seinem Tode ein Vereinigungspunct der Edeln, und wie verschieden diese auch oft in ihren Ansichten und Bestrebungen waren, in der Achtung zu dem verehrten Greise waren sie eins *)."

Nach der Rückkehr von Pempelfort, das durch so manches Geisteswerk in dem Andenken der Nachwelt viel länger, als eine Menge glänzender Schlösser und reicher Besitzungen der Großen der Erde, fortleben wird, traten wir bey dem wackren Canonicus Bracht ein. Schon unter der vormaligen Bayerschen Regierung hatte er sich allgemeine Achtung erworben. Itzt war er sehr besorgt, daß die neue Ordnung der Dinge, selbst durch die so baldige Entfernung des um das Schulwesen verdienten Grafen v. Bork **), seine Thätigkeit hemmen und alles wieder in katholische

*) Man wird Nachträge über diesen merkwürdigen Zeitgenossen in der Beylage Nr. X. finden.

**) S. oben S. 62.

Hände bringen werde. Denn ob er wohl selbst in Cölln nur zum gemeinen Meßpriester erzogen war, so hatte doch sein Geist die engen Schranken durchbrochen, und sich zum tüchtigen vorurtheilsfreyen Schulmanne empor gearbeitet, auch bereits bedeutende Reformen in mehreren Elementarschulen zu Stande gebracht. So hatte ihn der kräftige bayersche Minister von Hompesch erkannt, und aufs thätigste, so lange er selbst wirken konnte, unterstützt.

In einer der Töchterschulen, in welche wir der Lehrstunde beywohnten, leitete eine von ihm gebildete Lehrerin den Unterricht. Man glaubte zu Rekane in einer Rochowschen Schule zu seyn. Der Einfluß des trefflichen Bracht war unverkennbar. In dem Hause ihres väterlichen Lehrers, überraschten mich Mittags einige liebenswürdige Kinder durch schöne Gesänge und feine Arbeiten ihrer Hand. Mögen sie selbst indeß zu eben so edlen Frauen und Müttern herangereift seyn, wie sie damals die Zierde des jungfräulichen Chors waren, dem sie angehörten und hier noch spät meinen öffentlichen Dank empfangen! Ihre freundlichen Gaben haben mich oft an sie erinnert, und wenn auch siebzehn Jahre den Blumenkranz auf ihrer Stickerey etwas verbleicht haben, so blüht doch das Andenken an die letzten in Düsseldorf verlebten Stunden noch frisch in meinem Gedächtniß.

Das Herzogthum Berg.

Elberfeld.

Hätten wir doch in diesem herrlichen Lande, in welchem man recht augenscheinlich überzeugt wird, daß Arbeit nicht Fluch, sondern Segen ist, länger verweilen, und so manche Orte die wir vorüberreisen mußten, wie Remscheid, Lennep, Solingen selbst besuchen können, um frühere schöne Verbindungen mit vormaligen Zöglingen, in den Familien Hasenclever, Wülffing, Moll und Henke wieder anzuknüpfen. Aber nun beschränkte uns der Drang der Umstände auf die größeste und vorzüglich interessante Fabrikstadt und ihre nächsten Umgebungen.

Gleich bey dem Eintritt in das Bergische erklärt sich dem Reisenden der Name des Landes. Der Weg geht über Berge und Thäler, wie in unsern Harzgegenden, wiewohl in einem andern Charakter. Die Höhen öffnen zum Theil weitere Aussichten, und der Wechsel der frischen Wiesen, mit kleinen wohlgepflegten Gärten und den, je weiter man kommt, sich mehrenden Wohnungen der Fabrikarbeiter, bringt Mannichfaltigkeit in die Umgebung.

Die Natur hat allerdings viel für das Bergische Land, diesen glücklichen Theil Westphalens, gethan. Aber der Fleiß, anfangs hier, wie überall Erzeugniß der Noth, hat auch jeden Wink der Natur aufgefaßt

und recht eigentlich, was in ihr irgend verborgen lag, zu entdecken und zu benutzen gewußt. Im Schooße der mit großen Waldungen bedeckten Gebirge, liegen die reichhaltigsten Mineralien, Kupfer, Eisen, Bley, Steinkohlen. Wo das Land sich ebnet, ist der Boden für den Kornbau, für Obst- und Gemüsebau, wie für Viehzucht höchst ergiebig. So theilen die Bewohner ihre Thätigkeit zwischen Ackerbau und Fabrikarbeit. Glücklicher und gesunder leben unstreitig die, welche, zwar auch im Schweiße des Angesichts, aber doch unter Gottes schönem Himmel und in freyer Luft den Boden bauen, und den Segen der Arbeit ihrer Hände in stetem Wechsel aufblühen und reifen sehen, indeß ihre Brüder der Weberstuhl und die Wollbereitung einen Tag wie den andern, in enge Stuben oder in die drückende Luft großer Arbeitssäle bannt, wo ein ewiges Einerley sie umgiebt. Indeß sind alle schon zufrieden, wenn nur die Erndte Segen bringt, und der Handel der Hände Arbeit fördert und lohnt.

Dieß war indeß nicht immer der Fall. Es hat Zeiten gegeben, wo auch hier die schweren Jahre, durch welche Deutschland, während so vieler politischen Umwälzungen gegangen ist, sehr hart gedrückt und die Armuth oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. Denn bey der geringsten Stockung der Fabriken, welche in solchen Zeiten nicht ausbleiben konnten, wurden sogleich viele Hunderte brodtlos, und die Wohlthätigkeit blieb ihre einzige Zuflucht. Unter der Pfalzbayerschen Regierung

hatte man sich wohl befunden. Die französische Uebermacht erweckte bald bange Besorgnisse. Die Joachim-Muratsche Regierung war in dem Jahre unsers Dortseyns eben erst eingetreten, und man schwankte zwischen Fürchten und Hoffen. Sie war bekanntlich von kurzer Dauer. Daß ein großer Theil des Herzogthums, nach der großen Katastrophe im Jahr 1814, Preußen anheim gefallen ist, darf es gewiß nicht bereuen. Es erfreut sich einer vorzüglichen Fürsorge der Regierung *), und eines neuerwachten physischen und geistigen Lebens **).

Es

*) Eine sehr genaue statistische Uebersicht, des Kreises Elberfeld, welche das obige bestätigt, liefert die Beylage zum 16ten Stück der Allgem. Preußischen Staats-Zeitung vom Jahr 1823.

**) Das Herzogthum Berg ist seit ein Paar Jahrhunderten durch die mannichfaltigsten Regierungswechsel gegangen. Im Anfang des 17ten Jahrhunderts bildete es unter dem Herzog Johann III. jenen Staat, der Jülich, Cleve, Berg, die Grafschaft Mark und Ravensberg umfaßte. Nach langem Erbfolgestreit fielen Jülich und Berg an das Kurpfälzische (nachmalige Pfalzbayersche) Haus, und die Grafschaft Mark und Ravensberg an Brandenburg. Nach den Lüneviller Frieden (1801) und der Abtretung des linken Rheinufers, ging Jülich für Pfalzbayern verloren. Im J. 1806 ward auch das ganze übrige Herzogthum Berg gegen Ansbach von Bayern an Frankreich abgetreten, und am 15ten May 1806 Joachim Murat zum souverainen Großherzog von Berg ernannt, auch nach dem Tilsitter Frieden, die Grafschaft Mark und Teklenburg ꝛc.

Zu

Es war schon Abend als wir ankamen. Seit kurzem gab, eben nicht zur Freude vieler wohldenkenden Einwohner, die Düsseldorfsche Schauspielergesellschaft auch hier Vorstellungen. Eine ungleich angenehmere und lehrreichere Unterhaltung fanden wir an der Gasttafel. Ein sehr unterrichteter Kaufmann, Herr Platzhof, ein benachbarter sehr würdiger und kenntnißreicher Prediger, Herr Rohl, und der gefällige Factor einer hiesigen Fabrik, Herr Seidel, an den wir adressirt waren, bildeten einen angenehmen Kreis, und das Gespräch bereitete uns auf das eigne Anschauen des Orts und seiner Merkwürdigkeiten vor, das für den folgenden Morgen verabredet ward.

Elberfeldt, ein deutsches Saardam, vereinigt die mannichfaltigsten Zweige der Industrie. Unter diesen sind die Spitzen-, Leinwand-, Baumwollen-, Band-

---

zu dem Bergischen geschlagen. Als 1808 Murat König von Neapel ward, erklärte Napoleon seinen Neffen, den ältesten Sohn des Königs von Holland zum Großherzog, unter vormundschaftlicher Regierung. Doch ward 1810 ein Theil der Länder mit Frankreich vereinigt. Seit dem J. 1814 fiel der größte Theil des Herzogthums dem preußischen Staat zu und bildet hauptsächlich den Regierungsbezirk Düsseldorf. Welchen Einfluß so mancherley Wechsel der Regierungen und Regenten auf Land und Einwohner haben müsse, ist schwer zu berechnen. Aber sie sind ein merkwürdiger Beytrag zu der Geschichte unsrer Zeit. Möge die Vorsehung das itzt wieder glückliche und ruhige Land vor ähnlichen Erfahrungen bewahren!

und die — Zeuge aus Leinen- und Wollengarn liefernden — Siamoisenfabriken, wohl die bedeutendsten, da man nach den neuesten statistischen Angaben allein an 4200 Weberstühle zählte*). Die Morgenstunden wurden dem Besuch einiger Fabrikhäuser gewidmet. Ich muß auch hier die Beschreibung des Einzelnen, da wir ohnehin nur den allerkleinsten Theil sehen konnten, gewerbkundigen Reisenden überlassen. Uns gab besonders die unbeschreibliche Thätigkeit und Betriebsamkeit, zu welcher selbst die kleinsten Kinder, wär es auch nur zum Auflesen der Flocken, gewöhnt werden, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ein rechter Ameisenfleiß begegnete uns auf jedem Schritte. Man versicherte uns, daß Fünfjährige schon täglich einige Groschen verdienen könnten. Dabey war es doch schwer, sich des Gedankens zu erwehren, wie ganz unverhält-

---

*) Im Kreise Elberfeld, welcher nicht mehr als sechs Quadratmeilen umfaßt, bestehen diesen Augenblick — außer einer Alaunsiederey, einer Fabrik für Eisen- und Stahlwaaren, einer für chemische Präparate, — 83 für Baumwollenwaaren, 93 Färbereyen, 10 Baumpollspinnereyen, 71 Garnbleichen, 56 Linnen-, Garn-, Band- und Spitzenfabriken, 36 Seidenfabriken, 3 Wollentuch-, 3 Wollenband-, 2 Peitschen-, 2 Papier-, 3 Sammt-, 2 Hut- und 11 Messingfabriken; 4 Essigbrauereyen, 6 Lohgerbereyen, 2 Seifen-, 4 Vitriolsiedereyen, welche im Ganzen an 40,000 Menschen in und außerhalb dem Kreise beschäftigen. Jene 6 Quadratmeilen bewohnen, nach der letzten Zählung, 76,053 Menschen, von welchen allein auf die beyden Fabrikstädte Elberfeld und Barmen 44,026 kommen. — 42,000 Weberstühle in Steins geogr. Lexicon sind wohl ein Druckfehler?

nißmäßig der Gewinn der reichen Inhaber dieser gro-
ßen Arbeitshäuser, gegen den kärglichen Lohn derer sey,
auf welche die Last der Arbeit liegt. Man wird auch
zweifelhaft, ob es möglich sey, daß der Geist dieser von
Morgen bis in die Nacht arbeitenden Classe, die fast ganz
mit den Dreh- und Spinnmaschinen in eine Linie tritt,
bey dem immer wiederkehrenden Mechanismus noch
Kraft behalten könne, Ideen zu erzeugen und an innerer
Bildung fortzuschreiten. Doch dieser Gedanke drängt
sich bey den Fabrikarbeitern in allen Ländern auf, und
man kommt dabey in Versuchung, die unglaublichen
Fortschritte des Maschinenwesens, das so viele Men-
schenkräfte erspart, aber auch so vielen Menschenhän-
den das Brodt zu rauben scheint, für kein so großes
Uebel, wie es manchen erscheint, zu halten, wenn es
nur an andern Arten der Beschäftigungen, vor allen
der natürlichsten, dem Land- und Ackerbau nicht fehlte,
und so viel noch unbebauter Boden, der Tausende von
Menschen nähren könnte, urbar gemacht würde.

Uebrigens wird in Elberfelde auch der Geist der Kin-
der nicht ganz vernachlässigt. Möchten nur alle Inhaber
von Fabriken denken wie die Gebrüder Engels; errich-
teten sie nur wie diese neben ihren Fabrikhäusern noch
Schulhäuser, in welchen, besonders durch Lehrer, wie
wir in Hrn. Wilberg kennen lernten, für ihre Kinder
durch Unterricht gesorgt, und der Gewinnsucht solcher
Eltern, denen die Kinder nicht genug erwerben können,
gesteuert würde. Die preußische Regierung hat auch

von dieser Seite, durch Vermehrung und Verbesserung der Schulen und Schullehrer, schon sehr segenreich gewirkt.

Da bey aller Gelegenheit zum Brodterwerb, doch die Zahl der Armen, noch immer — wie an allen Fabrikorten, sobald Stockungen eintreten — sehr groß ist, so hat man es auch an Fürsorge für sie nicht fehlen lassen. Wir sahen hier zum ersten Mal eine wohlfeilnährende Suppenanstalt, ganz nach dem Plan des Grafen von Rumford, dessen Name unter den Wohlthätigsten unsrer Zeitgenossen auch nicht vergessen werden darf *). Man war in dem Technischen der Zubereitung, der Benutzung der Dampfröhren, durch welche das Gemüse mit großer Ersparung des Feuermaterials, und in weit kürzerer Zeit zubereitet wird, und in ähnlichen Vorrichtungen schon sehr weit gekommen, und die ärmere Classe war gegen die Wohlthat einer so gesunden und nährenden Kost nicht so undankbar, als in vielen Orten Deutschlands der Fall gewesen ist.

Unstreitig gewährt dem Fremden der Totaleindruck der Stadt, ihre Lage, ihre immer zunehmende Ausdehnung im Barmenthal, wodurch schon mehrere andere Orte, wie Gemark und Wupperfelde, als Glieder einer langen Kette mit ihr verbunden sind, besonders bey schö-

*) Ich machte im J. 1807 seine persönliche Bekanntschaft in Paris, und werde im 4ten Theil auf ihn zurückkommen.

ner Witterung, den reichsten Genuß. Wenn, wer vor 60 bis 80 Jahren diese Gegend bewohnt hat, wiederkehren und sehen könnte, was seitdem entstanden ist — wenn er den kleinen Wupperfluß, von seiner Quelle an durch alle diese reichen Anlagen und Besitzungen begleiten, und wahrnehmen könnte, wie das, was damals kaum zu werden und sich zu regen begonnen hatte, itzt hundert- und tausendfach vermehrt ist, — er würde sich spät von seinem Erstaunen erholen können. Wir machten in den Nachmittags- und Abendstunden, in der Begleitung der neuen uns bald sehr werth gewordenen Bekannten, den trefflichen Weg von Elberfeld bis Wupperfeld. Ein schmales Thal wird von einem höchst mahlerischem Landgebirge umgränzt. Die Wupper, mehr einem breiten, klaren und raschen Bache ähnlich, durchströmt es. Sie ist die eigentliche Mutter und Nährerin dieser ganzen Gegend. Hier die Fluren und Wiesen bewässernd, dort große und kleine Mühlräder treibend, die Maschinenwerke belebend, dann in kleinere Arme verbreitet über die Bleichen rieselnd, verliert sie sich zuletzt in dem großen vaterländischen Rheinstrom. Man könnte sie einem vielfach segenreichen Menschenleben vergleichen, das, auch verronnen, überall Spuren zurückläßt, bis es endlich das Meer der Ewigkeit aufnimmt.

Wohin das Auge sich wendet, erblickt es mehrere Stunden lang, zwar geschmackvoll doch ohne Künsteley erbaute, Wohlstand im Innern versprechende, meistentheils massive Häuser. Zwischen diesen liegen Gärten

Bleichplätze, Oekonomiegebäude, bunt aber nicht grell angestrichene Gartenhäuser, alles reinlich gehalten, zierlich doch einfach. Man wird oft an Holland erinnert. Elberfeld selbst ist mehr stadtmäßig aber unregelmäßig gebaut. Von der Höhe des Harmoniegebäudes übersieht man nur einen Theil, da die Berge, durch welche sich hierhin und dorthin die Straßen ziehen, die Ansichten hemmen. Das angränzende Gemark möchte man eher mit einem englischen Park vergleichen. Fast am lieblichsten wird das Thal bey Wupperfelde. Die ganz unbeschreiblich reiche Landschaft übersieht man, zumal in der Abendbeleuchtung, am schönsten, von einem hohen zwischen beyden Orten gelegenen Belvedere.

Von unsern Begleitern, den Herrn Platzhof und Rohl, zu denen sich auch der ehrwürdige schon sehr bejahrte lutherische Prediger Rauschenbusch *), und sein durch mehrere geistvolle Schriften bekannter Sohn, der in der Nähe Prediger war, gesellt hatten, war auf dem langen Wege, den nur die einbrechende Dunkelheit endigte, viel zu hören und zu lernen.

Zunächst fiel das Gespräch auf so manche merkwürdige religiöse Bewegungen und Erscheinungen alter

---

*) Itzt Prediger zu Altena, Verfasser der Auserlesenen biblischen Historien und des „Handbuchs bey dem Gebrauch jenes Schulbuchs“ (bis itzt 2 Theile, 1820 und 1822.) Dieß möchte ich, wegen der geistvollen Behandlung, und vieler neuen Ansichten der so oft gemißhandelten biblischen Geschichte, jedem Prediger und Schullehrer empfehlen.

und neuer Zeit, in dem Herzogthum Berg und der Umgegend. Die Bemerkung ist nicht neu, daß gewisse Arten der Beschäftigungen und Gewerbe, namentlich auch sitzende Lebensarten, wie die der Schuster, der Weber und ähnlicher Fabrikarbeiter, jener Beschaulichkeit, die sich in religiösen Speculationen und Phantasieen verliert, sehr leicht Nahrung geben. Kein Wunder denn, daß gerade in einem Lande, wo diese Lebensweisen vorherrschend sind, wo überdieß die Gelegenheit zum Verdienst, Menschen aus allen Ländern, und Mitglieder der verschiedensten Kirchengemeinschaften herbeyzog und an einander schloß, sich auch das innere religiöse Leben oft ganz eigenthümlich, und zum Theil höchst wunderbar gestaltete. Man zeigte uns von fern das Städtchen Ronsdorf. Im J. 1730 stand hier ein einziges Haus. Ein überaus thätiger, gescheuter und arbeitsamer, aber durch Lesung vieler fanatischer Schriften, von der Idee des herannahenden tausendjährigen Reichs, bis zur höchsten Schwärmerey ergriffener Mann, Elias Eller, anfangs Bandfabrikant in Elberfeld, wirkte durch die Kraft und, wie es oft geht, gerade durch manchen Unsinn in seinen apokalyptisch-prophetischen Reden auf eine Menge Menschen so gewaltig, daß, da er ein neues Jerusalem, in welchem nichts Unreines wohnen sollte anzulegen versprach, an dreyßig reiche Kaufleute und Menschen von allen Gattungen sich anschlossen, dort ansiedelten, lange Zeit als neue Propheten ihr Wesen trieben, eine Kirche erbauten, Begünstigun-

gen und Freyheiten von der Regierung erhielten, und den Stifter dieser Secte, so wie dessen junge Frau, die erwünschte Nachfolgerin einer älteren, beynah vergötterten. Wenn späterhin die Obrigkeit jenem Unwesen, welches D. Jung in seinem Theobald*) mit den grellsten — doch, wie er heilig versichert — in keinem Stück übertriebenen Farben und Zügen, geschildert hat, ein Ende machte, so ist doch die Wirkung dieses verirrten religiösen Enthusiasmus, in der Gründung und dem Bestehen eines neuen Fabrikortes, dessen erster Bürgermeister Eller war, geblieben. Statt eines Bauerhofs stehen itzt 310 Häuser da, worin Seiden-, Band-, Leinwand- und Eisenfabriken blühen, und über zweytausend Einwohner leben.

Neben solchen und ähnlichen Verirrungen, ist der ernste religiöse Sinn um so achtungswürdiger, welcher sich in den Bergischen und Märkischen Ländern länger als in manchen andern Gegenden erhalten, und, auch bey der größten Verschiedenheit der theoretischen Ansichten der Lehre, auf die so verschieden organisirten Menschen gleich wohlthätig gewirkt hat. — Wie sehr die Erhaltung und Nährung desselben das Verdienst vieler sehr würdigen Prediger dieser Gegend ist,

---

*) Theobald oder die Schwärmer, eine wahre Geschichte von Heinrich Stilling. Frankf. und Leipzig 1783. 2 Theile. Der Verfasser verschweigt die Namen der Hauptpersonen. Diese, so wie das Nähere über diese Ronsdorfer Secte findet man in der Beyl. Nr. XI.

bestätigte die Unterhaltung mit unsren eben genannten wackern Begleitern. Wie wohl befindet man sich doch in der Gesellschaft echt religiöser Menschen, so lange keines Meinung die Meinung des Andern beherrschen, aber auch eben so wenig aus falscher Gefälligkeit oder schüchterner Zurückhaltung, die eigene Ueberzeugung verbergen oder verschleyern will.

Nur der späte Abend konnte unser Gespräch trennen. Auch manche wehmüthige Erinnerung hatte es geweckt. Der ältere Rauschenbusch, welcher seitdem im J. 1812 seine Laufbahn vollendet hat, war ein vertrauter akademischer Freund meines einzigen mir zu früh entrissenen Bruders, in welchem ich selbst mit dem Bruder auch den ersten und treuesten meiner Freunde verloren hatte. Wir gedachten seiner, wie man der Gerechten gedenkt, die zum Frieden gekommen sind. Auch hier noch ein Mal öffentlich dieses durchaus redlichen, mit seiner Zeit vorsichtig aber unermüdet fortschreitenden Mannes, und treuen Hirten seiner Gemeinde zu gedenken und seine Asche zu segnen, ist mir Bedürfniß und Religion des Herzens. Die ihn gekannt, werden mir zeugen, daß mein Urtheil keine Parteylichkeit leitete *).

*) David Gottlieb Niemeyer, Oberprediger zu Glaucha, an eben der Kirche, an welcher einst unser Aeltervater, A. H. Francke stand, und sein großes Werk begann; Verfasser der Bibliothek für Prediger und mehrerer andern Schriften. Er war 1745 geb. und starb 1788.

Von Elberfeld nach Hagen.

Der Pfarrer von Elsey.

Sobald man das romantische Wupperthal verlassen hat, so steigt die Straße allmählig höher und höher, und man gewinnt dadurch noch einen herrlichen Rückblick auf die gesegnete Landschaft. Dann erweitert sich der Weg. Bey der steten Abwechslung möchte man ihn lieber verlängern als verkürzen. Von allen Seiten ist reges Leben; bald Reihen von Fabrikhäusern, dann wieder schöne Naturpartieen; bald ein lautes, Arbeit und Betriebsamkeit verkündendes Geräusch von Eisenhämmern, Mühlen und Weberstühlen, ab- und zufahrenden Wagen und Karren mit rohen oder fertigen Producten des Erwerbfleißes; bald wieder eine wohlthuende Stille. Man versäume nicht, bey Göbelsberg den Weg zu Fuß zu machen. Zu meiner Freude traf ich hier den sehr würdigen und noch itzt thätig fortwirkenden Geistlichen, Hrn. Hasenclever, und genoß in seiner Begleitung, und von ihm über die Einzelnheiten der Umgebung, die Höhen, die Thäler, die Ruinen alter Bergschlösser noch mehr belehrt, alles doppelt. In der nächsten preußischen, zwar kleinen, aber durch Garnbleichen und Manufakturen wohlhabenden Stadt Schwelm, konnten wir nicht verweilen, fanden aber wieder in dem Rector Hrn. Keßler einen freundlichen Begleiter nach Hagen wo wir Mittags eintrafen. Da ich von ihm erfuhr, daß Elsey nur einige Stunden entfernt, und der Patriarch der

Umgegend, der wackere Pfarrer Möller von einer tödtlichen Krankheit genesen sey, so war der Plan den Nachmittag dazu anzuwenden, bald mit ihm verabredet und ausgeführt.

Der Fahrweg von Hagen nach Elsey, zieht sich über Anhöhen und Berge durch die zur Grafschaft Mark gehörende kleine Grafschaft Limburg. Das gräfliche Schloß auf der Höhe eines Felsengebirges beherrscht die ganze Gegend. Ihm gegenüber liegen die Alabasterbrüche, und der in engem Bette dahinrauschende Lennefluß treibt die Sägemühlen, welche die rauhen Marmorblöcke zur ferneren mannichfachen Bearbeitung durchschneiden. Von hier führt die Straße auf die kleine aber durch eine unglaubliche Betriebsamkeit belebte Stadt Altena. Reisende können nicht genug rühmen, wie überraschend es sey, wenn man über rauhe, waldige Gebirge, durch einen schmalen Hohlweg angelangt, dann kaum einige Schritte in der Felsenschlucht weiter gekommen, auf einmal die zwischen die Berge wie eingeklemmte Stadt erblickt. Wir, von der Zeit bedrängt, sahen bloß die auf der Höhe eines Felsens gelegene Burg, — in dem Mittelalter die Wohnung der Edelsten Westphalens, und das Stammhaus der nachmaligen Herzöge von Cleve, welche sich in späteren Zeiten mit den ersten Häusern Europas durch Heirathen verschwägerten. „In vorigen Zeiten — schrieb der treffliche Möller, den wir zu besuchen im Begriff waren — war diese Burg der Mittelpunct der ganzen

Gegend. Itzt stellt sie dem Auge Trümmern dar, an denen fast keine Spur ehemaliger Herrlichkeit sichtbar ist — Mauern die den Einsturz drohen oder schon Schutt sind. Und ihre Bestimmung? — Zum allgemeinen Landesgefängniß muß sie dienen, zur Aufbewahrung des Abschaums der menschlichen Gesellschaft. Einst durfte in den geweihten Kreis des dortigen Burgfriedens kein Verbrecher treten. Itzt bringt man sie da aus allen vier Gegenden der Grafschaft Mark zusammen. Einst saßen in jenen Zimmern und Thürmen, nur in ritterlichen Fehden gefangene Grafen, Bischöfe, Ritter und Knappen, bis sie der Friede oder das Lösegeld befreyte; itzt Mörder, Räuber und Diebe. In dem Saale, wo einst die alten Grafen und Herzöge mit ihren Edlen über Sachen, die Ritterehre betreffend, Hof hielten und entschieden, entscheidet itzt der Criminalrichter den Prozeß. In den Gemächern, wo die Gräfinnen und Herzoginnen mit ihren Fräulein am Rahmen Stickereyen verfertigten, oder goldene und silberne Kleider für den muntern turnierenden Ritter bereiteten, um sie als Kampfpreise auszutheilen, klirren und rasseln itzt Handschellen, Ketten und Geschmeide von ganz anderm Metall, Gewicht und Arbeit; spinnen itzt Kinder vorgelegten Flachs und Diebe Wolle. Wo einst die Thaten der Vergangenheit und Gegenwart der Inhalt des Gesprächs war, wo vielleicht in den Hallen die Gesänge der Liebe und Ritterehre erschallten, erzählen einander itzt Banditen ihre Abscheulichkeiten und schaam-

lose Bösewichter ihre verübten Gräuel. So stellt die itzige Bestimmung der Burg Altena, ein rührendes demüthigendes Bild des Wechsels der Dinge und aller menschlichen Herrlichkeit auf."

Bey unserm Eintritt in das mit seinen greisen Bewohnern veraltete Pfarrhaus, fanden wir das kleine Wohnzimmer leer. Auf dem Tisch vor dem großen Armstuhl lagen viele Bücher und Papiere umher. Aufgeschlagen lag das Juniusstück des Journals die Zeiten von Voß, worin von 1806 die Bittschrift der Städte- und Landbewohner der Grafschaft Mark abgedruckt war, welche sie im May dieses Jahrs dem Könige von Preußen, als Befürchtungen einer Abtretung entstanden waren, überreicht hatten. Es war eine der letzten Arbeiten aus Möllers Feder *). Dem Herausgeber des Journals hatte sie, man begriff nicht warum, üble Laune gemacht, und er hatte sie mit einer bittern Kritik begleitet.

Dagegen hatte Möller gerade durch diese wahrhaft patriotische Vorstellung in den Augen der Markaner, seine vieljährigen, sowohl amtlichen als literarischen Verdienste und seine Theilnahme an dem westphälischen Anzeiger gekrönt, und je mehr eben damals die Gemüther gespannt waren, desto öfter war überall von dem Manne die Rede, der selbst lieber im Verborgenen wirken, als sich gerühmt wissen wollte.

*) Man findet sie in der Beylage Nr. XII.

Wir hatten kaum mit Unwillen jene Kritik geendigt, als Möller selbst, von unsrer Ankunft unterrichtet, in das Zimmer trat, und uns mit jener weichen Rührung empfing der — wie man es an gemüthlichen Alten gewohnt ist — anfangs die Worte fehlen. Sein von Natur starker nerviger Körper, war von einer schweren Krankheit so angegriffen, daß man kaum glauben konnte, daß er das sechzigste Jahr noch nicht erreicht habe. Die Vergangenheit stieg vor seinem Geiste auf. Ich hatte in den Jahren 1768 und 69, ob wohl er als der Aeltere in einer höhern Classe saß, doch einen Theil der Schulzeit mit ihm verlebt; hernach waren wir uns zwar fremd geworden, aber doch nicht unbekannt geblieben. Am Rande des Grabes, dem der sichtbar leidende Mann nahe schien, wie es ihn denn auch im folgenden Jahre aufnahm, hatte er nicht erwartet, mit einem seiner frühesten Zeitgenossen, die Tage, die nicht wiederkehren, noch ein Mal in der Erinnerung zu durchleben. Und was war nicht sonst zu besprechen, über Kirche, Staat und Wissenschaften. Denn in seiner klösterlichen Abgeschiedenheit war ihm keine Erscheinung der Zeit fremd geblieben, und jeder Laut und Ton der Zeit, hatte an den immer gespannten Saiten seines Geistes und Herzens angeklungen. So war es demnach ein steter Wechsel der Gefühle, die ihn bewegten, und sich uns mittheilten. Wenn er von dem kleinen glücklichen Limburger-Ländchen redete, von seiner herrlichen Natur, und wie frey es sey von allem bürgerlichen Druck, in welchem Wohlstand die

Bewohner, wie viel sittliche und religiöse Cultur bey ihm zu finden sey, wie viel sie selbst vor ihren nächsten Nachbaren darin voraus hätten, so ergriff ihn und uns nur um so schmerzlicher der Gedanke, einer möglichen Umwälzung der Dinge, vor der er zitterte. Am liebsten kam er doch immer auf seinen alten Vater zurück, der ihm als das Ideal seines Handelns und Denkens vorschwebte. Dieser Vater gehörte einst, nach dem allgemeinen Zeugniß, unter die ausgezeichnetsten und verdienstvollsten Prediger der Gegend. Länger als ein halbes Jahrhundert hatte er bey der Gemeinde gestanden, seinen Geist mit den besten Werken alter und neuer Zeit fortdauernd genährt, noch in seinem 80sten Jahr gepredigt und unterrichtet, übrigens ganz in dem Sohne, der bald nach seiner Rückkehr von der Universität, kaum 24 Jahr alt, sein Gehülfe werden mußte, gelebt.

Diese Anhänglichkeit der Eltern an Kinder, und der Wunsch, sich nie von ihnen zu trennen, wäre wohl an sich nicht zu tadeln, wenn sie nur nicht so leicht vergäßen, daß auch für diese eine Zeit der Selbstständigkeit kommen muß, und daß es nicht wohl gethan ist, die Sphäre des Geburtshauses für immer der Entwickelung des jugendlichen Geistes angemessen zu halten. Das stets wachende Auge des Vaters, die nicht ruhende oft bängliche Sorge der Mutter für den Mündiggewordenen wie einst für den Unmündigen, muß der beste der Söhne drückend empfinden, und er wird entweder sich die Freyheit erzwingen, oder das Opfer seiner Kind-

lichkeit werden. Nach dem, was uns Unparteyische über die Verhältnisse dieser Familie sagten, konnte man doch nicht ohne Bedauern daran denken, daß ein so trefflicher, für einen weiteren, oder doch eigenen freyeren Wirkungskreis so sehr geschickte Mann, fast die ganze, selbst die schönste Zeit des Lebens, in diesem kleinen Hause, auf ein einziges enges Zimmer beschränkt, zubringen, und — wenn auch nicht bestimmt gehindert, doch nur durch die Umstände dahin gebracht — den reinsten Genüssen der Freude des Gatten und Vaters, die Elternliebe nicht allein ersetzen kann, ganz entsagen, und zuletzt noch den Schmerz erleben mußte, die geistigen Kräfte des Hochgeliebten, noch ehe der Tod ihn abrief, gänzlich sinken zu sehen.

Wenn Möller in dieser Lage dennoch ward was er geworden ist, und wie man ihn aus seinen Schriften und vielen nach seinem Tode gesammelten Aufsätzen kennen lernt *), so muß man zwar die Energie seines Gei-

stes

*) Sie erschienen durch des verdienten Mallinkrodts Veranstaltung, unter dem Titel: Der Pfarrer von Elsey. Das Interessanteste aus dem Nachlasse J. F. Möllers. 1. u. 2. Bd. Dortm. 1810. Es ist eine Auswahl der Aufsätze, welche der Verf. von Zeit zu Zeit in periodische Schriften einrücken ließ, sämmtlich gediegen, voll Geist und mannichfaltiger Kenntnisse. Möchte diese Anführung etwas dazu beytragen, daß die Schrift nicht das Schicksal so vieler andern trefflichen hätte, zu früh vergessen zu werden. Möllers Leben, und was er sonst — besonders für vaterländische Geschichte — geschrieben, ist auch darin zu finden.

stes bewundern, zugleich aber ist er ein Beweis mehr, was Pietät, was Liebe zur Wissenschaft und reines Interesse an ihr vermag, um auch die größten Schwierigkeiten und Beschränkungen zu überwinden. Ein Leben unter steter Vormundschaft, ein stetes Hinblicken bey jeder eignen Bewegung auf des strengen Vaters Mienen, die Entbehrung vieler Bequemlichkeiten, weil der Vater das Beyspiel gab, dieß konnte indeß unmöglich ohne allen Eindruck bleiben; es mußte Furchen zurücklassen, und auf die Länge eine hypochondrische Stimmung erzeugen. Wohin hätte dieß führen können, hätte nicht eben jenes Leben in der Wissenschaft Ersatz gewährt? Bey der steten Erweiterung seiner Kenntnisse durch Lesen und Forschen, bey der öftern Mittheilung des Erworbenen an die Zeitgenossen durch Schrift und Rede, in welcher die gediegene Prosa oft nahe an das Poetische streift, bey dem Austausch der Ideen mit Freunden durch Briefwechsel, fühlte er sich auch in den einsamsten Stunden nie allein. Daneben war er so empfänglich für das Große und Schöne in der Natur, für die ein feiner zarter Sinn sich durch die reizenden Umgebungen seiner Heimath früh in ihm entwickelt hatte. „Man mußte — sagt einer seiner Biographen — mit ihm einer schönen mahlerischen Aussicht in der freyen Natur genossen haben. Dann erweiterte sich sein Blick. Wonne glänzte in seinen Augen und mit sanfter rührender Beredtsamkeit entwickelte er die einzelnen Schönheiten, knüpfte dann auch gern einzelne Merkwürdigkeiten der vaterländi-

schen Vergangenheit an. Denn Liebe zu dem Lande dem er zunächst angehörte, erfüllte seine ganze Seele, und wo er irgend etwas für die Geschichte desselben, selbst für die physischen Eigenthümlichkeiten entdecken konnte, blieb es nicht unbenutzt.“

Vor allen aber erhielt seinen Geist das Bewußtseyn freudig, in großem Segen in seiner Gemeinde zu wirken, an die er selbst einen bedeutenden Theil seines Vermögens wohlthuend verwendete.

Wie er über die Religion gedacht, wie viel ihm reines Christenthum, wie sehr aber auch Gewissensfreyheit als eine heilige Sache der Menschheit gegolten, davon zeugen alle seine Schriften, und wenn er nichts als den Aufsatz „Was wird aus der Religion werden,“ geschrieben hätte, so wäre daraus allein schon sein Sinn unverkennbar. Ich kann, da nur Wenige meiner Leser die Sammlung seines Nachlasses selbst besitzen möchten, mich nicht enthalten, die herrlichen Worte über diesen Gegenstand in einer der Beylagen auch ihnen mitzutheilen *). Sie sind gerade dem itzigen Zeitbedürfniß recht eigentlich angemessen. Ist es doch als hätte Möller, als er sie im J. 1798 niederschrieb, geahnet, was wir zwanzig Jahre später erleben würden. Schwerlich hätte er aus manchen Erscheinungen unsrer Tage, und dem schnellen Wechsel zweyer Extreme, so sanguinische Hoffnungen, wie viele unsrer Zeitgenossen, geschöpft.

*) S. Beylage Nr. XIII.

Je anziehender die — im Gespräch immer von neuen Seiten hervortretende — Unterhaltung, mit einem Manne von so seltener Bildung war, desto leichter ließen wir uns bewegen, die Nacht unter dem friedlichen Dach des Pfarrhauses zuzubringen. Wir versuchten anfangs einen Spaziergang; aber es war October, und die herbstliche Gebirgsluft athmete kalt, und trieb uns früher in das Haus, ja selbst an den warmen Heerd zurück, auf dem schon die Flamme loderte, an welcher unsre Abendmahlzeit zugerichtet werden sollte. Wer in Niedersachsen und Westphalen bekannt ist, weiß, daß in vielen Landhäusern der Hausflur vor dem Wohnzimmer zugleich zur Küche, auch häufig den Bewohnern zum Aufenthalt dient. Auf dem Boden vor dem Kamin brennt das Feuer. Vom Rauchfange herab hangen an längeren und kürzeren Haken die Kessel und eisernen Gefäße, in denen man die Speisen kocht, und sie mit der kalten Hand — so nennt man das Instrument — bald höher bald tiefer hängt. In einiger Entfernung von dem Feuer liegt auf dem Bock der bewegliche Spieß, an welchem der Braten zubereitet wird. Da saßen wir nach patriarchalischer Sitte, nebst einigen Freunden des Hauses im Kreise umher, und dem Gespräch gebrach so wenig der Stoff als der Flamme die Nahrung. Auch hatte für uns Fremdlinge die ungewohnte Sitte, und daß man allmählig entstehen sah, was nach einer Stunde den Abendtisch fast zu reichlich bedecken sollte, den Reiz der Neuheit. Wir glaubten

am Kamine des Vicars von Wakefield zu sitzen. Erinnerte doch unser ehrwürdiger Wirth in so manchen Zügen an den redlichen Primrose; — bey gleicher Einfachheit der Sitten, derselbe klare Verstand, dasselbe volle Herz. Hatte die Wohnung und das veraltete Hausgeräth, in der die Pietät gegen die Eltern, denen es so lange genügt hatte, auch nicht das geringste mehr ändern wollte, den Eindruck der Beschränktheit des Vermögens auf uns gemacht, so kündigte sich in der Bewirthung desto mehr Wohlhabenheit und Ueberfluß an. Der älteste Rheinwein ward freudig entsiegelt. Die heißesten Wünsche für das bedrohte Vaterland begleitete der Gläserklang. Lange, versicherte man uns, sey Möller nicht so heiter gewesen, und Herr Conrector Holthaus aus Schwelm, der gerade gegenwärtig war, hat es eben darum der Mühe werth geachtet, in der dem Nachlaß vorgedruckten Biographie dieses Tages zu gedenken.

Wenn wir zuletzt in später Abendstunde auf Wiedersehen anstießen, und uns am nächsten Morgen mit dieser Hoffnung trennten, so konnte freylich nur an ein Jenseit gedacht werden. Denn sichtbar sank die schwache Hülle dieses edlen Geistes, und keiner hätte geglaubt, daß er erst nach einem Jahre das Ziel erreichen, noch viel lesen und arbeiten, noch so manches schöne Blatt zu Tage fördern würde.

Sein Freund, Professor Benzenberg hat ihn folgende Grabschrift gesetzt:

Hier ruht
Johann Friedrich Möller.

Auf den Gebirgen des Süderlandes nährte sich sein Geist an vaterländischer Geschichte.
Unter dem Strohdach des Wiedenhofs las er die großen Todten der Vorwelt.
Das Leben der Menschen spiegelte sich in seinem Geiste.
Lehrer und Freund war er seiner Gemeinde.
Er zeigte ihnen den Weg des Lebens mit heiligem Ernst.
Den Fall dessen, was Jahrhunderte mühevoll gebaut hatten, sah sein thränendes Auge.
Seine Seele war voll Trauer wie die Seele Ossians.
Sein Leib fiel in den Staub vor Jammer.
Aber sein Andenken lebt herrlich in dem Munde seiner Freunde.
Ihre Gespräche ehren den Todten.
Wenn die Nebel über die Haide ziehen, wenn die Winde brausen über den Wald;
Wenn die Flamme auf dem Heerde brennt, und die Nacht lange währt, ehe der Morgen graut,
Dann gedenken sie des Todten und genießen die Lust der Thränen.

Von Hagen über Bodelschwing nach Münster.

Aus Tagebüchern und Briefen, mit Nachträgen und Zusätzen.

Vom 10—12. October.

Ueber Herdeke und Dortmund sind wir wieder auf dem alten Rittersitz Bodelschwing angekommen, um mit unsern jungen Begleitern die Rückreise anzutreten. Kaum haben wir erwartet, daß, bey dem immer lauter werdenden Kriegsgeschrey, die Eltern geneigt seyn würden, ihre Söhne von sich zu entfernen. Ihre Sicherheit beruhigt uns, und erleichtert den Entschluß, noch ein Paar Tage hier zu verweilen.

In dem gastfreyen Hause fehlte es auch nicht an neuen und erneuerten Bekanntschaften. Aus Essen kam der — itzt wieder in Münster so wohlthätig für das Schulwesen wirkende, mir schon in seinen akademischen Jahren so werth gewordne — Oberconsistorialrath Natorp herüber. Ein langes Gespräch, über Kirchen- und Predigerwesen in diesen Gegenden, überzeugte mich noch mehr von dem großen Ernst, womit ein nicht geringer Theil der Geistlichen das Amt betrachtet und führt. Ausnahmen von solchen, die lieber Oekonomen und Kornhändler sind, als an Fortbildung denken, giebt es hier wie überall. Aber sie entbehren denn auch aller Achtung. Schwer dürfte es seyn, in so kurzer Zeit in mancher größeren Provinz, so viel

unterrichtete und ihren Beruf stets im Auge behaltende Männer dieses Standes kennen zu lernen. Gewiß hat die Classen- und Synodaleinrichtung an jener Fortbildung nicht geringen Antheil.

Den 13. October.

Um schlimmeren Wegen auszuweichen, wählten wir den Weg über Hamm und Münster. Schlimm genug waren sie dennoch. Hinter dem kleinen Städtchen Lühnen begegnete uns eine Escadron Brüsewitzer Dragoner. Auch Bekannte fanden sich darunter, namentlich der Feldprediger Hr. Milarch. Bestimmte Nachrichten über die Lage der Dinge wußte keiner zu geben; nur das glaubten alle zu wissen, daß unser Heer unüberwindlich sey, und in einem Monat kein Franzose mehr diesseits des Rheins zu finden seyn werde. In dem Hause unsres Freundes, Hrn. v. Erdmannsdorf in Hamm, wo wir Abends eintrafen, fanden wir schon einen Kreis uns erwartender alter und neuer Bekannten versammelt. Wie viel hatten wir zu erzählen; wie viel zu hören von den frohen Hoffnungen; wie viel anzustoßen auf den fast ersehnten Krieg, und dann — auf den ewigen Frieden!

Den 14. October! Am Tage der Schlacht bey Jena und Auerstädt.

Wir sind wieder in Münster. Herr Präsident von Vincke empfing uns mit der Nachricht: „der Krieg sey erklärt und begonnen. Franken werde der nächste Schauplatz seyn; hier sey das Lecocsche Corps

aufgebrochen und im Cleviſchen eingerückt.“ In Eſſen hatte man die Caſſen in Beſchlag genommen. Während des Abendeſſens kam ſchon der erſte Geldtransport im Schloßhofe an.

Einen Tag zu verweilen, konnten wir ſowohl unſerm edlen Wirth und Freunde, als uns ſelbſt nicht verſagen. Wir ſahen noch ein Mal manche der dortigen ehrenwerthen Männer — Möller, Offelsmeyer, Schmedding, den Prof. Sprickmann und den geiſtvollen Domdechanten von Spiegel — von denen Mehrere bald nach der traurigen Kataſtrophe zerſtreut wurden, itzt aber nach der glücklichen Wendung der Dinge zum Theil wieder in Münſter vereinigt ſind *).

---

*) Als das Münſterſche von Preußen abgeriſſen ward, bekamen Mehrere, die ſich als treue Patrioten bewährt hatten und ſehr unglücklich fühlten, den Ruf in die Preußiſchen Staaten. Herr Präſident v. Vincke legte ſeine Stelle nieder. Nach der Räumung der Preußiſchen Staaten von den Franzoſen ward er aber als Regierungspräſident in Potsdam, dann als Oberpräſident in Münſter angeſtellt. Herr Conſiſt. Rath Offelsmeyer ward Feldprobſt. Herr Reg. Rath Schmedding trat zu Berlin für die katholiſchen Angelegenheiten in das geiſtliche Miniſterium. Dahin ging auch Herr Sprickmann als Regierungsrath und Profeſſor. Herr Conſiſt. Rath Möller ging als Profeſſor der Theologie nach Breslau, iſt aber ſeitdem wieder in das Conſiſtorium zu Münſter getreten, wohin auch Hr. Oberconſiſtorialrath Natorp, der einige Jahr in Potsdam als Schulrath ſtand, zurückkehrte.

Auch traf es sich, daß gerade die Commission, welche jährlich die katholischen Landschullehrer unter dem Vorsitz des vormaligen Ministers von Fürstenberg prüft, versammelt war. Die Prüfung selbst leitete der um das katholische Schulwesen — wie selbst bittre Gegner anerkennen — einst sehr verdiente Consist. Rath Overberg*) nebst einigen Klostergeistlichen. Da immer nur zehn zugleich zugelassen wurden, so harrten die übrigen an der Thür des Prüfungszimmers. Der Ausdruck der Besorgniß und Bangigkeit, die man ja wohl selbst an Geübten gewahr wird, erweckte in der That bey diesen — wie man uns sagte — Schwächsten von Allen, Theilnahme und Bedauern. Auch hatten manche von ihnen ganz das Ansehen, als ob sie doch wohl hinter dem Pfluge brauchbarer als in der Schule geworden seyn möchten. Die Forderungen der Münsterschen Schulordnung selbst waren sehr streng. Was ich indeß von der Prüfung zu hören Gelegenheit hatte, bewies, daß man viel davon nachlassen mußte. Das Eigenthümliche war, daß der Aufgerufene, statt selbst zu antworten, sich an seinen Nebenmann wendete und diesen katechisirte. Das Meiste schien Gedächtnißsache; Fragen und Antworten meist sehr dürftig, wenn nicht zuweilen Overberg eingriff.

---

*) Auch namentlich durch seine „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht der Schullehrer," welche noch immer unter den katholischen Schriften dieser Art eine der ersten Stellen verdient.

Ich habe den Minister Fürstenberg genannt. Dieser war auch mein Hauptaugenmerk bey dieser Prüfung. Ich erneuerte in dem fast 80jährigen Greise eine frühere Bekanntschaft. Sein geistvolles Gesicht hätte ich unter Tausenden wieder erkannt, ob wohl dreyßig Jahre verflossen waren, seit ich ihn zum ersten Mal sah, als er im J. 1785 Halle besuchte.

Auch hier des Plans dieser Beobachtungen eingedenk, bedeutende Zeitgenossen aus der Vergangenheit ins Andenken zurückzurufen, unterbreche ich die Erzählung unsrer ferneren Reise durch einen Rückblick auf jenen von mehr als einer Seite merkwürdigen Besuch. Er führte drey solcher Zeitgenossen in meine Vaterstadt, die lebend und noch nach ihrem Tode ein gar mannichfaltiges Interesse erweckt haben. — Denn in Fürstenbergs Gesellschaft war auch die Fürstin Gallizin und der Philosoph Hemsterhuis.

Friedrich Wilhelm Franz Freyherr von Fürstenberg, stammte aus einem der ältesten Geschlechter Westphalens, aus welchen für viele Domstifter Mitglieder und Fürstbischöfe hervorgegangen waren. Studien und Reisen hatten seinen Geist gebildet. Als Domcapitular von Münster, hatte er sich während des siebenjährigen Krieges noch mehr und vielseitiger entwickelt. Der letzte Kurfürst von Cölln und Fürstbischof von Münster, Maximilian Friedrich, ernannte ihn zum Minister des durch Krieg und Schulden ganz erschöpften münsterschen Landes. Dadurch

wurde er gewissermaßen der Regent desselben. Auch war kein Zweig der Verwaltung, der nicht durch seine eben so weisen als rastlosen Bemühungen aufgeblüht wäre. Was er während der siebzehn Jahre dieser Verwaltung geleistet und wie durch ihn das Hochstift so vielen andern katholischen geistlichen Ländern vorangeschritten ist, in einem vollständigen Gemählde darzustellen, ist eine würdige Aufgabe für seinen Biographen, den er noch nicht, wie er es verdient, gefunden, obwohl sein edler Zeitgenoß, Herr von Dohm, ganz zum Urtheil über ihn geeignet, auch hier trefflich vorgearbeitet hat*). Eine Hauptangelegenheit waren ihm die Schulen, deren tiefen Verfall und verjährte Mißbräuche er kannte, und unparteyisch genug war zu fühlen, wie weit sie den protestantischen nachstünden. Die von ihm und unter der Mitwirkung seines Rathes Sprickmann vollendete Schulordnung, wurde daher auch von Protestanten als ein Meisterstück anerkannt, und wenn man in späterer Zeit auch darin manches für das Bedürfniß der Gegenwart abgeändert oder hinzugethan hat, so sind doch die Grundideen geblieben.

Niemand hatte, als im J. 1780 dem Kurfürsten ein Coadjutor gegeben werden sollte, so gerechte Ansprüche an diese höhere Würde als Fürstenberg. Auch war Preußen für ihn gestimmt. Als dennoch

*) S. die Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beyträge zur Geschichte von 1778 — 1806; von C. W. v. Dohm. 1. B. S. 295.

Oestreichs Einfluß siegte und der Erzherzog Maximilian gewählt ward, dem er zuletzt selbst seine Stimme gab, legte er die Ministerstelle nieder, und behielt sich bloß, auch von dem Erzherzog und nachmaligen Kurfürsten sehr hoch geachtet, die Oberaufsicht über die Schulen vor, die er auch unter allen nachmaligen Wechseln mit unermüdetem Eifer verwaltet hat.

Eine enge Geistesverwandtschaft bestand schon lange Zeit zwischen ihm und der Fürstin Gallizin. Eine Tochter des preußischen Generals, Grafen von Schmettau, hatte sie anfangs am Hofe des Prinzen Ferdinand gelebt. In Aachen, wohin sie die Prinzessin begleitet hatte, lernte sie der russische Gesandte im Haag, Fürst Gallizin kennen. Da ihr Gemahl häufig abwesend und auf Reisen war, lebte sie in Münster ganz für die Erziehung ihrer Kinder. Ihr Haus war der Sammelplatz der geistreichsten Männer. F. H. Jacobi, dessen ich oben gedacht, übergab ihr selbst seinen Sohn, den itzigen Geheimderath G. Jacobi zu Düsseldorf, der hernach mit Stollberg die Reise durch Italien machte. Auch der originelle Hamann aus Königsberg, hielt sich geraume Zeit bey ihr auf, und starb, eben abzureisen im Begriff, in ihrem Hause. In ihrem Garten fand er sein Grab, und sie setzte unter andern auf sein Denkmal die Worte: Judaeis Scandalum, Graecis Stultitia.

Sie selbst lebte bis ins J. 1806, und starb zu Angelmodde nah bey Münster, wo sie mehrere Jahre

hindurch im Sommer mit ihren Kindern in der Einsamkeit und in frommen Uebungen lebte. Der geistliche Rath Overberg war der Zeuge ihrer letzten Stunden*).

Franz Hemsterhuis gehörte ebenfalls diesem Kreise an, so eigenthümlich auch die Richtung seines Geistes war. Von seinem Vater, dem großen holländischen Philologen Tiberius, hatte er eine classische Bildung erhalten; doch zog ihn die Neigung stets mehr zu dem Geist als zu dem Buchstaben der alten Schriftsteller, besonders aber zu der platonischen Schule hin. Der zarte Sinn für das Wahre und das Schöne, der aus seinen Schriften spricht, die originelle Ansicht, die sich keiner Partey unbedingt anschließt, keine unfreundlich zurückstößt, die Verbindung des Tiefsinns mit Eleganz und Kunstgeschmack — dieß alles gesellte ihn im Umgange den liebenswürdigsten Weltweisen zu, und — möchte man sagen — drückte sich selbst in seinem zart gebauten Körper aus. Die vaterländische Sprache scheint ihm, als er schrieb, für die Feinheit seiner Ideen und seines Geschmacks nicht genügt zu haben; seine Schriften sind aber in der französischen Sprache auch von Seiten des Styls classisch. Die Fürstin Gallizin, die er im Haag wo er lebte, kennen gelernt und ihr seine Philosophie vorgetragen hatte, ist eben die Diotima, welcher er unter dem Namen Diocles, seine Schrift über den

*) Man vergl. Beylage Nr. XIV.

Atheismus zueignete *). Er ist 1790 im Haag, siebzig Jahr alt, gestorben.

Es war im J. 1785 als der Minister Fürstenberg in dieser Gesellschaft eine Reise auch in unsre Gegenden machte, wohl hauptsächlich um das protestantische Schulwesen näher kennen zu lernen, da die Verbesserung des katholischen damals seine ganze Seele erfüllte. Auch die Fürstin theilte dieß Interesse, so wie die Ueberzeugung, daß das Studium der Mathematik, als die wichtigste Grundlage aller höheren Menschenbildung, oder, wie es in der Verordnung über die Studien der Ordensgeistlichen ausgedrückt ist „als der kürzeste, leichteste und sicherste Weg zu betrachten sey, um zu einem feinen Gefühl des Wahren und zu einem ruhigen Denken zu gelangen. In Halle besuchten sie das Pädagogium und baten, da eben die Schulstunden geendigt waren, um die Veranstaltung einer mathematischen Lection, um die Lehrart kennen zu lernen. Als einer der Schüler den pythagoreischen Lehrsatz mit vieler Fertigkeit bewiesen hatten, so begleitete die Fürstin den Ausdruck ihrer Zufriedenheit mit einigen Fragen über einige andere Methoden der Beweisführung. Da diese selbst dem Leh-

*) Lettre de Diocles a Diotime sur l'atheisme 1785. Die sämmtlichen Schriften sind unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis 1792 und abermals 1809 erschienen. Eine deutsche Uebersetzung: Leipzig, 3 Thle. 1782 und 1797.

rer fremd waren, so trat sie an die Tafel und führte sie mit großer Klarheit und Sicherheit. Man vergaß das Ungewöhnliche der Erscheinung, eine Prinzessin, die Kreide in der Hand, an der Schultafel zu sehen, und hing nur desto aufmerksamer an ihren Lippen.

Eben so neu war uns, was wir von der Erziehungsweise der Fürstin sahen. Ihr Sohn und ihre Tochter, beyde damals etwa 11 — 12 Jahr alt, trugen höchst einfache Gewänder, das Haar schlicht, die Füße unbekleidet, das Gesicht von der Luft und Sonne gebräunt, das Auge offen und hell, das Gespräch verständig ohne Affectation. Die Mutter glaubte ihre Kinder dem Jahrhundert worin sie lebten entfremden zu müssen, um ihnen Gewohnheiten und Grundsätze ganz andrer Zeiten einzupflanzen, und sie auf diese Weise geschickt zu machen, einst mit Nachdruck die ersten Schritte zu einer Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes der Menschheit zu thun. An Plutarchs Biographieen und Parallelen war ihr Geist gereift. Uebrigens lebten sie — wie Jacobi, der dieß alles genau kannte, versichert *), in einem strengen Zwange, der wie sie hoffte, die eigene Neigung erzeugen sollte. Da sie Rousseaus Ideen damals vorzüglich befolgte, so wurde ein besonderer Werth auf körperliche Uebungen und Abhärtungen gelegt. So sollten sie erstarken, um jede Gefahr desto

*) In F. H. Jacobis Werke 4. Bd. 3te Abth. S. 22.

muthiger bestehen zu können. So sicher die Kinder mathematische Aufgaben gelößt hatten, eben so sicher sah man sie den Saalstrom beherrschen. Wir gingen an das Ufer. Hoch erfreute sie die Gewandtheit unsrer Halloren, die bekanntlich von Kindheit an zu den geschicktesten und kühnsten Schwimmern gebildet werden. Auf den Wink der Mutter warfen sie — die Prinzessin wie der Prinz, — im Bewußtseyn es mit ihnen aufnehmen zu können, das leichte Oberkleid von sich, klimmten mit Leichtigkeit an dem Balken einer Zugbrücke hinan, stürzten sich von der Höhe in die Fluth, schwammen den Fluß, wie einheimisch in diesem Element, hinauf und hinab, und wurden als sie ans Land kamen, von den Meistern der Kunst in ihrer Sprache mit einem lauten: Gut geschwomme! Gut geschwomme! empfangen *).

Einige Gelehrte waren zur Mittagstafel geladen. Unser Philosoph J. A. Eberhard, fand besonders mit Hemsterhuis vielfache Berührung, durch die Ideenverwandtschaft sowohl über das Wesen des Moralischen als des Aesthetischen, ja selbst durch die Vorliebe Beyder für die französische Sprache. Es war ein wahrhaft sokratisch-platonisches Symposion, bey dem ja auch der Geist einer — durch Religion und Sittlichkeit ver-

*) Der Sohn der Fürstin lebt als Missionar in Amerika. Die Tochter ist an den Fürsten von Salm in Düsseldorf vermählt.

veredelten Aspasia nicht vermißt wurde. „Sie war, sagt Göthe, — der gewiß nicht, wie etwa der Graf von Stolberg, von ihrem Katholicismus befangen war — eins der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, und die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung, so wie im Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen. Darum sprach ihr Rousseau in seiner Erziehungsweise so sehr an.“

Philosophie, Mathematik, Pädagogik, alles kam zur Sprache. In dem Minister Fürstenberg hörte man, so gehalten und gemäßigt alles war was er sprach, doch den Mann von großen Geistesfähigkeiten, verbunden mit dem reinsten Interesse an allem was das Heil und die Fortschritte der Menschheit betraf. Dabey war er ohne alle drückende Formen, einfach und schlicht, wie es dem wahren Weisen geziemt. —

So weit von dem Besuch in Halle.

Bey meinem Aufenthalt in Münster im Jahr 1806 war von dieser Reisegesellschaft nur der einzige Fürstenberg noch übrig. Was hatte in dieser Zeit der Greis nicht erlebt und erfahren! Wie natürlich, wie menschlich war es, daß ihm die Tage seines Alters, schon wegen der Entbehrung der nächsten ihm befreundeten Seelen, nicht gefallen konnten, daß die Säcularisation des Hochstifts ihm großen Kummer, die neuen Verfügungen, wie sehr man auch seiner großen Verdienste eingedenk

blieb, ihn immer besorgter für die Zukunft machten. Allerdings hatte auch eine so veränderte Welt auf ihn, der Geistlicher, Staatsmann, Gelehrter und einst so nah daran war, einen Fürstenthron zu besteigen, einen gewaltigen Eindruck gemacht. „Aber er war — so urtheilt Göthe auch von ihm — wie seine Freundin Gallizin, früh zu dem Gefühl gekommen, daß die Welt uns wenig oder nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehn, daß man in einem immer beschränkteren Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt seyn müsse.“ — Hiezu schien ihnen nun die katholische Religion die meisten Hülfsmittel anzubieten, und so hatte sich schon frühzeitig jene Familia sacra gebildet, unter welcher man in Münster — bald mit Achtung, bald mit Spott, wie nun eben die Stimmung eines Jeden war — gewöhnlich Fürstenberg, die Fürstin, die Gebrüder Droste, den Rath Overberg und späterhin den zu ihren Glauben übergetretenen Grafen Leopold von Stolberg zu begreifen pflegte.

Letzterer war zwar in Münster bey meiner zweyten Durchreise anwesend; ich sah ihn auch, dem Anschein nach gebückt und trübe, vorübergehn. Kein Wunder! Nachdem er das einzige Heil in der katholischen Kirche zu finden geglaubt, und eben darum auch in dem einst so echtkatholischen Münsterlande seinen Aufenthalt gewählt hatte, so mußte es ihm natürlich schmerzlich fallen, demselben so unerwartet den Glanz der Heiligkeit entrissen und die Regierung in

unheiligen protestantischen Händen zu sehen. Mein Besuch hätte ihn schwerlich erfreuen können. Denn ob es wohl eine Zeit gab, wo wir uns, als er dänischer Gesandter in Berlin, und die heitre Poesie seines Lebens noch nicht durch ganz andre Gefühle verdrängt war, öfter in dem Spaldingschen Zirkel zusammenfanden, so wußte ich doch von sehr Unparteyischen, die nach dieser Zeit in dem gräflichen Hause gelebt hatten, wie sehr ihm alles, was sich an die liberale theologische Denkart des ehrwürdigen Spalding auch nur von fern anschloß, als verderbliche Aufklärung und Neologie, zuwider, ja selbst verhaßter als die entschiedenste Freydenkerey geworden war. So ersparte ich wohl — mehr noch ihm als mir, — ein unangenehmes Wiedersehn, nach einer bey ihm eingetretenen so unerwarteten und gänzlichen Umstimmung.

Zwar — so ganz unerwartet war sie wohl eigentlich nicht zu nennen. Wer von Kindheit an in einem streng abgeschloßnen dogmatischen Religionssystem erzogen, wer daneben — wie vielseitig er auch sonst gebildet seyn mag — mit den gelehrten Forschungen der heil. Schrift und der Kritik ihrer Geschichte nicht fortgegangen ist, wem das Alterthum gewisser Meinungen und Vorstellungsarten für das Siegel der Wahrheit gilt, wer daneben die Religion mehr mit der Phantasie des Dichters als der Ruhe des besonnenen Denkers aufgefaßt hat, bey dem ist es kaum befremdend, wenn ihm der leiseste Zweifel an dem, was

seine ersten frommen Gefühle weckte, anstößig ist, und wenn er sich, um davor bewahrt zu bleiben, in den Schooß einer Kirche flüchtet, in der theils alles positiv und unfehlbar ist, theils gerade die Phantasie so reiche Nahrung findet. Ein unbedingter Glaube an symbolische Schriften und kirchliche Lehrbestimmungen — den selbst manche unsrer protestantischen Zeitgenossen itzt wieder erzwingen möchten — ist schon halber Katholicismus, und hätten sich die Reformatoren, wie schwer es ihnen auch werden mochte, davon nicht losgemacht, wir hätten noch keine gegen Glaubenszwang protestirende evangelische Kirche.

In meinem Gespräch mit dem Minister Fürstenberg, blieb alles in dem Kreise des Pädagogischen und des Didaktischen. Er sah recht wohl die Schwierigkeit ein, aus vernachlässigten Bauerknaben tüchtige Volks- und Jugendlehrer zu bilden, und entschuldigte es damit, wenn sie auch bey der dießmaligen Prüfung nur wenig leisteten. Uebrigens herrschte in seinem ganzen Wesen Milde und Ruhe. Auch verbarg er die Sehnsucht nicht, bald an das Ziel zu kommen.

Daß übrigens diese sogenannte Familia sacra den neuen Einrichtungen des Schulwesens nicht günstig seyn, auch wohl manches Bessere aufhalten mochte, war begreiflich, und die Billigdenkenden, die nicht in jedem Widerspruch bösen Willen sehn, fanden es zwar beschwerlich aber natürlich. Nichts legt dem, der Besseres durchführen soll, mehr Zwang an, als gerade der

Widerspruch gegen vormaliges anerkanntes Verdienst, und die Nothwendigkeit, vor der Wichtigkeit der Sache jede Persönlichkeit verschwinden zu lassen, aber eben dadurch oft wehe thun zu müssen.

Itzt sind fast alle Glieder jenes Kreises von der Erde verschwunden, und den bittern Urtheilen derer entrückt, welche sich Stolbergs Abfall nur aus der Schlangenlist seiner Umgebung erklären zu können gemeint haben, die aus einem Freyen einen Unfreyen gemacht haben soll. Nach meinem Gefühl und meiner Ueberzeugung, daß für unsre auf den Fels der Lehre Christi gegründete Kirche, keine Gefahr zu fürchten ist, legen sie ein viel zu hohes Gewicht auf den Katholicismus, — ich weiß nicht ob eines Dichters oder eines Grafen, der von jeher in seinen religiösen Ansichten mehr katholisch als protestantisch war. Wer Verschiedenheit der Meinungen über übersinnliche Gegenstände nicht ertragen kann, kaum geduldet wissen will, — wie dieß wohl längst schon bey Stolberg der Fall seyn mochte, — der ist nie zu der wahren Freyheit des Geistes gelangt.

Uebrigens, meine ich, man solle Grundsätze, die man für gefährlich hält, mit Gründen bestreiten, und sich namentlich allen Anmaßungen des Papismus und Katholicismus kräftig widersetzen, übrigens aber das Urtheil über Motive und Gesinnungen der Personen dem überlassen, dem sie allein dafür verantwortlich sind.

Von Münster nach Minden.

Den 15—17. October.

Es war doch keine Ruhe mehr in der Entfernung von der Heimath. Wie gern hätten wir in mehreren Städten, über welche der Rückweg führte, verweilt, wie sie es durch Lage, Anstalten, Gewerbsfleiß oder alte Freunde werth gewesen wären. In Bielefeld, Herford und der Saline Neuwerk, ließ der Pferdewechsel nur eben zu, einige der Letzteren für Augenblicke zu begrüßen. Ein vormaliger in Halle thätiger Lehrer, Herr Superintendent Scherr in Bielefeld, hatte zwar erfreuliche Nachrichten von einem errungenen Siege mitzutheilen. Aber es fehlte ihnen doch der officielle Stempel.

In einer Mondnacht, hell wie der Tag, hielten wir durch die Porta Westphalica unsern Einzug in das Gebiet, das noch im achten Jahrhundert zu Wittekinds Besitzungen gehörte. Wie man Minden näher kommt, öffnet sich eine lange Reihe hoher Gebirge. Sie bilden sich wie zu einem ungeheuren Thor, welches das obere und untere Westphalen scheidet. Hier — so will es nicht nur die Sage, sondern so wird es durch den Augenschein klar — fand in grauer Vorzeit, die über alle Geschichten hinausreicht, die gewaltige Meeresfluth, welche damals den Boden bedeckte, einen Ausweg, durchbrach die einst ungetrennt gewesenen Felsenmassen, und es wühlte sich der Weserstrom das Bette,

in dem er itzt langsam dahin rollt, bis er sich in die Nordsee ergießt. Wie ewige Säulen stehen die Felsen, den Eingang bewachend, an beyden Seiten. Nicht eine Spur menschlicher Arbeit ist daran zu bemerken. Die Gleichförmigkeit der Schichten, die sichtbar durch Anstoß des Wassers bewirkte Abspülungen der Felsen, beweisen unwidersprechlich, daß es der gewaltsame Druck der Fluthen war, wodurch diese hohe Pforte gebildet ward *). Die täuschenden Gebilde,

*) In Pahls Herda oder Erzählungen aus der deutschen Vorzeit 1. Bd. S. 155., findet sich folgende Ansicht dieses Phänomens. „Nur durch eine gewaltige Bewegung war dieser Bruch durch den Berg möglich, welche die ganze Gestalt der Umgebung ändern mußte. Offenbar bedeckte das Meer dieses ganze Land diesseits und jenseits der Berge. Der Beweis davon liegt in den zahlreichen Seeproducten, den Muscheln und den versteinerten Fischen, die man in den Bergen, Hügeln und Steinbrüchen findet. In dem Verhältnisse, in dem das Meer sich zurück zog, mußten die Berge die Scheidungslinie zwischen dem Meere und den der Weser zuströmenden Flüssen bilden; während der Ebbe und Fluth mußte sich das Meer gegen den Abhang der Berge erheben und senken, die Gewässer der Flüsse aber spülten auf ihre entgegengesetzte Seite, und dieser ihr Anstoß verursachte an der Weser, die senkrechten Abstürze, die wir noch daselbst bemerken. Aber nachdem sich der Ocean gänzlich zurück gezogen hatte, konnte diese natürliche Vormauer nicht mehr lange bestehen. Da sie auf der einen Seite, von den Fluthen des Meers, die ihr zur Stütze dienten, nicht mehr gehalten, und von der andern durch die Gewässer der Flüsse gedrückt war; so mußte sie auf der niedrigsten Seite, und wo der Stoß die größte Hef-

welche der freundlich leuchtende Gefährte der Nacht vor dem Reisenden vorüber führte, erhöhte den Genuß des schauerlich romantischen Anblicks. Von der Wittekindsburg, welche einst auf einer der Höhen die Gegend beherrscht haben soll, ist auch die letzte Trümmer verschwunden.

Es war Mitternacht, als wir die Stadt erreichten. Unter glücklichen Täuschungen erwachten wir. Denn was man am Morgen sah und hörte, verkündigte Heil und Sieg. Ich eilte zu Freunden und Bekannten. Ein — jedoch weit älterer — Schulgefährte, der Prediger Rischmüller, lebte noch. Viele andre, die Herren Reuter, Beckhaus, Frederking, sammelten sich in seiner Wohnung, so wie am Abend in dem gastlichen Hause unsres Verwandten, itzt Merseburgschen Regierungsraths, Herrn von Madai. Aus Hartum traf unser vormaliger Hausgenosse und Freund Kotmeyer (itzt in Bremen), aus Petershagen der Consist. Rath Bröckelmann ein. Alle wollten uns festhalten. Denn — meinten sie — alles stehe ja gut. In einem Monat müsse es geendigt seyn. Des Mittags ging an der Gasttafel der Jubel nicht aus. Das volle Herz machte sich Luft in fröhlichen Gesängen. „Bey Saalfeld sey zwar der Prinz Ludwig

---

tigkeit hatte, brechen: und so öffnete sich die Weser ihren Weg in das Meer.“ Noch ausführlicher behandelt den Gegenstand S. C. Wagner in den Urkunden und Ländermerkwürdigkeiten. Berlin 1803. 1. Th. S. 170.

Ferdinand im zu gewagten Kampf gefallen, aber es sey tapfer und siegreich gefochten, die französische Kriegscasse erobert, der Feind auf der Flucht. Die Druckereyen beeilten sich, auf Flugblättern alle diese frohen Botschaften zu verkündigen. So meinten wir denn herrlichen Festen entgegen zu reisen, vielleicht schon die ersten zu versäumen.

Und doch war gerade dieser 17te October der Tag, wo der Feind in Halle einzog, wo man in den Straßen focht, plünderte, Angst und Schrecken alle Häuser erfüllte, und unser eignes von französischen Generalen, einige Tage später von Hieronymus Bonaparte in Besitz genommen ward.

Wohl wurden uns durch diese scheinbar glückliche Unwissenheit schwere Tage und Stunden erspart, und nichts hätte die Anwesenheit geändert oder erleichtert. Aber es hat doch selbst etwas schmerzliches, außer Stande gewesen zu seyn, die Leiden und Beängstigungen der Freunde zu theilen, und selbst Erfahrungen entbehrt zu haben, die, wenn sie vorüber sind, oft eine für künftige Zeiten stärkende Kraft haben können.

Bückeburg.

Am 18. October.

Der Schleyer ist gefallen, die Täuschung verschwunden. Wir kennen das Schicksal unsres Heers, unsres Königs, unsres unglücklichen Vaterlandes.

Wir verließen Minden am frühen Morgen mit der Absicht, den Tag in Bückeburg zuzubringen. Dahin waren wir von dem Feldmarschall von Wallmoden-Gimborn geladen, welchem während der Minderjährigkeit des künftigen Regenten, die Verwaltung der Grafschaft Lippe-Schaumburg übertragen ward. Ein Neffe der Gräfin, ein junger Baron von Lichtenstein, war in Halle unter meiner Aufsicht. Sie selbst gehörte zu den ausgezeichneten Frauen an Geist und Gemüth. Mit Mutterliebe hing sie überdieß an dem Sohne des Bruders. Da dieser mehr für Musik und Theater lebte, war jener fast ganz ihrer Pflege anheim gefallen. Der Graf, früherhin Großbritannischer Gesandter in Wien, hatte eine seltne wissenschaftliche Bildung; namentlich Kenntniß und Sinn für Natur und Kunst. In Hannover besaß er eine reiche Naturalien- und Antikensammlung. Wir durften auf einen genußreichen Tag rechnen.

Ich war durch Erzählungen halb einheimisch in dem Vaterlande meiner Väter. (S. 3.) Woran hätte überdieß nicht Bückeburg alles erinnern können! Das Schloß, in dem wir den Tag verleben sollten — es

war ja einst der Wohnsitz des denkwürdigen Grafen Wilhelm von der Lippe — eines der originellsten Regenten seiner Zeit; des warmen Mäcens aller Männer von Talent, wie Thomas Abt und Herder, nur zu großen Geistes für das kleine Land *). In diesen Gemächern, hatte der klare reine Geist seiner Gemahlin, der Gräfin Marie, „das Rechte in allen Formen und Gestalten erkennend und sich nur am Reinen und Unschuldigen freuend **),“ wie ein Engel des Himmels dem Gemahl zur Seite gestanden. — Auch so manche alte akademische Bekannte hätte ich hier gefunden, und mich einer längeren Unterhaltung mit dem — nicht für die Grafschaft allein — so wohlthätig wirkenden Faust erfreuen können. Unter solchen Erwartungen eilten wir auch nach Bückeburg.

---

*) M. s. Th. Schmalz Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Hannover 1783, und Th. Abts Schriften und Briefe. Er regierte von 1748 bis 1777. Mit ihm starb die Linie aus, und ging in die Linie Alverdissen über.

**) Worte Herders in dem Gebet an ihrem Grabe, das man im 1sten Theil seiner Werke unter den christlichen Reden findet. In Herders Leben machen die Briefe dieser vortrefflichen Frau einen der allerinteressantesten Abschnitte aus. Man wird oft zweifelhaft, ob man sie nicht über die Antworten stellen soll. Hier, möcht ich sagen, hat man mehr als in dem echten und unechten Meister, das wahre Bild einer schönen Seele. Es beweiset an einem Beyspiel aus der Wirklichkeit, wie viel gerade in einem frommen Gemüth die Klarheit werth ist.

Der Weg ist durch die Kunststraße, — in dem preußischen Antheil, das Verdienst des Ministers von Stein, — einer der bequemsten und angenehmsten, verschönert durch die stete Abwechslung und die lachende Cultur des Landes. Ein heitrer Himmel erheiterte auch unsre Seele: Unsre jüngeren Begleiter freuten sich schon, eroberte Adler zu sehen und auf die Siegsfeste, die wir feyern würden. Noch ein Mal genossen wir auf der Mindner Brücke der ganzen Herrlichkeit der Porta Westphalica und der Landschaft umher, im schönsten Morgenlichte. In wenigen Stunden kamen wir auf dem Schloßhofe an. Man wartete unsrer bey dem Frühstück. Aber es war zwar das gütige, doch nicht das freudige Willkommen, das uns empfing. Der Graf, einen Brief in der Hand, sah ernst und düster. Die Gräfin trat uns wehmüthig entgegen. „Wie haben wir uns Ihres Besuchs gefreut — aber in welcher Stunde müssen Sie hier ankommen! Was haben uns diese Briefe gebracht! Es ist alles, alles verloren, die Armee zertrümmert, Ihr König auf der Flucht — die Königin — man weiß nicht wo — vielleicht gefangen! Wenn die Hälfte wahr ist, was man uns meldet, so ist es schrecklich, furchtbar schrecklich!“

„Und woher lauten diese Nachrichten?“ — fragten wir bestürzt.

Bey Weimar, bey Jena war die Schlacht.

„Und von Halle — wissen Sie etwas von Halle? Verbergen Sie es nicht.“

„Nichts bestimmtes — aber bey solcher Nähe des Kriegsschauplatzes läßt sich alles fürchten. Sie dürfen nicht säumen, — keine Stunde verlieren, um es, eh Sie vielleicht mitten unter die Feinde gerathen, zu erreichen.“

Da gedachten wir an das furchtbare Arretez! wie es Herr van der Leyen in Crefeld ausgesprochen hatte. Hätten wir früher diese Nachrichten empfangen, sie hätten uns weniger überrascht. Denn oft war uns bang zu Muthe, wenn wir sahen wie schon Einige der Muthigsten zu zagen anfingen. Aber so unmittelbar von der freudigsten Hoffnung zur Hoffnungslosigkeit überzugehen — ich habe keine Worte für die Gefühle in dieser Schreckensstunde.

Man setzte sich — während ohne Verzug die Postpferde bestellt wurden — in den Kreis. Er erweiterte sich bald. Dumpfe Gerüchte waren vorangegangen — man wollte das Gewisse erfahren. Man las, und las wieder, ob irgend eine lichte Stelle in den Briefen zu finden sey. Man verglich sie mit den Zeitungsartikeln; vermuthete, combinirte. Der Gedanke, daß manches im ersten Schreck geschrieben, wohl übertrieben seyn könne, wollte zuweilen zur Hoffnung werden. Aber der sachkundige kältere Feldmarschall schüttelte das greise Haupt und schwieg.

Nach einer Stunde saßen wir wieder in unserm Reisewagen. Es waren noch dreyßig Meilen zurückzulegen.

Von Bückeburg über Hannover nach Braunschweig.

Den 19. October.

Wir durften hoffen, bey der Organisationscommission, welche sich, seit die hannöverschen Länder Preußen aufgedrungen waren, unter der obersten Leitung des Ministers, Grafen von Schulenburg-Kehnert, in Hannover aufhielt, die sichersten Nachrichten zu finden, zumal ein Hallenser, der Director des Postamts Geheimderath von Madeweis, zu den Mitgliedern gehörte. Ohne uns daher unterwegs aufzuhalten, — wozu unter andern Umständen die schönen Anlagen in dem berühmten Badeort Nenndorf wohl hätten versuchen können, — erreichten wir noch am Abend die Stadt, und eilten sogleich zu dem alten Freunde *).

Traurig genug lauteten auch hier die Berichte, doch gab man nicht alles verloren und meinte, manches was wir gehört sey Folge des ersten Schreckens. Man athmete wenigstens etwas auf, wie in der Abendkühle eines drückenden Gewittertages. Auch lag schon in dem Gemeinsamen aller Gefühle etwas erleichterndes. Wie die Freude erhöht wird durch die Mittheilung, so mindert sich ja auch durch sie der Schmerz.

---

*) Im 4ten Theil werde ich dieses Freundes öfter gedenken, da er das Schicksal der Deportation nach Frankreich mit mir theilte.

Die Nachtreise ward abgerathen. Mit der Frühe des Sonntagmorgens brachen wir auf. Auf der Station Burgdorf war preußisches Militair, das ebenfalls bessere Kunde haben wollte. Auf der nächsten in Peina, wußte man wenigstens, daß bis Braunschweig alles ruhig und sicher sey. Dieß bestätigten auch die Aussagen einzelner Reisenden denen wir begegneten. Ein braver Kaufsmannsdiener, mit dem wir schon in Burgdorf zusammentrafen, bey einer rauhen Außenseite voll Theilnahme und Dienst-eifer, escortirte uns wohlberitten und wohlbewaff-net. Wir fuhren sehr schnell und kamen mit dem An-bruch des Abends in Braunschweig im Gasthofe zum Prinzen Wilhelm an. „Man sey da am besten aufgehoben — versicherte der Begleiter — und über-dieß führe der Wirth meinen Namen.“ Dieser zufällige Umstand verschaffte uns wenigstens, bey der Ueberfül-lung aller Gasthöfe, noch endlich die Aufnahme, zumal der Bremer versicherte, daß er sich wiederholt dafür bey uns verbürgt habe. Ach! es ward hier nur zu gewiß, daß die noch vor acht Tagen für unüber-windlich gehaltene Armee, fast aufgelößt und auf der Flucht sey. Alle Tische waren mit preußischen Officie-ren von allen Waffen und militairischen Beamten über-füllt. Jeder an den man sich wandte, wußte Schlim-mes zu erzählen, oder verstummte vor Ingrimm. „Halle sey eingenommen; Halberstadt von Feinden besetzt und rein ausgeplündert; die Straßen

seyen mit Siegern und Besiegten bedeckt. Jede Stunde könne ein französisches Corps vor den Thoren der Stadt seyn."

Niemand schien bey dem allen ruhiger als der gefällige Wirth. Doch hätte ich viel um ein völliges Incognito gegeben! Denn unglücklicher Weise mußte ihm ein Theil meiner früheren Schriften abhanden gekommen seyn, und höchst willkommen erschien ihm nun der Namensverwandte. Ich weiß nicht, womit ich nicht gern seine Bibliothek bereichert hätte, hätte er nur eine Gelegenheit weiter zu kommen, oder wenigstens in diesem Augenblick mir, und besonders meiner tief gebeugten Frau, ein stilles Plätzchen verschaffen können, um, aus dem wüsten Gewühl der Wirthsstube gerettet, uns unserm Schmerz zu überlassen. Das stand aber bey dem besten Willen, den er bezeugte, nicht in seiner Macht.

Ich setzte meine Hoffnung auf den Beystand des Geheimderath Hennebergs, eines der erfahrensten und einflußreichsten Beamten der Braunschweigischen Lande, welcher im vorzüglichen Grade das Vertrauen des regierenden Herzogs genoß. Er war bey dem Minister Wolfrath. Man gab mir indeß die preußische Kriegserklärung zu lesen, die erst, nachdem der Schlag geschehen war, ankam. Spät kam Hennenberg zurück. Nichts von Trost und nur der Rath zunächst ruhig hier zu bleiben. „Der Herzog sey bey Auerstädt tödtlich verwundet und in dem jammervoll-

vollsten Zustand. Man führe ihn langsam auf einem Tragbette herbey, sey aber in höchster Besorgniß für seine Sicherheit. Diese werde er selbst in seiner Residenz nicht finden.“

Mit solchen Nachrichten kehrte ich in später Nacht zu meiner Reisegesellschaft zurück, die indessen dürftig untergebracht war. Ich sollte trösten und besonders die mir anvertrauten jungen Westphalen, die gern auf der Stelle umgekehrt wären, beruhigen. Aber woher sollte der Rathlose Trost nehmen?

An eigne Gefahr ward am wenigsten gedacht — desto mehr an die Abwesenden, Kinder, Freunde und an das Amt. Wenn auch den schlimmsten Erzählungen von dem Schicksale der Vaterstadt, von Mißhandlungen der Bürger, von Plünderung und Feuer in den Frankischen Stiftungen widersprochen wurde, und bey der Unsicherheit der Sagen in solcher Verwirrung viel abzurechnen war, so blieb doch das höchst drückende Gefühl, gerade in so hochwichtigen Zeiten nicht auf seinem Posten gewesen, und fortdauernd außer Stande zu seyn, die zu unterstützen, welche die Geschäfte übernommen hatten. Soll sich gleich niemand in der Welt für unentbehrlich halten, so ist es doch in kritischen Momenten etwas werth, wenn Viele für einen Mann stehen. Oft wollte daher die Reue eintreten, und von allen den schönen Genüssen der letzten Monate, schien nur ein bitterer Nachgeschmack zurück zu bleiben.

Fünf sorgenvolle Tage und Nächte haben wir in Braunschweig, da weder Post noch andere Gelegenheit zu finden war, verweilen müssen. Zum Tage verlängerte sich die Stunde, zu Wochen der Tag, und die Nacht schien oft nicht enden zu wollen, da man von jedem Morgen hoffte, daß er Hülfe bringen würde. Selbst in die Freude über den festen Schlaf meiner Gesellschafter, wollte sich zuweilen fast der Neid mischen.

Uebrigens würde, wer ganz ruhig hätte bleiben können, den reichsten Stoff zu Beobachtungen gefunden haben. Aber wer konnte es bleiben? War je ein Volk mehr zum Kampfe gereizt? War je ein Volk in einem so gerechten Kampfe unglücklicher? Diese Schmach empfand nicht bloß das preußische, sondern jedes deutsche Herz. Wäre sie nicht so glorreich gerächt, so möchte — und dürfte ich auch schwerlich die Erinnerung an diese Tage erneuern.

Das erste was wir am nächsten Morgen nach unsrer Ankunft in Braunschweig sahen, war das bunte Gewühl des Militairs in allen Uniformen — fast alle ohne Waffen, ohne Pferde, ohne Gepäck. Man stellte sie in den Straßen, oder auf dem Aegidienmarkte reihenweise auf, und sonderte das Gleiche zum Gleichen. Mit jeder Stunde mehrte sich die Zahl. Fürstensöhne, Heerführer, Ober- und Unterofficiere, kamen bey Nacht und Nebel, zu Fuß, oder auf dem elendesten Fuhrwerk an. Nur bey der Flucht der französischen Heere aus Rußland, und nach

der großen Völkerschlacht bey Leipzig, sah man wieder etwas ähnliches. Die Lage des geschlagenen Heers war auch von vielen Seiten eine der Traurigsten. Ueberall umgangen, ward es abgeschnitten von seiner Heimath, und Sammelplätze für den Fall eines schlimmen Ausgangs anzuweisen hatte man vergessen. Dazu kam die Unkenntniß des Landes für die Fliehenden, das endlose Gepäck, das man doch endlich im Stich lassen mußte, die lange Dunkelheit der Herbstnächte. „Den Kundigen — sagt ein Augenzeuge — konnte daneben der Gedanke nicht entgehen, daß die Fliehenden einen weiten Bogen zu ihrer Sicherung beschreiben mußten, während ihre Verfolger auf der kürzeren Sehne fortschritten *)."

Bald erfuhr ich auch, Blücher sey angekommen. Man erinnert sich aus dem Obigen (S. 58), wie er, am 13ten September, am Abend vor seinem Aufbruch zur Armee, mir sagte: Geb' unser Herr Gott, daß wir uns fröhlich wiedersehen! — Als ich itzt bey ihm eintrat, war sein Empfang: So sehen wir uns wieder **)! — Was er in großer Bewegung, doch wie ein Mann, der an einer guten Sache

*) M. s. die Berichte eines Augenzeugen S. 214. und (Manso) Geschichte des Preuß. Staats 2. B. S. 168.

**) Desto freudiger sahen wir ihn in späteren Jahren wieder! Im October d. J. 1813 war sein letztes Hauptquartier vor der Leipziger Schlacht in meinem Hause. Am 15ten Mittag, als er vom Tisch aufstand, wo der ganze Stab und viele Fremde versammelt waren, da nahm er ernst und feyerlich das Glas, trank auf das Wohl von

nicht verzagt, hinzusetzte, werde hier verschwiegen. Es ist natürlich und menschlich, daß, wer das Aeußerste gethan hat, durch Fehler die man verhüten konnte, und durch die alles verloren geht, doppelt empört wird. Doch sprach er mit Wärme von dem Muth des Königs und der Tapferkeit der Soldaten, namentlich des Fußvolks.

Außer ihm waren mehrere mir unbekannte Officiere im Zimmer; unter ihnen auch — ernst und in sich gekehrt — der unvergeßliche Scharnhorst, derselbe der sich sieben Jahre später, als die Stunde für Preußen geschlagen hatte das Joch abzuwerfen, so hohes Verdienst erwarb, dessen Werk die allgemeine Bewaffnung war, dem es aber nicht vergönnt ward, den Ausgang des glorreichen Kampfes zu erleben. Er sah den Lorbeerbaum des preußischen Ruhms nur gebrochen, ohne den neuen aus seiner Wurzel kräftig aufsprossenden und grünenden Zweig zu erblicken*). Denn er starb, während der Waffenruhe, an den Folgen seiner bey Großgörschen empfangenen Wunden zu Prag, am 28. Junius 1813.

Halle, und wendete sich dann an die zum Aufbruch fertigen Krieger mit dem Wunsch: „Mögen wir morgen Abend so wie heute wieder zusammen seyn!“ — Da ahndeten wir die Nähe eines großen Tages. — Er aber eilte herab, bestieg sein Schlachtroß, und schlug am 16. October bey Möckern. — Welche Wunder der Tapferkeit er am 18ten Junius 1815 bey Belle Alliance gethan hat, das wird die Nachwelt nie vergessen.

*) So hat der treffliche Künstler in der meisterhaften Statue zu Berlin den Gedanken versinnlicht.

Die anwesenden Generale, auch der Herzog von Weimar und Prinz Wilhelm von Preußen, waren ohne Säumen beschäftigt, die Ueberreste des Heeres zu sammeln und mit dem Hauptcorps zu vereinigen. Das Gewühl in der Stadt, das Hin- und Herschwanken der Meinungen, wer vermag es zu beschreiben?

Die Stimmung der meisten Gemüther war in diesen Tagen so gereizt, daß man sich, besonders als preußischer Unterthan, höchst gedrückt fühlte. Ein Theil der Einwohner brach in bittere Schmähungen gegen die Armee und ihre Anführer aus. Ein andrer klagte den einst so sehr geliebten Herzog an, „den seine unselige Liebe zum Kriegswesen noch in so hohem Alter verblendet habe, durch das Commando eines fremden Heeres sein eigenes Land, das doch der ganze Krieg nichts angehe, der Gefahr auszusetzen, gleich andern Ländern verschlungen zu werden. Das sey nun der Segen, von einer so nahen Anschließung an eine Macht, die sich selbst nicht zu schützen gewußt, und der Vorliebe für die alte Dynastie der Bourbons, die auch den zuletzt so unglücklichen Feldzug gegen Frankreich unter seiner Führung veranlaßt, und das Land mit Emigranten überfüllt habe, die ihm ungeheuere Summen gekostet hätten.“

Der letzte Vorwurf war wohl nicht ungegründet. Die Vorliebe für die französische Nation, war unstreitig, ohne ihn jedoch so ungerecht gegen deutsche Literatur zu machen, von seinem großen Oheim, Friedrich dem

Zweyten, in ihn übergegangen, und durch die Aufnahme, die er einst als Erbprinz in Paris gefunden hatte, befestigt. Daher war denn Braunschweig, Wolfenbüttel und Blankenburg, seit der Revolution der Sammelplatz ausgewanderter Prinzen, des Adels, und Vieler der höheren und niederen Geistlichkeit. Mir selbst schwebt noch sehr lebhaft das Bild einer dieser merkwürdigen, ganz in Trauer gekleideten Emigrantengesellschaften vor der Seele, die ich im Jahr 1795 Gelegenheit hatte an dem Hofe des Herzogs zu sehen. Nachdem alles an den Spieltischen Platz genommen, hatte er Selbst die große Güte, sich lange mit mir in einem der Fensterbogen, von wo der Saal übersehen werden konnte, zu unterhalten, und mir die bedeutendsten Personen zu nennen, — die alte Prinzessin von Montmorency, deren Einnahme auf einige hundert Thaler reducirt war, den Bischof von Laon, den vormaligen ersten Parlaments-Präsidenten d'Aligre, von dem man sagte, daß er in einer der Provinzen jede Nacht auf einer andern Besitzung schlafen konnte, und der gleichwohl das colossale Vermögen, das er bey seinem Tode (1798) hinterließ, lebend kaum anzurühren wagte. „Ich meine oft selbst, äußerte hiebey der Herzog, ich sey in Versailles. Gerade diese Personen sah ich da in dem vollen Glanz ihres Reichthums, von denen Viele itzt fast des Nothwendigsten entbehren."

Die ungünstigen Urtheile, besonders über die Hingebung des Herzogs an das preußische Interesse, gin-

gen nun auch auf so manche Personen über, die, so lange die Verbindung bestand, sich wenig Liebe in Braunschweig erworben hatten, und nun in dem Falle waren, nichts mehr zu gelten. Kaum mochten sie am Tage sich sehen lassen, und verbargen selbst am Abend ihren vormaligen Glanz unter dem unscheinbaren Mantel.

Desto mehr bewährte sich uns in diesen Trauertagen die Treue alter Freunde, und mancher Mittag und Abend ward in den Häusern, besonders der beyden so verdienten Schulmänner Junker und Kunze, wenigstens ruhiger, und durch die Theilnahme tröstender, als in dem unaufhörlichen Getreibe des Gasthauses verlebt.

Am 20sten October kam der unglückliche Fürst in dem Dunkel der Nacht auf dem Schlosse an. In kurzen Tagereisen hatte man ihn vom Schlachtfelde über Blankenburg hierher gerettet.

Das Unglück versöhnt! — Die Braunschweiger hatten sich zu wohl unter seiner Regierung befunden, es war so lange ihr Stolz gewesen, einen Fürsten zu haben, der fast ein halbes Jahrhundert die höchste Achtung bey allen Ständen genoß, der in Friedrichs Schule gebildet, sich früh kriegerischen Ruhm, und das für ein verschuldetes Land noch wichtigere Verdienst, eines weisen Haushalts erworben, ja sich selbst und seinen Nachfolgern Beschränkungen aufgelegt und alle ferneren Geldverwendungen von dem Willen seiner Stände abhängig gemacht hatte. So tief man auch

das Unglück empfand, was seine Stellung gegen den Sieger über das Land bringen mußte, so erwachte doch die alte Anhänglichkeit wieder, sobald man erfuhr, daß er wieder in der Mitte seiner Bürger sey, und nun der Wunden eines so theuren Hauptes und der blutigeren seines Herzens gedachte. In ehrerbietiger Stille hatten sich oft Gruppen unter den Fenstern versammelt, wo man den hohen Kranken vermuthete, bis er auch da sich selbst nicht mehr sicher fühlend, schon am 25sten in ein neutrales Land nach Ottensen bey Altona unter dänischer Herrschaft, gebracht ward, wo er den bittern Kelch des Grams und der Schmerzen, in langsamen Zügen bis auf den letzten Tropfen leeren sollte. Erst am 10ten November endete sein jammervolles Leben *).

Oft trieb auch mich die Theilnahme in den Schloßgarten, in die Nähe des Flügels, wo ich mehr als ein Mal den stattlichen Mann, mit den hellen Augen und der ritterlichen Haltung zu sehen und zu sprechen das Glück gehabt hatte. Denn er beehrte mich stets mit einem Vertrauen, dessen ich nie vergessen werde. So oft er Halle, das zu dem Kreise seiner militairi-

*) Unter Vielem was über das Leben und Ende, des Herzogs, der unstreitig unter unsern fürstlichen Zeitgenossen einer der allerbedeutendsten war, geschrieben ist, verdient vorzüglich genannt und empfohlen zu werden: Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein biographisches Gemählde. Tübingen 1809.

schen Inspectionsreisen gehörte, besuchte, mußte ich eine Abendstunde bey ihm zubringen, wobey er fast immer im Gespräch — entweder auf den Lehrer seiner Jugend, den Abt Jerusalem, den er wie einen Vater verehrte*), bald auf das Carolinum, auf dem ihn die jungen Engländer viel Noth gemacht, am allerhäufigsten aber, als ob er sich selbst manche Fehler bewußt sey, auf die große Schwierigkeit der Kindererziehung, zurück kam. Auch die seinen Erwartungen nicht genug entsprechenden Versuche, als er Campe, Trapp, Stuve zur Organisation des gesammten Schulwesens berufen hatte, kamen oft zur Sprache. Ueber das Gelingen des Feldzugs gegen Frankreich im J. 1792 sprach er ein Mal, kurz vor Uebernahme des Commando, sehr mäßig und zweifelhaft, so daß das aus der Feder eines Emigranten geflossene, unter des Herzogs Namen erschienene Kriegsmanifest, um so mehr befremden mußte. Uebrigens möchte ich nicht behaupten, daß seine Gespräche gerade von Originalität oder Genialität der Ideen gezeugt hätten. Sein Geist war nicht der Geist seines Oheims. Aber der Umgang mit diesem Einzigen, daneben so vielen ausgezeichneten Männern, die Braunschweig vereinigte als er noch Jüngling war,

*) Bekanntlich enthalten die Jerusalemschen leider nicht vollendeten Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, den Unterricht, welcher vor der Confirmation des fürstlichen Jünglings voranging. Nur auf dessen Verlangen übergab er sie dem Druck.

die Bildung die ihm Reisen und Berührungen mit den geistvollsten Zeitgenossen aller Nationen gegeben hatte, stellte ihn doch im Range mit allen, die gleichzeitig auf Thronen oder Fürstenstühlen saßen, sehr hoch. Dabey legte er in seine gesellschaftlichen Sitten so viel entgegenkommende Herablassung, daß das Uebermaaß fast verlegen machen konnte.

So stand sein Bild vor mir! Und nun lag er da — ein Auge von einer Kugel zerstört, das andere aus seiner Höhle getrieben, unter Schmerzen und Sorgen, mit vollem Bewußtseyn das unaussprechliche harte Schicksal des Volks überdenkend, das zwar bey seinem hohen Alter nicht ohne Besorgniß, doch auf die Kriegserfahrung des tapfren Guelfen so große Hoffnungen gesetzt, und in dessen Hände der zu bescheidene König sein Schicksal gelegt hatte.

Wie viel glücklicher wäre er gewesen, wäre er mitten im Kampfe gefallen! Nun blieb ihm nichts, als das — für ein Gemüth wie das Seinige gewiß schmerzlichste — Gefühl, sich selbst überlebt zu haben, und kein andrer Wunsch als sterben zu können. Wie frisch schmückte noch bey Pirmasens und Kaiserslautern die Blume des Ruhms sein Haupt. Und nun sollte sie zuletzt auf dem greisen Scheitel verwelken.

Endlich gelang es uns am 25. October Postpferde zu erhalten, wiewohl man sie nur bis zur nächsten Station verbürgen wollte. Das Gepäck blieb bey der Unsicherheit der Straßen zurück. Ein junger Mann aus Bremen, welcher die Universität Halle beziehen wollte, schloß sich an uns an. Es ist in Lagen wie die unsrige wohlthätig, wenn Gespräch und Gemüth durch einen Fremden zuweilen von dem traurigen Gegenstande abgelenkt wird, der es einzig erfüllt.

Kaum waren wir zwey Stunden gefahren, als wir in der Ferne eine Anzahl Fußgänger, theils einzeln, theils in Gruppen gewahr wurden. Als wir ihnen näher kamen, sahen wir bekannte Gesichter, und gar bald war unser Wagen umringt. Es waren junge Akademiker, unter ihnen mein vormaliger Zögling, der wackere Ostfriese Telting, den ich im J. 1819 in Emden wieder fand.

Da theilte sich denn, als wir vernommen hatten was er erzählte, das Herz zwischen Wehmuth und Freude. „Hart genug, sagte er, sey die Vaterstadt bedrängt gewesen und durch Schreckenstage gegangen, wie sich kein Einwohner aus früherer Zeit zu erinnern wisse. Am 17ten habe Kampf und Plünderung gewüthet. Mit der Erscheinung Bernadottes sey einige Ruhe zurückgekehrt, auch anfangs der Universität Schutz und Sicherheit versprochen. Am 19ten sey der Kaiser eingetroffen, und habe die erste Deputation nicht ohne Hoff-

nungen entlassen. Aber plötzlich habe sich alles geändert, und zwey Tage später sey der Befehl gegeben, alle Studirenden sofort mit Päſſen zu versehen, und in ihre Heimath zurückzuschicken. Von unsern Freunden und Kindern habe niemand persönlich gelitten, und unser Haus sey durch die Einquartierung der ersten der Generalität geschützt worden. Das Waisenhaus und die übrigen Frankischen Stiftungen wären durch Sauvegarden gesichert."

Wohl war dieß für das Vater- und Mutterherz der erste heilende Trost. Aber — die Universität — sie war so voll, so blühend als wir die Reise antraten! — sie sollten wir nicht wieder finden. Von den geliebtesten Tagewerk sollte man feyern, von einer fremden Macht sollte man — und wie lange vielleicht! — abhängig werden! Das waren nun die Früchte der größten, der edelmüthigsten Anstrengungen; das der Gewinn, mit dem Blut so vieler tausend tapfern Söhne des Vaterlandes erkauft! —

Die jungen Westphalen und Ostfriesen kehrten in ihre Heimath zurück! Sie gehörten gewöhnlich zu den wohlhabenden unter den Studirenden. Dennoch war in dieser Bedrängniß für Mehrere nur der Einzige Thaler, den man den Abreisenden aus der Casse der Universität bewilligt hatte, alles was sie besaßen. Doch in solcher Noth verläßt keiner den andern, und theilt mit ihm den letzten Bissen. Wir reichten uns gegenseitig, tief im Innersten bewegt, die Hände. Auch

der Bremer beschloß umzukehren. Was sollte er auch in Halle thun?

In Rocklum, zwischen Braunschweig und Halberstadt, machte das Postamt anfangs Schwierigkeit uns weiter zu fördern. Doch ließ es sich endlich bewegen, und wir kamen, ohne beunruhigt oder angehalten zu werden, mit dem Abend in Halberstadt im Himmelschen Gasthofe an.

Ich möchte die — gewiß vielen Reisenden noch wohlbekannte — Wirthin, lebendiger als es mit Worten möglich ist, beschreiben können; dieß bleiche Gesicht, dieß starre Auge, diese aufgehobenen Hände bey unserm Eintritt. „Fort! fort! scholl es uns entgegen — hier ist kein Bleiben — alles ausgeplündert — alles verloren!“

Es giebt eine Art sich im Unglück zu benehmen, und traurige Gefühle auszusprechen, die weniger Eindruck auf andre macht, da sie an das Sonderbare und fast Lächerliche streift. Auch pflegt gerade nach solchen heftigen Ausbrüchen gewöhnlich die Besonnenheit bald zurückzukehren. Nachdem wir der guten Frau, die nun in ein herzliches Bedauern unsrer Lage überging, allerley neugierige Fragen beantwortet hatten, ging uns auch schon die Hoffnung auf, Quartier und Nachtlager, auf ihren doch noch geretteten Betten, mit denen man in diesem Hause immer sehr gut versorgt ward, zu finden.

Bey dem dortigen Regierungspräsidenten Herrn von Ritzeberg, brachten wir den Rest des Abends

zu. Er war das Bild der Ruhe und des Gleichmuths. Daher gab er auch unbesorgt seinen Sohn mir wieder mit, um seine Schulstudien fortzusetzen. Durch seine Fürsorge erhielten wir Pässe auf Halle. Der König war männlich gefaßt, einige Tage vorher durch Halberstadt gegangen. Der edle Präsident von Wedel besuchte uns noch in später Nacht. Das Schicksal Preußens hatte ihn fast vernichtet. Am 16ten October 1813 starb er mitten in den Schlachtreihen den Tod des Helden bey Möckern.

Mit dem Anbruch des Tages verließen wir Halberstadt, und waren gegen Mittag in Aschersleben. Neue Schwierigkeiten im Posthause. Endlich wurden wir, durch thätige Verwendung des Herrn Prediger Duglas, gefördert; schneller noch in Cönnern. Der Weg war menschenleer. Doch bestätigten einige uns begegnende Bekannte, was wir von den Akademikern gehört hatten.

Wer hätte Worte für die Gefühle, womit wir in das Thor der eroberten Vaterstadt, und durch die stillen und verödeten Straßen fuhren.

Die Meinigen hatten unser von der Einquartierung überfülltes Haus verlassen, und meine Amtswohnung im Pädagogium bezogen. Heiß ersehnt, aber kaum erwartet, kamen wir an.

Wer mich bisher mit Theilnahme begleitet hat, erläßt mir die Beschreibung dieses Wiedersehens.

II.

Beylagen.

Nachträge, Erläuterungen und Berichtigungen.

II.

I.

Erinnerungen

an einige Zeitgenossen aus der Familie Hermes.

(Nachtrag zu S. 14.)

Auf meiner langen Lebensreise sind mir viele Hermes, unter ihnen aber besonders Vier begegnet, welche von irgend einer Seite sich vor Andern bemerklich gemacht haben. Die Erinnerung an sie, wird, wie ich hoffen darf, wenigstens einem Theil der Leser nicht unwillkommen seyn.

D. Johann August Hermes.

Consistorialrath und Ober-Hofprediger zu Quedlinburg, geb. d. 24. August 1736, gest. d. 6. Januar 1822.

Dieser ehrwürdige Mann, stellte für Alle die ihn näher kannten, einen neuen Beweis auf, daß Kraft und Energie des Charakters auch da im Innern wohnen kann, wo man äußerlich Nichts als Ruhe und Hingebung wahrzunehmen glaubt. Wer besonders in den späteren Jahren ihn zuerst kennen gelernt hätte, würde kaum geahnet haben, wie standhaft er, von Verfolgung bedrängt, und von sehr harten Schicksalen im Privatleben getroffen, seinen Ueberzeugungen treu geblieben und jedes Mittel verschmäht habe, durch feige Nachgiebigkeit,

wo es die Wahrheit galt, seine Feinde, wo nicht zu versöhnen, doch unschädlich zu machen.

Die in den Jahren seines akademischen Lebens, besonders bey dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756) nicht ungegründete Besorgniß, vielleicht, als ein sehr großer und wohlgebildeter junger Mann zum Kriegsdienst gezwungen zu werden, beschleunigte den Entschluß, den Ruf zu einer Privatlehrerstelle im Auslande anzunehmen, wo er Verwandte hatte. Gern hätte man ihn, da er sich durch Schulkenntnisse und Lehrgaben auszeichnete, länger in Halle den Schulen in den Frankischen Stiftungen des Waisenhauses und Pädagogiums erhalten; aber die damalige Denk- und Lehrweise sprach ihm nicht an; er fürchtete, den damaligen Vorstehern nicht zu genügen, so sehr er die ungeheuchelte Frömmigkeit einzelner Männer aus der Spener-Frankischen Schule ehrte.

In Mecklenburg wirkte er zuerst als Prediger mehrerer Gemeinden; zuletzt als Präpositus in Wahren. Indem er für die Hinterlassenen verstorbener Geistlichen durch Anlegung einer Witwen- und Waisenanstalt sorgte, die nach Ueberwindung großer Hindernisse landesherrliche Bestätigung erhielt und noch fortdauert, vergaß er auch der geistigen Bedürfnisse seiner lebenden Amtsgenossen nicht. Der in jenem Lande durch Beschränktheit der religiösen Ansichten herrschend gewordenen Einseitigkeit, glaubte er am besten durch Weckung der Aufmerksamkeit auf das Bessere der neue-

ren Literatur abzuhelfen, damit jeder Theil gehört und Nichts ungeprüft angenommen oder verworfen würde. So entstand ein bisher nicht gekanntes Leseinstitut. Ihm selbst war es durch fortgesetztes Studium der heil. Schrift und vorzüglich der Kirchengeschichte, immer mehr klar geworden, wie sehr der einfachen Lehre Christi von jeher durch Schulgezänk und Einmischung philosophischer Spitzfindigkeiten geschadet sey. Die von ihm herausgegebenen Beyträge zur Beförderung wahrer Gottseligkeit, sprachen auch allen unbefangenen Gemüthern, durch die einfache Behandlung der Lehre des Christenthums und ihre durchgängige Richtung auf das Praktische, in hohem Grade an. Die Partey aber, welcher der damalige Herzog, überzeugt daß sie allein den rechten Weg zum Heil kenne und lehre, ausschließend ergeben war, glaubte Gefahr für die Rechtgläubigkeit darin zu sehen, und fühlte sich gedrungen, den frommen, aber von dieser Seite wenigstens beschränkten Regenten, gegen den ruhigen Denker, der sich in ihre engen Formen nicht fügen konnte, mißtrauisch zu machen, um es dahin zu bringen, daß eine fiscalische Untersuchung gegen ihn verhängt würde. Lehrer von einem selbst anstößigen Leben, hatten ehemals, vor Hermes Zeiten, in Wahren und an andern Orten des Herzogthums unangefochten ihr Amt mechanisch fortgetrieben. Da hatte kein Consistorium eingegriffen. Der Mann von der mildesten Lehrweise und den unbescholtensten Sitten, wurde geistlichen und weltlichen Richtern Preis gegeben, in

seiner Pfarrwohnung ward ein Inquisitions-Tribunal aufgeschlagen, und durch sauer-süße Ansprachen und Drohungen, die wie Ermahnungen klingen sollten, versuchte man den schon körperlich leidenden Mann einzuschüchtern, um einen Widerruf zu erpressen.

Wenn ihm in diesen Unterhandlungen die Freymüthigkeit der Rede abging, und er nur bat, ihm Zeit zu lassen, seine wahre gemißdeutete Meinung schriftlich zu Jedermanns Kenntniß zu bringen, — wen möchte dieß befremden? „Ein geschwächter Körper, so drückt er sich selbst darüber aus, ein in tiefe Traurigkeit versunkener Geist, — Nerven, die durch schon erduldete Widerwärtigkeiten zu der höchsten Empfindlichkeit gespannt waren, — ein strenges Verhör, wobey es durchaus auf eine Verurtheilung oder auf Widerruf abgesehen war, — war es da möglich, auf alle die langen verschlungenen Fragen mit der Präcision und der Gründlichkeit zu antworten, welche der Gegenstand erforderte *)?“ Als der zweyte harte Inquisitionstag vorüber war, als sein Arzt und seine Familie ihn dringend bat, sich nicht länger so schonungsloser Behandlung auszusetzen, als die Liebe seiner Gemeinde ihm im schlimmsten Fall jede Unterstützung zusicherte, da erklärte er endlich: „er wolle lieber mit dem Stabe in der

*) S. Nachricht an das Publicum von dem Verfahren des Mecklenburg'schen Consistoriums ꝛc. von J. A. Hermes. Berlin 1777.

Hand das Mecklenburgische Gebiet verlassen, als länger vor solchen Richtern stehen.“

Der preußische Staat, so oft schon das Asyl der um Lehrmeinungen willen Verfolgten, bot ihm in Jerichow im Magdeburgischen eine Prediger- und Inspectionsstelle an. Sie war nicht bedeutend, die Lage des Orts ungesund; aber sie lag außer dem Bereich erbitterter Gegner. Neue Prüfungen erwarteten auch hier den redlichen Mann. Mit einer schwangern und kranken Gattin war er angekommen; da ergriff drey seiner Lieblinge die Ruhr und entriß sie ihm binnen zwey Wochen. Das vierte Kind folgte nach wenigen Monaten. Aber diese Leiden kamen nicht von Menschen, sie kamen aus der Vaterhand, die verwundet und heilt. Die Verfolger sahen in ihnen göttliche Strafgerichte. Hermes nahm sie an als Läuterungen und als Befestigungen in dem Gottvertrauen, das, wenn es auch oft schwer ward, durch Stilleseyn und Hoffen stark zu bleiben, ihn dennoch nie verließ.

Allmählig kommt Hülfe! Theilnehmende Mitglieder des berlinischen Oberconsistoriums wirken mit, daß er in eine bessere Lage, erst in Ditfurth bey Halberstadt, dann in Quedlinburg versetzt ward. Hier erhebt sich aufs neue sein Geist. Durch Rede und Schrift will er wirken und nützen. Sein Handbuch der Religion (1779), das zwar nicht ihn, nur seinen Verleger, reich macht, erwirbt ihm nah und fern Freunde und Freundinnen. Es wird das Andachtsbuch

der edelsten Familien Deutschlands. Eben so, durch Uebersetzungen, in Holland, Dänemark, Schweden. — Friedrichs des II. Gemahlin, die Königin Elisabeth, kleidet es in französisches Gewand. Mehrere seiner geistlichen Lieder: „Ach, sieh ihn dulden, bluten, sterben;“ — „Ich lebe nicht für diese Erde,“ und mehrere andre, sind schon längst mit in den besten neueren Gesangbüchern aufgenommen. Der Neid oder der blinde Eifer, der anfangs auch in Quedlinburg seinen wohlthätigen Einfluß zu hemmen, und ihn seinen Zuhörern verdächtig zu machen suchte, muß endlich verstummen. Ruhig und still, aber auch kräftig und entschlossen wo es nöthig ist, kleine Anfälle verachtend, ernstem Widerspruch mit Ernst begegnend, geht er auf seiner Bahn immer nach seinen besten Ueberzeugungen fort; zwar weit entfernt von der Anmaßung, nicht auch irren und fehlen zu können, aber im steten Bewußtseyn, Wahrheit zu suchen, Wahrheit zu fördern, Gott zu fürchten, recht zu thun, und darum Niemand zu scheuen.

In diesem Sinne hat Hermes gewirkt. Nie glaubte er nach so harten Lebensproben ein sehr hohes Ziel zu erreichen. Schon im J. 1797 schrieb er in der Vorrede zu der 4ten Auflage seines Handbuchs: „Vielleicht ist das Ziel meiner Tage nicht mehr fern. Freudig bekenne ich: Je älter ich werde, je länger ich nachforsche und beobachte, desto fester wird auch meine Ueberzeugung von der Wahrheit und Unentbehrlichkeit des

Christenthums. — Der gute Gott, der uns alle gern durch Christum beglücken will, leite alle meine Leser auf den Weg der Wahrheit. Er segne hierzu auch meine geringe Arbeit und helfe auch mir zu rechter Zeit an den Ort, wo ich das, was ich hier geglaubt und gepredigt habe, näher erkennen, und was ich hier gesäet, erndten werde; an den Ort, wo alle Freunde des Guten, also auch die, welche ich hier nicht kannte, ob sie mich gleich liebten, zusammentreffen, sich der Wahrheit freuen; in ihrem Licht wandeln und ihren Urheber ewig anbeten." — Doch noch fünf und zwanzig Jahre fristete Gott sein Leben. Er litt durch die Umgestaltung der Dinge; aber er erfuhr auch Schutz und Hülfe, und sah noch, was Niemand geahndet hatte, wie die Erniedrigung so die Erhebung unsres Volks. Im hohen Alter ward ihm ehrenvolle Ruhe in seinem Amt. Er widmete sie dem Lesen, Denken und dem Umgang vertrauter Freunde. Die Aeltesten und Vertrautesten waren ihm freylich vorangegangen, oder sie waren entfernt; doch knüpfte er oft das Band durch Briefwechsel wieder an.

Ein hoher Friede hat auch in den letzten Jahren aus seinem Angesicht gesprochen, und sich selbst in den Zügen des Todten ausgedruckt. Sechs und achtzig Jahre alt, ist der müde Wanderer zu der Ruhe gegangen, welche den Frommen da erwartet, wo alle Verfolgung schweigt und der Kampf des Lebens geendigt ist.

Der Vollendete gehörte in die Reihe der Männer, die in einer gewissen Periode sehr viel dazu mitgewirkt

haben, daß entweder eine starre und kalte, oder ängstlich-fromme Anhänglichkeit an sogenannte Orthodoxie, allmählig in eine freyere Ansicht religiöser Wahrheiten oder Meinungen überging, und manchem edlen Gemüth, dem weder das Eine noch das Andere ansprach, ein drückendes Joch abgenommen wurde. Eine gewisse Partey schmäht auch in unsern Tagen auf diese Periode, als die einer verderblichen Aufklärung, indem sie wilde oder leichtsinnige Aufklärerey damit verwechselt. So wird höchst ungerecht der großen Verdienste eines Spalding's, Teller's, Dietrich's, Sack's, Zollikofer's vergessen. Leicht möchte auch aus gleichen Gründen Hermes, der sie alle überlebt hat, vergessen werden. Aber Allen, die ihn aus Umgang oder Schriften kennen, wird sein Andenken, wie das Andenken jener Würdigen, die sämmtlich seine Freunde waren, theuer und werth bleiben. Mögen nur die, welche in unsrer Zeit, durch ihre in Dunkel gehüllte Ascetik Größeres zu leisten vermeinen, erst eben so viel Gutes als Jene gestiftet haben, um durch gleiches Verdienst bey der Nachwelt fortleben zu können.

(Vorstehender Aufsatz ward zuerst für des Herrn D. Baters schätzbares Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens für das Jahr 1823 geschrieben. — Die Geschichte der Verfolgungen des sel. Hermes erzählt Lüdkens Schrift „Ueber Toleranz und Gewissensfreyheit." Berlin 1774. Eine vollständigere Biographie von Cramer findet man in den Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. VII. Leipzig 1822.)

Johann Timotheus Hermes,

Königl. Preuß. Consistorialrath und Probst zu M. Magdal. in Breslau, gebohren 1738, gestorben 1819.

Fast sechzig Jahre sind verflossen, seit dieser Hermes, Geschwisterkind mit dem Vorigen, durch seine Miß Fanny Wilkes, und noch weit mehr durch Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, sich eine Stelle unter den gelesensten Schriftstellern Deutschlands erwarb, und dennoch zuletzt die Erfahrung machen mußte, fast vergessen zu werden.

Daß ein Prediger, dabey ein Mann, dem nicht etwa jedes andere Geschäft lieber als sein Amt war, sondern der bis ans Ende seines Lebens, dafür thätig blieb, auch auf diesem Wege auf die sittliche Bildung seiner Zeitgenossen zu wirken versuchte, war wenigstens keine ganz neue Erscheinung. Hatte doch schon hundert Jahre früher ein Braunschweigischer Hofprediger und Superintendent A. H. Buchholz, des Königlichen Fürsten Herkules und Herkuladiska Wundergeschichte, in einer wahrhaft christlichen und patriotischen Absicht ans Licht gestellt, um, wie er sich ausdrückte, „andächtigen Seelen eine Gemüthserfrischung zu gewähren, durch die sie nicht geärgert würden, und die undeutsch Gesinnten zu belehren, daß die Deutschen nicht lauter wilde Säue und Bären wären, sondern manche treffliche Fürsten und Ritter unter sich gehabt hätten.“

Bis auf Hermes, konnte doch fast allein das, was in dieser Gattung vom Auslande, besonders aus England in Richardsons viel zu früh vergessenen und verkannten Werken herübergekommen war, den guten Geschmack befriedigen. Gellerts langweilige schwedische Gräfin, vermochte eben so wenig als in Millers moralischen Schilderungen, die Geschichte des jungen Lanwill, weder dem Alter noch der Jugend zu genügen. Wielands Agathon erschien etwas später, und war für das größere Lesepublicum zu hoch.

Dagegen interessirte Sophie gleich bey ihrer ersten Erscheinung. Höchst angezogen fühlte man sich durch den lebendigern, dabey dem Charakter der Personen, denen die Briefe zugeschrieben wurden, eigenthümlichen Styl; durch die Originalität einiger Hauptfiguren, besonders des echt deutschen durch und durch ehrlichen Puff von Blieten, dessen humoristische Behandlung vielleicht die erste der Art in unsrer Sprache war; überhaupt aber durch so viele tiefe Blicke in das Innerste des menschlichen Herzens und Lebens. In den besten Zeitschriften jener Periode, gestanden selbst strengere Kunstrichter, daß sich Deutschland nun erst auch in dieser Gattung neben das Ausland stellen könne.

Hermes ward durch diesen fast allgemeinen Beyfall veranlaßt, auf dieser Bahn fort zu gehn. Aber bey weitem nicht eben so günstig war die Beurtheilung spaterer Erzeugnisse seines Geistes, z. B. des Hermäons (1788), der Geschichte für Eltern

und Ehelustige (1789), und der literarischen Märtyrer (1798).

Sophiens Reisen wurden zwar dreymal aufgelegt. Aber indeß das Werk mit jeder neuen Ausgabe an Umfang wuchs, nahm die Zahl der Leser ab. Dieß mochte zum Theil seinen Grund in der Veränderung des Geschmacks und in der Richtung haben, welche ihm mehrere, zum Theil sehr originelle und geniale Werke eben dieser Gattung gegeben hatten. Aber Hermes verstand sich auch selbst nicht genug auf die Behauptung seines Ruhms. Je mehr er den in der ersten Ausgabe so natürlichen und raschen Gang der Begebenheiten, in den späteren, durch das Einmischen unzeitiger Gelehrsamkeit, durch eine fast schulmäßige Behandlung mehrerer Materien, die immer an die Standespersönlichkeit des Verfassers erinnerte, aufhielt, desto mehr fing das Werk an zu ermüden. Selbst das zur Schautragen des kleinen Verdienstes, gut französisch zu wissen, den Pastoren, — wie eine Xenie spottend bemerkte — Zofenfranzösisch, den Zofen Pastorenlatein in den Mund zu legen, widerstand dem deutschen Geiste. Dabey mißfiel auch das Bestreben, Personen, an denen der Leser Theil genommen hatte, fast ohne Ausnahme am Ende sinken zu lassen, überhaupt aber — bey entschiedener Achtungswürdigkeit seines persönlichen Charakters — doch eine mit den Jahren zunehmende Sonderbarkeit in den Ansichten des Lebens. Nicht leicht hat sich aber in einer Schrift ein

guter Zweck mit dem verkehrtesten Mittel ihn zu erreichen, so zusammen gefunden, als in dem gar manchem Mißbrauch ausgesetzten Roman: Für Töchter edler Herkunft, der auch der bittersten Rüge der Xeniendichter nicht entgehen konnte. Wenn überhaupt über so schwierige Gegenstände ja etwas geschrieben und jungen Personen in die Hand gegeben werden soll, so dürfte die offenste Belehrung und Warnung mehr nützen, als leise Andeutung und Verschleyerung.

Uebrigens hat, wie in so vielen ähnlichen Fällen, unser Zeitalter sehr unrecht, wenn man alle Schriften von Hermes in den Lesebibliotheken bestäubt stehen läßt, indeß die elendesten Werke dieser Gattung so zerlesen sind, daß kaum noch die Blätter zusammenhalten. Ich glaube mir Dank zu erwerben, wenn ich den Theil meiner Zeitgenossen, der nicht das Neueste mit dem Besten verwechselt, an fast vergessene Verdienste erinnere. Sie werden oft mit dem Verfasser uneinig, oft fast unwillig über manche wunderliche Ansichten und Behauptungen werden, aber sie werden nicht ohne reiche Ausbeute an Kenntniß des Menschen und der Menschheit zurückkommen, und sich mit mehreren Charakteren, deren Bild er meisterhaft aufgestellt hat, innig befreunden. Gerade dasselbe ist der Fall mit Richardson, der allerdings in vielem Betracht über ihm steht.

Hermann Daniel Hermes,

vormals Prediger zu Breslau, dann Kön. Oberconsistorialrath zu Berlin, zuletzt Director des Schullehrerseminars zu Kiel, geb. d. 24. Sept. 1731, gest. d. 12. Nov. 1808.

Sehr ungleich dem Bruder und doch auch nicht ohne Geistesverwandtschaft, ward dieser durch den Antheil, den er im Jahr 1793 an dem bekannten Preußischen Religionsedict und der geistlichen Examinations- und Glaubenscommission nahm, in einer gewissen Periode nicht minder bekannt.

Als er das erste Mal aus Breslau und in Halle war, um einen jungen schlesischen Edelmann auf die Universität zu bringen, that sich im Gespräch mit ihm zwar ein lebendiger Geist, Kenntniß und Wissen mancher Art, aber zugleich das eigenthümliche Selbstvertrauen kund, von dem Autodidacten sich selten frey erhalten. Für einen solchen gab er sich wenigstens selbst aus, und es war uns schon ein wenig befremdend, daß er in Gegenwart des jungen Mannes, den er zu seinen akademischen Studien einweihen sollte, behauptete, in und aus Collegien wenig oder nichts gelernt, sie auch wenig besucht zu haben. Daher auch wohl seine geringe Meinung, von den meisten akademischen Docenten, wodurch er selbst die Unwissenheit mancher Candidaten zu entschuldigen pflegte.

Ueber seinen Antheil an den Religionsverfügungen, unter der Regierung Friedrich Wilhelm des

Zweyten, ist sehr verschieden geurtheilt. Man sah darin bald nichts als Herrschsucht, bald Zusammenhang mit geheimen Illuminatenverbindungen, bald den Dünkel, die Theologie besser als die meisten im Irrthum befangenen Gelehrten seiner Zeit zu verstehen, bald reineren Eifer, die, durch den Geist der Zeit und die vorgebliche Aufklärung in Gefahr schwebende evangelische Lehre zu retten. Viele, die mit den hiezu gewählten Mitteln unzufrieden waren, verkannten wohl selbst nicht, daß schon unter Friedrich des Zweyten Regierung, Freydenkerey und Leichtsinn in der Behandlung religiöser Gegenstände, namentlich der heil. Schrift, fast Modeton geworden war, und daß nicht Wenige, die sich Volkslehrer nannten, ohne alle Schonung und ohne Ahndung weder von dem wahren Bedürfniß des Volks noch von echter Lehrweisheit, durch Vorträge und Schriften schädlich wirkten.

Wäre nur Hermes der Mann gewesen, der dem, was darin verderblich war, auf dem rechten Wege entgegen zu wirken sich bemüht hätte. Hätte ihn nur nicht Anhänglichkeit an den Buchstaben des Systems bestimmt, so manchen Mann zu überschätzen, der von Seiten des Sittlichen oft gar keinen Werth hatte! Hätte er nur begriffen, daß Maaßregeln, wie er sie wollte, nichts bessern, wohl aber die Zahl der Heuchler vermehren und die Redlichsten muthlos machen mußten. Die Religion ist nichts werth, wenn sie nicht aus der freyesten Ueberzeugung hervorgeht. Diese hat sich noch nie durch Kabinetsordern und Edicte erzwingen lassen.

Es sey fern von mir, über die Gesinnung eines Mannes, der sich nicht mehr vertheidigen kann, hart zu urtheilen. Ich bin sogar stets der Meinung gewesen, daß sein Wille gut war, und daß er nur in der Einsicht und in den Mitteln fehlte, und zu wenig die Einsicht derer achtete, die in der Ehrfurcht gegen das Christenthum und der Förderung desselben unter den Menschen, so wie in der Bekämpfung des Leichtsinns und des Unglaubens, ihm wahrlich nicht nachstanden. Aber je mehr er in der Meinung von sich selbst befangen war, und es dem Vertrauen eines mit Schwärmern und Illuminaten umgebenen Regenten schuldig zu seyn glaubte, es koste was es wolle, das, was er Neologie und Aufklärung nannte, zu unterdrücken oder doch zum Schweigen zu bringen, desto schlimmer konnte die Wirkung seiner Maaßregeln werden, wenn nicht die Lehr- und Gewissensfreyheit ein sichres Palladium, sowohl in der Humanität des Königs selbst, als in der preußischen Rechtspflege gefunden hätte, welche keinen ungehört verdammt, oder wegen Verschiedenheit religiöser Meinungen um Amt und Brodt bringt.

Als ich, bey dem merkwürdigen Aufenthalt jener Commissarien in Halle, ihnen die Folgen jeder Art von Verfolgung vorstellte, erwiederte Hermes selbst: „Was ist denn unsre Macht? Noch nicht einen neologischen Prediger haben wir absetzen können. Man ist uns überall entgegen.“ — Denn selbst der Minister v. Wöllner sah als Staatsmann wohl ein, daß man vorsichtig verfahren müsse.

Die Grundsätze der Glaubenscommission, die Beschränkungen der Preßfreyheit, die Zurücksetzungen mancher der würdigsten Männer in kirchlichen Aemtern, fingen indeß doch bald an drückend zu werden, und es war auch von dieser Seite eine Wohlthat für den Staat, daß diese Periode mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm des Dritten so bald ihr Ende erreichte; eines Monarchen, dessen Weisheit und Gerechtigkeit uns auch ferner die Bürgschaft seyn soll, daß es nie dem — von Zeit zu Zeit in allerley Gestalten erwachenden — Verfolgungsgeiste, wieder gelingen werde, den weisen Gebrauch der Lehrfreyheit und die ernste und bescheidene Mittheilung jeder Ueberzeugung zu beschränken, da ja eben diese das Vorrecht der evangelischen Kirche ist.

Was übrigens diese ganze Erscheinung im Religionswesen unsres Staats betrifft, so muß ich sie allerdings auch zu den denkwürdigen Erfahrungen meines Lebens rechnen, da sie mich ein Mal selbst und so hart berührte, daß mit Cassation gedroht wurde. Vielleicht findet sich künftig mehr Zeit und Raum, davon zu reden. Für itzt darf ich auf das verweisen, was darüber sowohl in meiner Schrift: „Leben, Charakter und Verdienste Johann August Rösselt 1809, besonders S. 49., als in der meinen akademischen Predigten vorangeschickten „Darstellung der Universität Halle in ihrem ersten Jahrhundert," mitgetheilt ist.

Auf

Auf einem ganz andern Wege als beyde Brüder, gelangte ein Dritter,

D. Justus Gottfried Hermes,

gebohren 1740, gestorben 1818,

besonders in den letzten Decennien seines Lebens, zu einer ihm gewiß am meisten unerwarteten Celebrität, — ohne irgend etwas zu thun oder zu wollen, als dem ihm anvertrauten Amt ganz zu genügen. Bis ins Jahr 1797 Landprediger, bekam er den Ruf nach Berlin an die sehr kleine, aber, da sie sich immer sehr geachteter und von einem frommen Eifer beseelter Prediger erfreute, zahlreich besuchte Gertrudenkirche am Spitalmarkt.

Sein Vortrag, der, bey einer reinen und gediegenen Sprache, einfach und biblisch wie sein Glaube war, das stete sich Gleichbleiben in dem, was er lehrte und wie er es lehrte, seine Zuhörer mochten aus den höchsten oder den niedrigsten Ständen bestehen, die Herzlichkeit ohne alle Affectation, oder Bemühung um Aufregung der Gemüther durch weinerlichen Ton oder rührende Redensarten, dabey der bekannte bescheidne und friedsame Sinn und der unbescholtne Wandel, — das alles erwarb ihm die allgemeine Achtung, die ihm auch die nicht versagten, die seine religiösen Ansichten nicht überall theilen konnten. Mode und Ton der Zeit hat auch auf den Besuch und die Wahl der Kirchen immer einigen Einfluß. Bey Vielen, die sich in den engen Raum und bis vor die Thür hinaus zusammendrängten, mochte dieß auch

wohl Antheil an der Vorliebe dieser Kirche haben. Aber bey vielen sehr Gebildeten und Wohldenkenden war dieß doch gewiß nicht der Fall. Auch kann ich es mir aus der einzigen sehr durchdachten Predigt, die ich von ihm gehört habe, gar wohl erklären, daß sie seine Einfachheit und Klarheit, dem vielleicht höheren Talent und der geschmückteren Rede Andrer vorzogen.

Wie leicht hätte er in der Periode, wo sein Bruder in dem Berliner Consistorium und bey dem geistlichen Minister einen so großen Einfluß hatte, aus einer sehr gedrückten Lage in eine äußerlich glücklichere übergehn können. Aber er scheint von der ganzen Art und Weise, wie dieser der Religion aufhelfen wollte, kein Wohlgefallen gehabt zu haben.

Die hohe Achtung die er genoß, drückte sich bey dem Reformationsfest durch die Verleihung der Doctorwürde von Seiten der theologischen Facultät in Berlin, so wie bey seinem Begräbniß durch die Feyerlichkeit aus, mit der er bestattet wurde. An dem Sarge, der vor dem Altar der Kirche stand, sprach der Präses der Berlinischen Synode, Herr D. Schleiermacher, ernste, rührende und erhebende Worte; junge Studirende trugen ihn dann zur Gruft, und übergaben ihn unter frommen Gesängen dem Schooß der mütterlichen Erde. In öffentlichen Blättern Berlins drückte sich nicht minder die Verehrung dieses echt evangelischen Predigers aus.

II.

Rede
der Fürstin Pauline zu Lippe
bey der
Niederlegung der vormundschaftlichen Regierung.

(S. 31.)

„Als ich vor achtzehn Jahren die Regierung dieses Landes feyerlich übernahm, und zum ersten Male öffentlich redete, wie war es damals so anders, so beengt, so traurig! Ein Witwenschleyer, ein tiefes Trauerkleid: jetzt festliche Gewänder; vaterlose, weinende Kinder von sechs und fünf Jahren an meiner Seite: jetzt meine erwachsenen, kraftvollen Söhne, der Eine schon, als beglückter Gatte; damals Mangel und Theurung im Lande und Thränen über den früh verewigten Fürsten: jetzt Wohlfeilheit und Ueberfluß und kaum noch gehörter Jubel der Freude! — Meine Regentschaft war ernst und beschwerlich durch mancherley Prüfungen, Kriegsbeschwerden und Mißverständnisse; möge die Regierung meines geliebten Sohnes um so gesegneter, glücklicher und klarer werden! Ich versprach bey meinem Antritte redlichen Willen, und mich dem Lande und meinen Kindern ganz zu widmen; so oft ich auch gefehlt haben mag, mein Gewissen versagt mir das Zeugniß meiner Pflichttreue nicht: Gott hat mich väterlich ge-

leitet, mein gutes Land mir immer Liebe bewiesen, und so ist vieles geschehen, manches gelungen, mehr noch vorbereitet. Mit der würdigen vormundschaftlichen Regierung war ich immer eines Sinnes; die Finanzen erfreuen sich eines blühenden Zustandes, und so trete ich ruhig in den Privatstand zurück, entlasse Sie feyerlich der mir bisher schuldigen Pflichten und weise Ihre Treue, Ihre Ergebenheit, Ihren Gehorsam nunmehr an Ihren Fürsten, meinen theuren ältesten Sohn. Ich bitte Gott, daß er ein gerechter, liebevoller, selbstthätiger und entschlossener Regent werde, und ich hoffe es zu Dir, mein geliebter Leopold! Dein Herz hat sich noch keiner Pflicht geweigert; wie solltest Du nicht fühlen, wie schön, groß und heilig der Beruf ist, der Trost, die Hoffnung, der Vater vieler Tausende zu seyn. Ich empfehle Dir, — nie jemand zu verdammen, der sich noch nicht vertheidigen konnte, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen, wie im Großen, hauszuhalten, um der christlichen Tugend, der Wohlthätigkeit, dem fürstlichen Vorzuge der Großmuth, Dich nicht weigern zu müssen. Ich bitte Dich um rasche Thätigkeit. Wenn man nie ohne Noth aufschiebt, hat man Zeit zu Allem, und dem Regenten sind Freuden und Zerstreuungen nur dann erlaubt, wenn seine Geschäfte beendet sind. Glaubst Du mir Dank schuldig zu seyn, willst Du mir Freude sichern für die noch übrigen Lebensjahre, so handle diesen Ermahnungen gemäß; dann ist mein mütterlicher Segen Dein Theil, und was unend-

lich mehr ist, Gottes Wohlgefallen Dein Eigenthum!“ —

Noch einige Mittheilungen aus früheren Aufsätzen und Briefen der Fürstin, wird man hier nicht ungern lesen.

I.

In den Cöllnischen Beyträgen zur Beförderung der Volksbildung, findet sich folgendes:

„Glaubensbekenntniß über die Verpflichtungen des Staats zur Erhaltung der Gottesverehrung und der Schulen.“

„Mir — sagt sie — ist kein Zeitpunct gegenwärtig in der Menschengeschichte, wo es schwerer gewesen, die zarte, richtige Mittellinie der Verpflichtungen zu bezeichnen, die jedem Regenten und jeder Volksregierung, denen Menschenwohl und Sittlichkeit keine leeren Töne sind, für Aufrechthaltung einer zweckmäßigen Gottesverehrung unbezweifelt obliegt, ohne daß dabey die ehrwürdige Denk- und Glaubensfreyheit der Unterthanen leide, aber auch ohne auf der andern Seite die Lethargie einer verderblichen, nur zu sehr zur Mode gewordenen Gleichgültigkeit einreißen zu lassen. Indessen dünkt es mich doch nur schwer zu scheinen, und bey näherer Beleuchtung, wie jeder edle, von Moral und Tugend erzeugte Grundsatz, auf wahren Stützen zu ruhen, und dem ernst und ruhig Nachdenkenden jedes Zeitalters gleiche Resultate zu bieten, auch wenn der Schauplatz um ihn her sich noch so oft verwandelte. — Noch die kaum verflossene Zeit bot uns große Regenten dar, denen ihre Mitwelt jeden rühmenden Beynamen, jedes enthusiastische Lob gab, deren seltener Geist, ungewöhnlicher

Muth und Scharfblick, deren Regententugenden und Kenntnisse in manchem Zweige menschlichen Wissens, wirklich Bewunderung verdienten, und die dabey dennoch, in ihrem Materialismus so klein waren, sich Julian, den Apostaten, zum Muster zu wählen, und die es sich sogar verzeihen konnten, die Ausbrüche der flimmernden, gehaltlosen Spott- und Zweifelsucht einer andern Nation nachzuplaudern. Aber der Schade war auch unsäglich, den diese glänzenden Lufterscheinungen im Fürstenkreise begründeten; sie untergruben nicht bloß ihren eigenen Ruhm, sie erschütterten den Trost mancher sanften friedlichen Seele, lüfteten selbst dadurch die Bande, welche Unterthanen an ihre Regenten knüpfen, und öffneten der Zügellosigkeit, der Verspottung alles Heiligen und Wahren jeden Eingang. — Dieser Nachtheil ward wachsender durch die Nachahmung mancher, theils ebenfalls mächtiger, theils kleiner Regenten, die ihre großen Thaten auf Nachäffung beschränkten, und, da Lorbeeren in Siegesfeldern gepflückt, ernste Thätigkeit auf Kosten ihrer Weichlichkeit, Aufopferung ihrer Lüste ihnen kein Spielwerk schienen, sich mit der Schattenseite begnügten, spotteten, witzelten, und über das Kleinod des Menschengeschlechtes die Achseln zu zucken affectirten. — Nach und neben ihnen standen Fürsten entgegengesetzten Sinnes auf, denen äußerer Cultus Angelegenheit des Lebens schien, die der Religion so gern alles wiedergeben zu wollen den Anstrich sich gaben, denen man Weichheit, Gutmüthigkeit, menschlichen Sinn nicht absprechen konnte. Warum vermochten sie nicht dem tobenden, immer näher rollenden Ungewitter zu steuern, warum wurden sie weder geschätzt, noch geachtet, und ihrer politischen Wirksamkeit Ende als Volksglück ersehnt? — Weil sie zwar äußere Frömmigkeit, aber nicht jene, von der wahren Gottesfurcht so un-

zertrennliche, Reinheit des Herzens und Wandels bewiesen; weil sie mit Jesu einfacher, wahrer, edler Lehre gaukelnden Unsinn zu mischen strebten, weil sie die Gewissensfreyheit zu beschränken sich bemühten, dem wahren protestantischen Geist des Forschens, des Weiterstrebens, der Selbstüberzeugung Fesseln anzulegen versuchten, und das Wichtigste der Religion in sogenannter Lauterkeit der Symbolik, nicht in der einfachen Christuslehre und den moralischen Handlungen suchten. — — Giebt es irgend etwas, Regenten und Unterthanen liebender, unauflöslicher an einander zu knüpfen, was geschickter wäre, der Vereinigungspunct aller Stände zu seyn, als ein Glaube, eine Hoffnung für Alle, als gemeinsamer Hinblick auf eine vollkommnere Welt und den freundlichen Stifter der sanftesten, beglückendsten Lehre? — Wer wäre jetzt noch verblendet und leidenschaftlich genug, um der Staatsverfassung Dauer zuzutrauen, wo Gewalt das einzige anerkannte Gesetz wurde? — —“

2.

Unter den 19. April schrieb sie:

„Wohl fehlt uns Manches zur innigen Verbindung des Guten und Schönen, aber wir streben nach dem ersten, wir fühlen den Zauber des letzten, und ich dachte immer: die Mehrheit meiner 70,000 Kinder würde gut seyn, wenn ich sie zu beglücken vermöchte. Ich habe kein anderes Bemühen; und es schmerzt mich tief, daß bittere Früchte gegenwärtiger Zeit mich nur zu oft hindern und lähmen.“ —

Unter den 5. März 1811.

„Nur angestrengte Thätigkeit, nur Ueberzeugung, man müße und wirke, heilt die Leiden der Seelen; das

habe ich oft und mannichfach erfahren, das fühle ich noch jetzt. Ich verlor mit dem Beginnen des Jahres einen vorzüglichen, ausgezeichneten, unersetzlichen Diener, den dritten, den letzten ganz nahen Freund, seit ich regiere. Meine Gesundheit hat sehr gelitten; ich war betrübt bis in den Tod: aber ich selbst habe vorerst den größten Theil seiner Arbeit übernommen. Wenn ich am Abend alle die Actenstöße sehe, die ich vollendet, wenn ich mir sagen kann: der nicht frohe Tag war doch nützlich, so wird mir Ruhe; ich sehe mit zweyfacher Ergebung empor." —

Unter den 13. August 1811.

„Mir dünkt in nützlicher Thätigkeit, in dem beruhigenden Bewußtseyn, zu nützen und zu wirken, hat man mehr Hoffnung, Gottes Beyfall, und so des Gebetes und der Wünsche Erfüllung zu sehen." —

„Eine schöne Natur ist viel, aber das Leben im eigenen Busen ist mehr noch, — und ohne Frohsinn, ohne Kraft, ohne eine gewisse Gewalt über Alles, wird Sizilien und Valenzia uns nicht beglücken! — Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie bitte, kindlich empor zu schauen, nicht bloß selbstsüchtig und seufzend das Ferne herbey zu träumen, sondern auch das Gute, Liebe in der Nähe aufzusuchen, und aus Ihrem Innern um sich her zu schaffen. — — Ich lebe das erste Leben der Pflicht, ich habe theure Menschen verloren; meine Gesundheit schwindet; meine Zukunft ist beschattet; Sorge geleitet mich nur zu neuer Arbeit; mir gelingt so wenig, und jedes, was mir Wonne war, ist dahin geschwunden, und doch bin ich noch nicht gebeugt; doch hebe ich mein Haupt in erkämpfter Ruhe und religiösem Vertrauen." —

„Anhalt ist schöner als dieses Land; das Klima sagt mir dort mehr zu; aber hier ist meine Bestimmung, und ich erlaubte mir in funfzehn Jahren nur zwey Reisen dorthin, jede von wenigen Tagen. Ich lese mit hohem Genuß Werke vorzüglicher Schriftsteller: aber ich erlaube es mir nur, wenn mein Tagewerk vollendet ist, und liegt hier Matthissons neueste Liedersammlung, Göthe's eben erschienenes Werk, — dort ein Berg Criminalacten, so greift meine Hand mechanisch nach den letzten. Habe ich dann meinem Amte gelebt, bin ich treu im Berufe gewesen und mich trifft noch ein Leiden mehr, so falte ich meine Hände und halte still.“ —

Im Laufe desselben Jahres.

„Erfahrungen des praktischen Lebens wirken immer tiefer und nützlicher, als die geschmücktesten Hypothesen; jene sind der Wirklichkeit Töne, diese sollen sie erst versuchen. — Kein fühlender und denkender Mensch, wandelt wohl ohne der Phantasie glänzende Bilder durch das Leben; sie sollen ihm die Rosen ersetzen, wenn sein Pfad durch Dornen sich schlängelt; sie halten ihn ab, das Thier gebieten zu lassen: aber sie haben dann auch ihr Ziel gefunden; sie erbleichen und treten zurück, wenn das wirkliche Leben beginnt. — Was wir träumen, ach! wir finden es nicht! Die magischen Farben zerrinnen in der Wirklichkeit; das Prisma wird zum geschliffenen Glase, keine Regenbogenfarbe ist und bleibt ihm eigen. Und denn gehören ja alle besseren, alle wahren Menschen dem höheren Leben; sie umfassen auf Erden immer nur Wolken; ihre Saturnia thront über denselben. Es ist eine gewohnte Tröstung, daß wir hier nur pilgern, daß dort das Vaterland ist: aber ich kenne doch keine, die so vielseitig, so alles

umschlingend ist; denn wie gern duldet man auf Reisen Beschwerden, belehrt und unterhält, sammelt sich Früchte, behält das Ziel im Auge und denkt: zu Hause ist Ruhe! — — Man spottet des Sybariten, der in jeder Auberge lukullische Tafel sucht und in keinem Rosenlager das gefaltene Blatt ertragen will, — und auf der Lebensreise allein begehren wir überall eine Heimath? — Doch nein, wir irren nur von Zeit zu Zeit, der wahre Mensch schaut dauernd zum Vater, und je weniger ihm hienieden ganz wohl wird, je mehr fühlt er die Nähe der Verklärung, das Wehen des wahren Vaterlandes. Aber hier muß er es sich erwerben, durch praktisches Handeln zum Wohle der Brüder.“ —

„Meine Gesundheit war nicht gut, mein empfindlichstes Leiden war physisch: Schlaflosigkeit, — moralisch: die Wiedermobilmachung meines Kontingentes. Aber mir blieb Muth, Kraft und Vermögen zur Arbeit; habe ich dann den Tag vollendet, kann ich mir sagen: „Gottlob! du hast viel und mehr und nützlicher, wenn auch anders, gearbeitet, wie der Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichtes seine Familie ernährt, du hast den Schlaf verdient, wenn er auch dir nicht wird; dein Vater in der Höhe wird dich nicht verwerfen, sollte der Todesruf dir auch unerwartet ertönen!“ — dann bin ich zufrieden und ruhig. Das Herz verblutet nicht, so lange man unaufhörlich thätig ist, und es ist viel, unbegreiflich viel, was der Mensch vermag, wenn er keine Zeit vertändelt, verspielt, verseufzt und sich nicht verzärtelt.“ —

Unterm 18. December 1811.

„Ich weiß, daß Erhaltung meines Lebens, Sorge für meine Gesundheit, als Regentin und Mutter Pflicht

für mich ist, und so kommt es nicht darauf an, in wiefern mir das Leben wünschenswerth dünkt, so darf ich der glühenden Sehnsucht nach einem besseren Jenseits keinen Raum geben, als nur, um mein Wesen zu läutern, zu stärken, zu erhalten, nicht aber, um nur da Glück zu erwarten, wo ich noch bin. — Sie sagen mir, Sie beneiden mich und meine dauernde Kraft, rastlos zu arbeiten; ich meine, diese Fertigkeit hängt vom ernsten Willen, von der ruhigen Beleuchtung der Dinge und besonders von der Gewohnheit ab, nie mit seinen Pflichten zu handeln. Drang und Leidenschaft möchte in dieser Welt, wo alles Ueberlegung und Ordnung verlangt, wenig helfen, wenigstens kein Anhalten zu Wege bringen. Jeder denkende Mensch muß seinen Beruf verstehen und wissen: aber die Phantasie gaukelt bisweilen nur kosend vor, was uns das Liebste ist."

„Das muß ich sagen, daß unsere Zeit, zerrissen, aufgeregt durch Wunder und Gräuel, es nicht ist, wo die Zaubertöne der Musen viel zu wirken hoffen dürfen; sie können Keime in junge, unverdorbene Busen streuen! sie können manchen Kummer leise trösten, — und beydes ist dem auserwählten Dichter viel werth, — aber zur Angelegenheit der Nation werden, wie Klopstocks Sionitin, auch nur Kriegerwuth entflammen, wie es Kleist und Vater Gleim gelang, dazu ist wenig Hoffnung in unserm Kuckkastenzeitalter, wo sich wichtige Begebenheiten pfeilschnell folgen, und der Journalist daneben steht, die Erklärung ableiernd und der ungeduldige Pöbel, mit Ordensketten und Diamanten, ruft: „Nichts neues weiter?" — Freylich ist Nervenstärke nöthig, aber man verliert und vermindert sie durch zu große Reizbarkeit. Was die Seele, wenn sie ausgezeichnet groß ist, über den Körper vermag, habe ich oft mit Bewunderung an dem unvergeßlichen Freunde gesehen, an dessen

Verlust mich das Ende dieses, und das Beginnen des künftigen Monats schmerzlich erinnert. — Er war sehr schwächlich, keinen Tag ohne Kopf- und Magenweh, oft wochenlang ohne Schlaf: aber wie viel und wie gut arbeitete er! wie war er immer heiter und tröstend, gleich einem Engel des Lichtes, wie lebte er in und durch nützliche Thätigkeit, bis der gerechte Gott ihm zurief: „Komm, du guter und getreuer Knecht!“ “ —

„Ich werde freudig in den Privatstand zurücktreten, wenn mein Sohn den Stuhl seiner Väter zu betreten vermag, und es mir gelang, sein Erbtheil zu erhalten.“ —

Wie viele Fürstinnen und Fürsten haben so gedacht? Wie viele vermocht, das Gedachte so auszusprechen?

Höchst erfreulich ist es dabey, daß alle von dieser seltnen Frau gemachten Einrichtungen, namentlich alle Wohlthätigkeitsanstalten, unverändert fortdauern. Ein Schreiben des unermüdet wirkenden Herrn Insp. Krücke hat mich so eben aufs neue davon versichert.

II b.

Die Bildungsanstalten in Paderborn.

(s. Seite 28—41.)

Nach dem Abdruck jener Seiten, habe ich durch die gefällige Güte des Criminaldirectors zu Paderborn, Herrn D. J. Gehrken, noch folgende nähere Nachrichten erhalten, welche das, was mein Reisejournal enthielt, ergänzen werden.

Die höheren, in der Hauptstadt des Fürstenthums Paderborn im Jahr 1819 befindlichen Bildungsanstalten, bestanden:

1. Aus einem Gymnasium, welches bey der bekannten Theilung des domstiftischen Vermögens im Mittelalter der alten Domschule angefallen, durch den Fürstbischof Salentin Grafen von Isenburg mit den Gütern des bey der Reformation verlassenen St. Johannisklosters vermehrt, im Jahre 1577 den 6. Februar vervollständigt wurde. Die Inspectoren waren der Domdechant, Senior und Domscholaster mit dem fürstbischöflichen Official.

2. Aus der Universität, die mit päbstlichen (P. Paul V. 2. April 1615) und kaiserlichen (K. Matthias 14. December 1615) Privilegien versehen im folgenden Jahre von dem Fürstbischof Theodor von Fürstenberg mit der theologischen und philosophischen Facultät inaugurirt, nach Aufhebung des Jesuitenordens (1773) von dem Fürstbischof (1774) mit weltgeistlichen Lehrern besetzt wurde.

Beyde mit einander enge verbundene Anstalten haben dermalen ein Personal von 18 besoldeten Staatsdienern. Hierunter sind 8 Lehrer in den fünf Gymnasialclassen, die mit neun Privat-Repetenten unter Aufsicht des Schulpräfects stehen; bey der Universität sind 10 Professoren angestellt, mit besondern Syndicus, Secretair, Rendanten und Pedell, welchen der bischöfliche Generalvikar als Rector Magnificus vorgesetzt ist.

3. Aus dem Seminar oder Priesterhause, welches vom Fürstbischof Wilhelm Anton von Asseburg den 29. October 1777 errichtet, in das Universitätsgebäude gelegt worden ist. Ueber die Zahl von achtzehn Candidaten führt ein Präses und Subpräses die besondere Aufsicht.

„Das Jesuitercollegium, welches mit den übrigen in Deutschland 1773 aufgehoben ward, hat im Aeußerlichen und Innern keine besondere Veränderung erfahren; es hängen in dem sogenannten Sprechsaal, in welchen die Fremden geführt wurden, noch alle die Oelgemählde wie zur Ordenszeit, und wie man solche gewöhnlich in allen deutschen Collegien antrifft. Der obere Theil des Saals ist auf beyden langen Seitenwänden mit den Brustbildern der 18 Ordensgenerale in vergoldeten Rahmen, auf jeder Seite 9 Stück, von Loyola anfangend und mit Ricci aufhörend, behängt. Die unverkennbaren charakteristischen Züge eines jeden, mit den unten vermerkten historischen Notizen, erwecken Interesse und zeugen von einem geschickten Mahler, doch ist diese Suite denkender Köpfe auch durch Kupferstiche des 17ten Jahrhunderts hinreichend verbreitet.

Unter diesen befinden sich auf beyden Seiten zwey große eingerahmte Gemählde, ebenfalls auf Leinwand gemahlt, wovon ein jedes 72 besondere anderthalb Fuß hohe Portraits von Ordensgliedern mit ihrer angeb-

lichen Todesart enthält. Sie sind aus der Apotheose dieses religiösen Ordens, nach dem darüber gesetzten allgemeinen Titel: „Societas Jesu usque sanguinis et vitae profusionem pro Deo et Ecclesia contra gentiles Mahomedanos, haereticos et impios in omni mundi parte militans et in 417 heroibus glorioſe triumphans ab Anno 1549 usque ad Annum 1695“ gewählt, und jedes der 144 aufgenommenen Individuen folgt nach chronologischer Ordnung. Unter ihnen befinden sich zwey im Fürstenthum Paderborn gebohrne und gefallene Helden; die übrigen sind aus allen Nationen.

An den beyden Seitenwänden des Saals erblickt man die Bildnisse der beyden Fürstbischöfe von Paderborn, Theodor von Fürstenberg, Stifter des Collegii und der Universität (des 45. Bischofs), und Ferdinand II. von Fürstenberg, als nachherigem Wohlthäter und ausgezeichnetem Schriftsteller (des 48. Bischofs) in Lebensgröße und im vollen Ornat.“

(Nachrichten über dieses, wie auch über das 5 Stunden von hier zu Büren belegene Jesuitercollegium, finden sich in den Annalibus Paderbornenſ. III. Volum. von Schaten und Maneck herausgegeben, auch kürzer in Prof. Bessen Geschichte des Bisth. Paderborn 2 Bändchen. Offenbach 1820).

III.

Johanna Sebus,

zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen und Guten
aus dem Dorfe Brienen
die am 13. Jan. 1809 bey dem Eisgange des Rheins
und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham
Hülfe reichend unterging *).

(S. 69.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraußt,
Die Fluthen spülen die Fläche saußt.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wade gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drey armer Kind!
Die schwache Frau!... Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet Euch! harret dieweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit.“
Der Damm zerschmilzt das Feld erbraußt,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saußt.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land;
Schön-Hannchen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ists hüben und drüben voll.

Ver-

*) Göthe scheint den Hergang etwas anders, als ihn die öffentlichen Blätter, namentlich die Nationalzeitung, erzählten, aufgefaßt zu haben.

Verwegen ins Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet seyn!“
Der Damm verschwindet, die Welle braußt,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saußt.
Schön Hannchen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern ists kein Gewinn!
Der Damm verschwand, ein Meer erbraußt,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaußt's.
„Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das Ein',
So sollten sie alle verloren seyn!
Schön Hannchen steht noch stark und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Hannchen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch ein Mal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.
Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turn den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Hannchens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint
Und überall wird schön Hannchen beweint. —
Und dem sey, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

IV.

Lorenz Koster,

Johann's Sohn,

gebohren 1370, gestorben 1440.

(Nachtrag zu S. 153.)

Der Streit, wem das Verdienst der Erfindung beweglicher Lettern gebühre, ist auf's neue erwacht, da man nicht nur in Holland sich fortdauernd zu zeigen bemüht, daß Koster früher als Guttenberg darauf gekommen, und sich ihrer zum Druck bedient habe, sondern auch in unserm Jahrhundert, unerwartet früh, am 10. Julius dieses Jahres, das vierte Jubelfest jener Erfindung gefeyert und eben dadurch veranlaßt hat, daß man in Mainz, laut öffentlicher Nachrichten, feyerlich dagegen protestiren will.

Das Hauptwerk für Koster erschien unter dem Titel:

Origines Typographicae. Auctore Gerhardo Meerman. Tomus Prior et Tomus Alter. Hagae Comitum MDCCLXV. 4.

Es ist mit ausnehmender Gelehrsamkeit abgefaßt, und wenn es auch in der Hauptsache nicht überzeugt, so liefert es doch jedem Forscher der Geschichte dieser merkwürdigen Erfindung sehr reiche Materialien.

Indeß fand sich die Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem doch veranlaßt, die Frage

im J. 1816 nochmals zum Gegenstande einer Preisschrift zu machen. Den Preis gewann Jacob Koning. Seine in holländischer Sprache geschriebene Abhandlung, ist auch in das französische übersetzt, und unter dem Titel erschienen:

Disertation sur l'origine, l'invention et le perfectionnement de l'Imprimerie par Jacques Koning, courronnèe par la societé Hollandoise des sciences a Harlem au mois de Mai 1816. Traduite du Hollandois. Amsterdam 1819.

Der Verfasser sucht theils zu beweisen, daß das speculum salutis humanae, welches unstreitig, nach der Erfindung, das erste gedruckte Werk von einigem Umfang ist, nicht mit hölzernen, sondern mit gegossenen Buchstaben gedruckt sey; daß erst später, wahrscheinlich ums Jahr 1439, ein fremder ungetreuer Arbeiter, den Apparat gestohlen, und nach Mainz gebracht, auch sehr wahrscheinlich ein Bruder Guttenbergs, (welcher den Namen Gänsfleisch der Aeltere geführt habe), der Urheber dieser Entwendung gewesen sey. Uebrigens gesteht er der Stadt Mainz so wesentliche Verbesserungen, der anfangs sehr unvollkommnen Kunst zu, daß sie daselbst beynah als eine ganz neue erscheine. (Einen gedrängten lehrreichen Auszug aus dieser Abhandlung, liefern die Wiener Jahrbücher der Literatur im 15. Bd. 1821.)

Da Koning in dieser Preisschrift behauptet hatte, daß die Erfindung des L. Koster in die Jahre

1420 — 1425 falle, so setzte der Rath von Haarlem eine besondere Commission nieder, seine Gründe zu prüfen, und diese erklärte, laut des algemeene Konst - en Letterbode 1822. Deel II. Nr. 39. p. 195.: „dat de eerste ontdecking der Boekdrukkunst door Laurenz Janszoon, met voldoende zekerheid kan gesteld worden te hebben plaats gehad in het tyd van 1420 tot 1425, en dat mitsdien de viering van het vierde Eeuwfeest het gevoegelykst behort te geschieden in het jaar 1823. Der Rath trat dieser Entscheidung zu Gunsten der Mittelzahl 1423 bey, und so ist denn die Feyer in dem jetzt laufenden Jahre veranstaltet worden. „Mit welchem Rechte?“ — so äußert sich darüber in einem sehr gefälligen Antwortsschreiben auf meine Anfrage, einer unsrer ersten Literatoren, Herr Bibliothekar Ebert, (vormals in Dresden, itzt in Wolfenbüttel) — „das hat mich bisher sehr beschäftigt, und noch bin ich mit meinen Forschungen, soweit sie eben den Haarlemmer Ursprung und namentlich die Kostersche Erfindung betreffen, nicht aufs Reine. Das aber scheint mir schon jetzt, wenn man die Sache mit der geziemenden Unparteylichkeit untersucht, entschieden zu seyn, daß die Erfindung (ein eben nicht beyspielloser Fall) zwey Mal und fast zu gleicher Zeit gemacht worden, und daß die holländische Buchdruckerey bis etwa zum Jahr 1480 etwas allerdings aus sich selbst Her-

vorgegangenes ist. Auch glaube ich in diese Resultate dadurch mehr Sicherheit gebracht zu haben, daß ich meine Forschung rückwärts machte und von einer Zeit ausging, in welcher die holländische Buchdruckerey etwas schon Ausgebildetes und keinem Zweifel unterworfen ist, statt daß Herr Koning, seinen eignen Vortheil verkennend, die Sache ab ovo anfing, mithin an die Spitze seiner Forschung dasjenige setzte, was ja eben am meisten streitig, und von den deutschen Forschern in der Regel — freylich wohl auch mit etwas Hyperkritik — bestritten worden ist. Eine Volkssage bleibt immer etwas Ehrwürdiges, und ist in den meisten Fällen aus irgend einem Wahrheitskorne aufgekeimt, dem man behutsam nachspüren muß, welches aber durch zu hastige Führung des kritischen Karst leicht zerstört werden kann.“

Das dießmalige Jubelfest, von dem man eine besondre Beschreibung erwartet, wenn sie nicht vielleicht schon erschienen ist, hat man demnach siebzehn Jahre früher als das dritte gefeyert. Auf Münzen, die damals auf die Feyer geschlagen wurden, steht deutlich das Jahr 1740, und in der Umschrift: Laurenzius Costerus, Primus artis typographicae inventor, circa A. MDCCXL. Abgebildet sind sie sämmtlich in dem 4ten Theil der Schrift: „Die so nöthige als nützliche Buchdruckerkunst (von einem Buchdrucker Geßner); herausgegeben von J. E. Kapp. Leipz. 1740. 4 Thle.,“ in

welcher man überhaupt vieles, was den Gegenstand betrifft, mit großer Sorgfalt und Belesenheit gesammelt finden wird.

Recht sehr muß man beklagen, daß die von J. G. J. Breitkopf in Leipzig, in seiner schon 1779 erschienenen Abhandlung: „Ueber die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst," angekündigte vollständige Geschichte derselben, auf welche er den größten Theil seines Lebens verwendet hatte, nicht erschienen ist, und der vieljährige ihr gewidmete Fleiß für das Publicum fast ganz verloren zu seyn scheint. Sie sollte in drey Theilen, 1) die Geschichte der Erfindung, 2) die Ausbreitung, 3) die mechanische Entstehung, Verbesserung und Vervollkommnung der Kunst, enthalten. Nach mir zugekommenen sehr zuverlässigen Nachrichten, hatte Breitkopf schon vor seinem 1794 erfolgten Tode, die Reinschrift des Manuscripts der beyden ersten Bände mehreren Gelehrten mitgetheilt. Bey der Untersuchung seines literarischen Nachlasses, fand sich jedoch bloß eine sehr bedeutende Menge von Concepten, Collectaneen und Materialien aller Art, aber nicht jene Reinschrift, und man kann nicht anders als vermuthen, daß einer der gelehrten Correspondenten, denen er sie mitgetheilt, sie nicht zurückgeschickt haben müsse.

Um nun die Frucht eines so vieljährigen, fast leidenschaftlichen und durch die glücklichsten Umstände begünstigten Studiums, nicht ganz für die Wissenschaft verloren gehen zu lassen, hatte es Roch, Redacteur und Verleger des Literarischen Anzeigers unternommen, aus den Bruchstücken ein Ganzes zu bilden. Auch soll er ernstlich daran gearbeitet haben, da man ihm den ganzen Nachlaß anvertraute. Nach der unglücklichen Selbstentleibung des Mannes, kam auch dieser mit in die Auction der Buchhandlung die Roch besaß. Da sie die Gleditsche Buchhandlung erstand, so ward, was noch davon vorhanden war — denn leider wurde sehr vieles vermißt — von dem itzigen sehr sachkundigen Inhaber der Breitkopfschen Buchhandlung, Herrn Härtel, zurück erkauft, der aber selbst befürchtet, daß bey weitem der wichtigste Theil verloren, und dadurch die Ausführung des Plans völlig unmöglich geworden ist.

Möge doch diese Nachricht auf diesen verlornen Schatz aufmerksam machen! Vielleicht wäre doch noch irgendwo jenes, für die Geschichte der Kunst gewiß höchst wichtige und interessante Manuscript, aufzufinden.

V.

Die Ermordung Wilhelms von Oranien.

(Nachtrag zu S. 179.)

In einem alten Chronicon Limburgense, welches der Generalvicar und Bischof J. N. von Hontheim, in seinem prodromus historiae Trevirensis bekannt machte, heißt es wörtlich und buchstäblich: „Um Jacobi 1584 kam die Zeitung aus der Grafschaft Nassauwe, daß der Prinz von Uranien, Grave Wilhelm, Gr. Johanns zu Tilleburg Bruder, wäre zu Delft in Holland erschossen worden.“

Hontheim fügt als Note hinzu: Larrey histoire d'Angleterre Tom II. p. 414 ad annum 1584 et cum eo alii scriptores, de perpetratore hujus homicidii Balthasare Gerard, nobili sequano, ejusque judiciali quaestione et responsis haec refert: „Man machte Gerard zum Gefangenen, und als der Hof von Delft sich versammlet hatte, ließ man ihn kommen, um ihn zu vernehmen. Er forderte Tinte und Feder um selbst zu schreiben. Man gestand es ihm zu. Er schrieb dann eigenhändig: daß sein Entschluß den Prinzen von Oranien zu ermorden nicht neu sey, daß er ihn von dem Augenblick an gefaßt habe, als der katholische König ihn in die Acht erklärt, und auf seinen Kopf einen hohen Preis gesetzt habe.

In der Mitte des März kam er nach Trier, und eröffnete seinen Entschluß einem Jesuiten, welcher ihn darin bestärkte, ihm, wenn er bey dieser Unternehmung umkommen sollte, die Märtyrerkrone verhieß,

und ihn aufforderte, den Prinzen von Parma seinen Plan mitzutheilen. Er unterredete sich darüber mit noch drey andern Jesuiten aus derselben Stadt, und mit dem Vater Gery, einem Franziskaner zu Tournay, welche ihm sämmtlich Lobsprüche ertheilten.

Man legte ihn auf die Folter und er blieb bey seinem Geständniß: „daß er nach dem Rathe des Jesuiten zu Trier, seinen Entschluß dem Prinzen von Parma eröffnet, welcher ihn dann, nachdem er ihn durch große Versprechungen ermuthigt, nach Assonville zurückgesandt habe.“ Er ward zu einer dem Verbrechen angemessenen Todesstrafe verurtheilt. Anfangs schauderte er bey der Anhörung eines so schrecklichen Urtheils. Dann faßte er sich, erklärte, daß nichts ihn schrecke, und daß der Ruhm seiner That ihn standhaft die über ihn verhängte Lebensstrafe würde erdulden lassen. „Sey er doch der Märtyrerkrone, die der Jesuit ihn hätte hoffen lassen, gewiß.“ Er starb in dieser festen Ueberzeugung oder in dieser fanatischen Wuth, und behauptete, daß, wenn er wieder von vorn anzufangen hätte, er thun würde, was er sich freute so gut vollendet zu haben. Die Jesuiten erhoben seine That und seinen Tod mit außerordentlichen Lobsprüchen durch das ganze spanische Flandern.

VI.

Hugo Grotius.

(Nachtrag zu S. 185.)

Nur für solche, welche weniger Gelegenheit hatten, mit der Geschichte und dem Verdienst dieses großen Mannes bekannt zu werden, ist folgende kurze Uebersicht bestimmt, wäre es auch nur, um sie zu veranlassen, die ausführlicheren Lebensbeschreibungen nachzulesen.

Hugo de Groot ward im J. 1583 zu Delft gebohren. Er stammte aus einem sehr edlen Geschlecht. Sehr früh — schon im neunten Jahre — entwickelte sich in ihm ein dichterisches Talent. Er machte in allen Sprachen so schnelle Fortschritte, daß er zwölf Jahr alt die Universität Leyden beziehen konnte, und bald dem berühmtesten ihrer Lehrer Joseph Scaliger bekannt und eng mit ihm verbunden ward, auch bereits im vierzehnten Jahre öffentlich disputirte. — Daher die Lobsprüche aus jener Zeit:

Adolescens sine exemplo —
Juvenis portentosi ingenii —
Qui puer dixit quae sturpuere senes u. a. m.

Seine Jugend fällt in die Jahre des großen Kampfs der Freyheit mit der spanischen Tyranney. Denn Wilhelm von Oranien war nicht mehr, und Moriz bedurfte des Beystandes von Frankreich. In dieser Angelegenheit ging der Advocat von Holland, Johann van Oldenbarneveld, nach Paris, und Hugo de Groot, funfzehn Jahr alt, schloß sich an die Gesandtschaft an.

König Heinrich IV. schmückte den ihn vorgestellten seltenen Jüngling mit seinem Bildniß an goldner Halskette.

Bey der Rückkehr wird er Doctor der Rechte. Sechzehn Jahr alt liefert er eine neue Ausgabe und kritische Bearbeitung von des Martianus Capella Satyricon s. de Nuptiis Philologiae et Mercurii, eines höchst schwierigen und corrumpirten Werks des Mittelalters, zum Erstaunen aller Zeitgenossen. Scaliger feyert die Arbeit durch ein Gedicht.

Seitdem folgt ein gelehrtes Werk dem andern — philologische — politische — poetische Schriften von allen Gattungen. In der Schrift über die Freyheit des Meers und das Alterthum der batavischen Republik, ahnet schon das Vaterland den kräftigen Vertheidiger seiner Rechte.

Die theologischen Streitigkeiten, welche Holland damals bewegten, besonders über die Lehre von dem unbedingten Rathschluß Gottes über Seligkeit und Verdammniß, führen ihn tief in die Theologie, für die er schon durch seine philologische Gelehrsamkeit und großen Sprachkenntnisse als Schriftausleger gebildet war. Nur die milden Grundsätze des Arminius können ihm ansprechen. Es empört ihn, die großen Alten, in denen er lebt und webt, von Augustinus zu ewigen Strafen verdammt zu sehen.

Im Jahr 1613 geht er als Gesandter der Republik nach England, ausgezeichnet von Jacob I. und von Casaubonus mit hoher Achtung und Liebe empfangen. Doch urtheilt er von England bey seiner Rückkehr: Literarum in Anglia tenuis ex merces.

In eben diesem Jahre wird er Rathspensionair und Syndicus von Rotterdam, und erhält

dadurch Sitz und Stimme in der Versammlung der Generalstaaten. Dieß verbindet ihn enger mit dem kräftigsten Patrioten jener Zeit, mit Oldenbarneveld.

Neue kirchlich-politische Händel und Streitigkeiten erwarten ihn in diesem Posten. Man erstaunt, wie er dennoch, neben einem schwierigen Staatsamt, so viel Zeit zum schreiben gewinnen kann, und wie sein Geist das Alterthum und die neue Zeit, die Rechtskunde, die classische und die biblische Philologie umfaßt, und selbst den streng dogmatisch-theologischen Untersuchungen nicht ausweicht.

Im Jahr 1618 unterliegt die patriotische Partey der Gewalt des Statthalters Moriz und seiner Anhänger in den Generalstaaten, der Greis Oldenbarneveld wird verhaftet; unter seinen Freunden auch Hugo de Groot.

Man trennt ihn gewaltsam von Frau und Kindern. — Monate gehen hin, eh man ihn zum Verhör bringt. Endlich erfolgen tumultuarische Vernehmungen. Keine Rücksicht auf den Zustand seiner Gesundheit in dem elenden Kerker. Sogar mit der Folter wird ein Mal gedroht, er selbst aber, wenn er redet, kaum ruhig angehört.

Am 17. April 1619 fiel Oldenbarneveld's Haupt. De Groot hatte kein besseres Schicksal zu erwarten. Doch verwandelte man das Urtheil in lebenslängliches Gefängniß und Einziehung aller seiner Güter. — Man versetzte ihn in das alte Schloß Löwenstein. Seine Gattin und Kinder erhielten endlich die Erlaubniß, die Gefangenschaft mit ihm zu theilen, doch unter den allerhärtesten Einschränkungen und Bedingungen. Auch werden sie mehr als ein Mal wieder zurück gewiesen und jede Mittheilung untersagt.

So zieht sich die Gefangenschaft bis in das dritte Jahr hin. Der Geist des Gefangenen erhält sich wunderbar kräftig. Ein Theil seiner Muße wird dem Unterricht seiner Kinder, der größere gelehrten Studien und Arbeiten gewidmet. Mehrere seiner gehaltreichsten Werke, zum Theil die classischen Anmerkungen über das N. Test., sind die Früchte seiner Einsamkeit.

Endlich der unnatürlichen Sclaverey müde, geht er in den Plan seiner Gattin ein. Nach mancher gemachten Probe, wie lange er in einer verschlossenen Bücherkiste, mit einigen unbemerkbaren Oeffnungen, ausdauern könne, wird die Abwesenheit des Commandanten der Festung benutzt, am 22sten März 1621 von den gewöhnlichen Trägern in das nur ein Paar Stunden entfernte Gorkum gebracht, und in dem Hause eines vertrauten Freundes abgesetzt, indeß die Gattin, auf jedes Schicksal gefaßt, standhaft im Gefängniß zurückbleibt. Seinen Richtern meldet er, daß er niemand als sich selbst, keinem Freunde, keiner Bestechung, seine Befreyung schuldig sey. Man will der Gattin den Prozeß machen, doch siegt die Bewunderung.

In Maurertracht, einen Maaßstab in der Hand, geht er über den vollen Markt von Gorkum, wendet sich durch Umwege nach Antwerpen, von da nach Paris, wo er Schutz und gastliche Aufnahme bey Hohen und Niedern findet. Selbst eine Pension verwilligt Ludwig XIII.

In Paris und auf dem Lande lebt er längere Zeit still; arbeitet an seiner Apologie, an einer Ausgabe des Stobäus, und vollendet 1625 das Werk: über das Natur- und Völkerrecht, oder de jure belli et pacis, das alle Welt mit seinem Ruhm erfüllt, und wodurch einer weniger angebauten Wissenschaft eine feste Grundlage und zum

Theil ganz neue Ansichten gegeben werden. Auch seine Schrift: de Veritate christianae religionis, wird beynahe von allen Parteyen mit Liebe und Verehrung aufgenommen, und fast in alle Sprachen übersetzt.

Doch lebt er vielfach gedrängt und gedrückt in Frankreich. Die Anträge des Cardinal Richelieu, der gern von seinem Talent Gebrauch gemacht hätte, schlägt er, da sie ihm unrechtlich erscheinen, aus, — verläßt Frankreich, — wagt es wieder nach Holland zu gehen, — findet auch da noch keine Sicherheit, und lebt eine Zeitlang bey Hamburg auf dem Lande unter Holländern und Deutschen.

Könige und Fürsten bemühen sich um seinen Besitz. Aber die Erfahrung hat ihn vorsichtig und mißtrauisch gemacht; die Machinationen seiner Feinde ruhen nicht.

In hoher Achtung stand er bey Gustav Adolph König von Schweden, den auch er über alle Regenten der Zeit stellt. Da dieser gefallen ist, folgt er im J. 1634 der Einladung des Canzlers Oxenstierna, und tritt in schwedische Dienste. Das Jahr darauf geht er als Gesandter nach Paris. Unter den schwierigsten Umständen verwaltet er diesen hohen Posten. Die Mußestunden gehörten noch immer den Wissenschaften. Die Vollendung seiner Historia de rebus belgicis, die Uebersetzung der griechischen Anthologie fällt in diese Periode, deren Herausgabe man aber erst dem gelehrten Hieronymus de Bosch (S. oben S. 130.) zu danken hat. Auch gehören in diese Zeit seine sehr ungleich beurtheilten Versuche, die getrennten Religionsparteyen zu vereinigen.

Im Jahr 1640 bittet er, des politischen Lebens und seiner Verhältnisse müde, um seine Zurückberufung, und erhält sie von der Königin Christine in den ehrenvollsten

Ausdrücken. In Holland, wohin er zunächst, immer voll Sehnsucht nach dem Vaterlande, ging, ward itzt seine Gegenwart hoch gefeyert. Als er in Stockholm ankam, eilte die Königin aus Upsala ihm entgegen. Doch er findet sich nicht wohl in Schweden, und nimmt zu einer Reise Urlaub. Die Fahrt ist unglücklich. Das Schiff, das ihn zunächst nach Lübeck führen sollte, ward an die pommersche Küste geworfen. Kaum der Todesgefahr entronnen, setzte er doch die Reise fort, kommt krank in Rostock an, und endet daselbst am 28. August 1645 sein Leben, unter dem Zuspruch des lutherischen Professors der Theologie, Johann Quistorps, wie dieser berichtet, mit der Ruhe eines Weisen und in dem Glauben eines Christen. Herz und Eingeweide begrub man in der Hauptkirche. Der einbalsamirte Leichnam ward in der Folge nach Delft gebracht.

Wer nach diesem schwachen Umriß das Bild des in seinem Zeitalter einzigen Mannes mit Geist und Liebe ausgeführt, zu betrachten sich sehnt, und wer sollte nicht von einem solchen Leben ergriffen werden? — der wende sich an die Darstellung des: Hugo Grotius nach seinen Schicksalen und Schriften, von Heinrich Luden. Berlin 1806. Mag man auch nicht jeder Ansicht des Verfassers beystimmen, so macht doch diese Biographie die früheren von Burigny, Schrökh u. A. fast entbehrlich. Wer aber noch tiefer eindringen will in den Sinn und das Gemüth des Mannes, der lese seine Briefe, die man sorgfältig gesammelt hat. Sie sagen mehr als irgend ein Biograph zu sagen vermag. In ihnen erkennt man neben dem Staatsmann und Gelehrten, den Menschen und den Bürger.

VII.

Erasmus.

(S. 189.)

Folgendes sind die Hauptmomente seines Lebens.

Er wird — ein Kind der Liebe eines jungen Holländers Peter Gerards zu der Tochter eines Arztes — zu Rotterdam 1467 gebohren. Anfangs Chorknabe in Utrecht; dann auf der Schule zu Deventer; früh ausgezeichnet durch seltnes Talent. Im 14ten Jahre elternlos, wird er, von harten Vormündern zum geistlichen Stande gezwungen, im 17ten in ein Kloster bey Gouda aufgenommen. Vom Klosterzwang durch den Erzbischof von Cambray befreyt, geht er 1496 nach Paris, studirt Theologie und kommt durch Unterricht mit einigen Engländern in Verbindung, macht auch 1497 eine Reise nach England; von da zurückgekehrt nach Italien. Große Anerbietungen, selbst von dem Pabst, lehnt er ab, zieht einen Ruf nach England vor, und lehrt — von Heinrich VIII. hoch geehrt — seit 1509 in Oxford die griechische Sprache. Bald kehrt er auch von da, jedem beschränkenden Verhältniß abgeneigt, wieder zurück, wählt Basel, wo ihn enge Freundschaft, besonders mit dem gelehrten Buchdrukker Frobenius verbindet, zu seinem Aufenthalt, und benutzt mit wenigen Unterbrechungen, in dieser Stadt fast das letzte Drittel seines Lebens zu gelehrten Arbeiten und Correcturen. Hier starb er 70 Jahr alt, im J. 1536.

Wie sehr er den Reformatoren in die Hände gearbeitet, ohne sich bestimmt für sie zu erklären, lehrt jede unparteyische Geschichte seines Lebens und die nähere Kenntniß seiner Schriften. Zu vergessen ist nicht,

daß

daß er von einer äußerst schwachen Gesundheit und zwischen 50 und 60 Jahr alt war, als Luther und Melanchthon in voller Kraft ihr kühnes Werk betrieben.

Die Burignysche Vie d'Erasme, hat sehr in der deutschen von Henke besorgten Uebersetzung gewonnen. Reiche Materialien liefert Bayle im Dictionnaire. Kurz, aber interessant, und ohne Parteylichkeit gerecht, ist eine kleine nicht zu übersehende Schrift: „Nicht Erasmus, sondern Luther! Analekten aus dem Leben beyder Männer, von A. G. Kottmeyer. Bremen 1821."

Die merkwürdige Stelle, auf welche sich S. 189. Anm. die Erwähnung Dürers bezieht, fand ich in dem höchst anziehenden Reisejournal dieses trefflichen Mahlers, welches in C. G. v. Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur 7. Th. S. 58. mitgetheilt ist. Dürer befand sich im J. 1521 eben in den Niederlanden zu Antwerpen, als die Nachricht von Luthers Verhaftung unweit der Wartburg einging. Gleich anfangs hatte er den wärmsten Antheil an allem, was durch den großen Reformator geschehn war, genommen, und da er ihn verloren gab, so wünschte er um so inniger, daß ein ihm ähnlicher Mann sein begonnenes Werk fortsetzen und vollenden möchte. Dazu schien ihm Erasmus vor andern geschickt, den er auf dieser Reise auch persönlich kennen gelernt und ihm einige seiner Arbeiten geschenkt hatte. Darüber nun läßt er sich in jenem Journal folgendermaßen in der Mundart seiner Zeit vernehmen:

„Am Freytag nach Pfingsten im 1521 Jar, kam mir Mähr gen Antwerpen, daß man Martin Luther so verrätherlich gefangen hett, denn do ihm des Kaisers Karols Herolt mit dem kaiserlichen Glait war zugeben, dem ward er vertrauet, aber so bald in der Heroldt bracht bey Eysenach in ein unfreundlich Orth, sagt, er dörfte sein nit mehr, und ritt von ihm. Alsbald waren 10 Pferd do, die fürten verrätherlich den verkauften frommen mit dem heyligen Geist erleuchteten Mann hinweg, der do war ein Nachfolger des wahren christlichen Glaubens, und lebt er noch, oder haben sie ihn gemördert, das ich nit weiß, so hat er das gelitten umb der christlichen Wahrheit willen, und umb daß er gestrafft hat das unchristliche Pabstthumb, das do strebte wider Christus Freylassung mit seiner grossen Beschwerung der menschlichen Gesetz, und auch darumb daß wir unsers Bluts und Schweiß also beraubt und ausgezogen werden, und dasselb so schandlich vom müssiggehenden Volck lesterlich verzehret wird, und die durstigen krancken Menschen darum Hungers sterben, und sonderlich ist mir noch das schwereste, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen blinden Lehr will lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie Vätter nennen, erdicht und aufgesetzt haben, dadurch uns das köstlich Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird, oder gar nicht fürgehalten.“

Dann ergießt Dürer sich noch weiter in den Klagen über den harten Druck des Pabstthums, rühmt das Licht, welches schon durch Luthers Schriften verbreitet worden, und fährt dann fort:

„O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfür das heylig Evangelium so clar furtragen? Ach Gott, was hett er uns noch in 10 oder 20 Jahrn schreiben mögen!

O ihr alle fromme Christenmenschen, helfft mir fleissig bewainen diesen Gottgeistigen Menschen, und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchten Mann send.

O Erasme Roterodame, wo wiltu bleiben? sieh, was vermag die ungerecht Tyranney der weltlichen Gewalt, der Macht der Finsterniß? Hör du Ritter Christi, reuth hervor neben dem Herrn Christum, beschütz die Wahrheit, erlang der Märterer Cron! Du bist ja schon ein altes Menniken. Ich hab von dir gehört, daß du dir selbst noch zwey Jahr zugeben hast, die du noch tügest, (taugest) etwas zu thun, dieselben leg wohl an, dem Evangelio und dem wahren Christlichen Glauben zu gut, und laß dich dann hören, so werden der Höllen Porten, der Römisch Stuhl, wie Christus sagt, nit wider dich mügen, und ob du hie gleichförmig deinem Maister Christo würdest, und Schand von den Lügnern in dieser Zeit leidest, und darumb ein klein Zeit desto eher stürbest, so wirstu doch ehe aus dem Todt ins Leben kommen, und durch Christum clarificirt. Dann so du aus dem Kelch trinckest, den er getruncken hat, so wirstu mit ihm regiren, und richten mit Gerechtigkeit die nit weißlich gehandelt haben. O Erasme, halt dich hie, daß sich Gott dein rühme, wie vom David geschrieben steht, dann du magsts thun, und fürwahr du magst den Goliath fällen, denn Gott stehet bey der Heyligen Christlichen Kirchen, wie er ja unter den Römischen stehet nach seinem göttlichen Willen, der helff uns zu der ewigen Seeligkeit, Gott Vatter, Sohn und heyliger Geist, ein Ewiger Gott, Amen."

VIII.

Holländische Literatur.

(M. s. S. 205.)

Da nur Wenige Gelegenheit haben möchten, manche in Holland über die Nationalliteratur erschienene, zum Theil sehr wortreiche und weitausholende Werke zu vergleichen, z. B. A. Ypey Beknopte Geschiednis der neederlandsche Tale. Utr. 1812 u. f. und J. d. Vries Proeve eener Geschiednis der neederduitsche Dichtkunde. Amst. 1810. 2 Th., so sind die Notizen desto willkommner, welche man darüber in J. G. Eichhorns Literärgeschichte der drey letzten Jahrhunderte, Göttingen 1814. findet.

Um das, was seit dem J. 1804 und dem nächstfolgenden in Holland erschienen ist, hat sich unser unermüdeter Literator, Hr. Prof. Ersch, durch die in der Allgem. Liter. Zeitung seit 1806 befindlichen, aus den besten holländischen Journalen geschöpften, Uebersichten ein großes Verdienst erworben, und es ist um so mehr zu bedauern, daß diese Uebersichten in den späteren Jahrgängen nicht fortgesetzt wurden, da nur holländische literarische Zeitschriften in Deutschland zu den Seltenheiten gehören.

IX.

Nachtrag

zu den

Bemerkungen über die holländischen Universitäten.

(M. s. S. 214.)

Die oben mitgetheilten Nachrichten bezogen sich größtentheils auf den Zustand der gelehrten Anstalten, wie ich ihn im J. 1806 fand. Seit der neuen Ordnung der Dinge, welche mit der Rückkehr des Hauses Oranien in seine alten Rechte, und seit der Begründung eines Königreichs, welches die gesammten Niederlande umfaßt, eingetreten ist, hat sich auch in der Verfassung der Universitäten vieles verändert.

Ueberhaupt ist die Zahl derselben in dem ganzen Königreich auf sechs bestimmt. Leyden, Utrecht, Gröningen für die nördlichen Provinzen; für die südlichen Gent, Löwen und Lüttich. Was sonst diesen Namen führte, z. B. Harderwyk ist entweder aufgehoben, oder in höhere Schulanstalten verwandelt.

Es ist ferner eine ganz neue Organisation eingetreten. Einen vorzüglichen Antheil daran, schreibt man dem geistvollen und liberalen Professor der Rechte in Leyden, Hrn. Kemper, als Mitglied der Ständeversammlung, zu, dessen Bekanntschaft ich

bey meiner Durchreise nach England zu machen die Freude hatte.

Hiernach sind itzt auf jeder Universität fünf statt vier Facultäten; indem man die philosophische getheilt hat, so daß die eigentliche Philosophie, die alte und neue Literatur und die Geschichte der literarischen, die Mathematik und die Naturwissenschaften der philosophischen Facultät angehören.

Dadurch hat sich auch die Zahl der Professoren bedeutend vermehrt. Der Besoldungsetat ist ebenfalls erhöht und kein Professor unter 2000 Gulden angesetzt.

Der gewöhnliche akademische Cursus ist auf fünf Jahre berechnet. Die beyden ersten Jahre sind auf Vorlesungen über die Gegenstände der vierten und fünften Facultät beschränkt. Wenn diese vorschriftmäßig gehört sind, wird der Student Candidat, und dann erst geht er zu einer der drey andern Facultäten über. Ausnahmen davon, etwa bey den Medicinern, sind selten.

Auch ist Gesetz, daß in jedem Collegio wöchentlich ein Tag zu einem Examinatorium bestimmt wird, und daß alle große Examina öffentlich sind. Daß alle diese und ähnliche Einrichtungen Tadler und Lobredner finden, ist das Schicksal alles Neuen und Ungewohnten. So viel ich aber weiß, ist man im Allgemeinen auch von dieser Seite mit der gegenwärtigen Regierung ungemein zufrieden, um so mehr, da, wenn

die Niederlande französisch geblieben wären, fast alles Bestehende eine gänzliche Umgestaltung erfahren und auf französischen Fuß gesetzt seyn würde. Itzt nähert sich die Verfassung in der Hauptsache der Verfassung unsrer deutschen Universitäten, welche man auch sichtbar in den neuen Anordnungen ins Auge gefaßt hat, indem mehrere der Wortführer bey der neuen Organisation, vormals selbst in Deutschland studirt hatten.

X.

Friedrich Heinrich Jacobi.

(S. 236.)

Auch hier nur eine kurze Andeutung der Hauptmomente seines Lebens.

Sein Großvater war Landprediger bey Göttingen. Dieser hinterließ zwey Söhne, wovon der ältere als erster Geistlicher in Celle stand, der andere als Kaufmann in Düsseldorf durch Thätigkeit und glückliche Familienverhältnisse einheimisch ward. Auch dieser hatte zwey Söhne. Der ältere war der bekannte Dichter J. G. Jacobi, Gleims enger Freund, eine kurze Zeit Professor in Halle, dann in Freyburg. Der jüngere Friedrich Heinrich ward der Handlung bestimmt, doch zugleich fast wissenschaftlich gebildet. Eine Reise nach Genf befestigte die schon frühere Neigung, sich ganz den Studien zu widmen. Früh durch eine glückliche Ehe, und Verbindung mit einer

ausgebreiteten Familie in Aachen ganz unabhängig, ward seine gelehrte Bildung, da er keine deutsche Universität besuchte, ganz sein eignes Werk. In den J. 1760—1780 bewohnte er bald Düsseldorf bald das friedliche Landgut Pempelfort, wo sein Haus der Sammelplatz vieler der edelsten und gebildetsten Zeitgenossen ward. — Nur die Stürme des Krieges konnten ihn bestimmen diesen Wohnsitz zu verlassen. Er wählte erst Hamburg und Wandsbeck, dann Eutin zehn Jahre lang zu seinem Aufenthalt. Itzt folgte er dem Ruf an die schön aufblühende Akademie der Wissenschaften zu München. Nicht lange darauf ward er Präsident derselben. Er starb im May des Jahres 1819.

Die Geschichte der Philosophie muß seine Verdienste um die Wissenschaft entwickeln und würdigen, und den eigenthümlichen Weg nachweisen, den er sich selbst gebahnt hatte. Manches darüber, wenn gleich das große Thema nicht erschöpfend, enthält die Schrift: F. H. Jacobi nach seinem Leben, Lehren und Wirken, von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch. München 1819.

Seine sämmtlichen Werke hat er selbst seit 1812 zu sammeln angefangen. Drey Bände erschienen bis 1816. Während der 4te gedruckt wird starb er. Des 4ten 1ste und 2te Abth. besorgte Köppen 1819. Die 3te und 4te Abtheilung, welche den höchst interessanten Briefwechsel mit Hamann und andern Gelehrten enthält, Friedrich Roth im Jahr 1820.

Von seiner Philosophie urtheilt er selbst in der letzten, kurz vor seinem Tode geschriebenen Vorrede zum 3ten Theil:

„Meine Philosophie bekennt sich durchaus zur unsichtbaren Kirche. Wer für sie einen guten Kampf gekämpft, hat das Beste gethan und für das Höchste aller Zeiten gewirkt. Bin ich dazu berufen gewesen, den rein-

sten innigsten Geist der Philosophie gegen den mannichfach wechselnden und Aeußerliches emporbringenden Buchstaben neuer Zeitarten zu vertheidigen, und ist mir dieses in so weit gelungen, daß ich gegenwärtig mehr befreundete Denker in Deutschland zähle, als einst am Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn, so habe ich genug gelebt.“

„Herr! Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“

XI.

(Nachtrag zu S. 248.)

In der Mosheimschen Kirchengeschichte, fortgesetzt von J. R. Schlegel, 6. Bd., findet man folgenden Bericht von der Ronsdorfer Secte, welcher jedoch in einzelnen Zügen von der Jungschen Erzählung im Theobald abweicht.

Der Urheber dieser Secte war Elias Eller, zuerst ein Bandfabrikant zu Elberfeld, hernach Bürgermeister des — vornehmlich auf seinen Betrieb erbaueten — Städtchens Ronsdorf in dem Herzogthum Berg — ein feuriger Bauernsohn, von großem Hang zum Wunderbaren und zur Schwärmerey, dessen Kopf durch das Lesen der Schriften von Jacob Böhm, Pordage, Leade, der Berlenburger Bibel, der geistlichen Fama, und besonders der Apokalypse in Unordnung gebracht war. Er heirathete zuerst eine Witwe, mit welcher er ein ansehnliches Vermögen bekam. Er fing aber bald an, seine Frau des Umgangs mit dem Teufel zu beschuldigen. Weil

sie schwächlich wurde, so nahm er Anna von Buchel, eine Beckerstochter, zu sich, die von ihm mit schwärmerischen Ideen erfüllt war, und bestimmte sie neben der Seinigen, die er für die Babylonische Hure erklärte, zur Ehefrau. Die erste nannte er Vasti, die andere Esther, ließ sich auch nach dem Tode der Ersteren mit der Esther trauen, nannte sie die Zionsmutter, sich aber den Zionsvater, weil von ihnen das Reich Gottes ausgehn sollte. (Nach Jung erwartete man, da sie schwanger ward, einen neuen Weltheiland. Doch starb das Kind. (So hätten wir hier eine zweyte Southcott, von der im zweyten Theil dieser Schrift S. 93 ff. geredet ist.) Diese schwärmerische Komödie begünstigte der reformirte Prediger zu Düsseldorf, Wülfing, der hernach nach Ronsdorf berufen wurde, nebst einigen andern Geistlichen. Man gab vor, die Esther werde von dem heiligen Geiste getrieben, sie sey das apokalyptische Weib mit der Sonne bekleidet; seine mit ihr gezeugten vier Kinder seyen von Gott unmittelbar gezeugt — und Eller selbst sey der Edle Luc. 19, 12. ein andrer Serubabel, und ein untrüglicher Ausleger der Schrift, in dessen Namen und durch welchen allein Gott Gebete erhöre. Auch der äußerliche Aufzug Ellers und seiner Frau war diesem Vorgeben gemäß. Des Abendmahls enthielten sich seine Anhänger ein ganzes Jahr lang, und gaben vor, das Brodt und der Wein, die sie bey Ellers Mahlzeiten aus seinen Händen empfingen, seyen weit kräftiger. Dagegen aber hielten sie Liebesmahle, bey welchen sehr schändliche Dinge vorgegangen seyn sollen. Seine Anhänger, die er durch seine Schrift unter dem Titel Hirtentasche, durch mündlichen Umgang und Briefe zu vermehren wußte, waren in drey Classen und Grade eingetheilt; die von der ersten Classe hießen die im Vor-

hofe, die zweyte Classe hießen die an der Schwelle oder Standespersonen, und die dritte Classe die in den Tempel Gehörige oder Geschenkte. Es ist zu verwundern, daß diese wüste Schwärmerey, die von 1726 an bis 1749 getrieben wurde, unentdeckt blieb, bis endlich ein gewesener Candidat, der eine Zeitlang Kaufmannschaft zu Ronsdorf getrieben hatte, Joh. Werner Knevels, die Sache bey der Synode zu Wald anzeigte; da denn von dem Consistorium zu Elberfeld und hernach auch von verschiedenen reformirten Synoden Untersuchungen angestellt, und die, welche an der Secte Theil genommen hatten, von der Gemeinschaft der reformirten Kirche ausgeschlossen wurden. Da die Ronsdorfer alles für feindselige Erdichtungen ausgaben: so wurde eine Königlich preußische und kurpfälzische Commission niedergesetzt, welche urtheilte, die Wahrheit der meisten Anklagen erhelle aus den Acten, die Ronsdorfer seyen mit Recht durch die Synode von Bergen von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden, und auch ohne Bezeugung wahrer Reue über ihre Irrthümer und Laster nicht wieder aufzunehmen; und der Spruch der Commission wurde auch 1754 von dem Könige von Preußen bestätiget. Nach dem 1750 erfolgten Tode Ellers entstand ein Streit zwischen Wülfing und dem andern Ronsdorfischen Prediger Schleyermacher. Dieß verursachte, daß viele von dieser Gesellschaft abtraten. Wülfing bekam endlich eine Stelle in dem Zuchthause zu Düsseldorf; da dann die ganze Rotte endlich sich zerstreute, und der Rest der Gemeinde den Ellerschen Irrthümern feyerlich entsagte.

Man vergleiche über den Gegenstand: Acta H. E. B. XIV. S. 903 ff. B. XVII. S. 906. — Gräuel der Verwüstung an heil. Stätte, oder die Geheimnisse der Bosheit der Rons-

dorfischen Secte. Frankf. und Leipzig 1751. 8. Joh. Werner Knevels entdecktes Geheimniß der Bosheit der Ellerianischen Secte zu Ronsdorf. Marb. 1751. 8.

D. Jung in seinem Theobald oder die Schwärmer (Th. 2. S. 13 ff.) beschreibt ihre Geschichte unter dem Namen der Kollerischen Secte, hat aber — setzt Schlegel hinzu — vermuthlich bey einigen Umständen sich der Freyheit eines Dichters bedient; wenigstens ist von vielen Nebenumständen nichts in den gedruckten Acten enthalten.

XII.

Bittschrift

der

Stände und der Landbewohner der Grafschaft Mark, an den König von Preußen, im Jahr 1806,

aufgesetzt von J. F. Möller.

Ew. Königl. Majestät nahen sich, voll Ehrfurcht und Vertrauen, mit uns, der süderländischen Gebirge und der Grafschaft Mark Bewohner, in einer Lage, der ähnlich, darin sich einst unsere Voreltern an den großen Kurfürsten wandten.

Bey einer Wendung der Unterhandlungen des westphälischen Friedens, war — so scheint es — von Abtretungen und Vertauschungen die Rede, welche unser Gebirgsland mit betreffen sollten. Damals ertheilte der Unsterbliche unsern, darüber bestürzten Vätern (Cleve 1647, den 31. März) das ehrenvolle Zeugniß und die theure Versicherung:

Daß die Einwohner des märkischen Süderlandes und deren Vorfahren, Seiner löblichen Vorfahren, der Herzoge von Cleve und Grafen von der Mark, erste und

gehorsamste Unterthanen, seit vielen hundert Jahren her, gewesen wären. Darum sollten sie und ihre Nachkommen, von Ihm und Seinen Nachfolgern, nun und zu ewigen Zeiten, weder abgetreten, noch verwechselt u. s. w., sondern immer und alle Zeit, bey Seinem Hause, im Besitze ihrer Rechte und Freyheiten erhalten werden.

Es sind siebenhundert Jahre, da Graf Adolph der Erste, von Atena — Ew. Königl. Majestät, von mütterlicher Seite, Ahnherr — in unserm Gebirge, auf einem kleinen rauhen Erdtheile, aus der Nacht der Zeiten hervortrat. Seitdem haben unsere Berge unter keiner andern Hoheit und Herrschaft, als der seiner Nachkommenschaft, gestanden.

Diese ward, durch Weisheit, Heldengeist, Gerechtigkeit und Glück, im Mittelalter, groß und mächtig. Unserer Vorfahren Arm und Blut war, vor allen andern, dabey wirksam. Dafür ist die Grafschaft Mark dem Hause Graf Adolphs, unter allen seinen Besitzungen, immer die liebste gewesen.

Es war auf dem Wege, zu Thronen, als sein Mannsstamm, im letzten Clevischen Herzoge, erlosch. Durch Schmeicheln und Drohen suchte das mächtige Oestreich, unsere Voreltern vom Blute Graf Adolphs abzulenken. Aber sie widerstanden und warfen sich frey, kühn und freudig dem, damals schwachen, Hause Brandenburg in die Arme; denn es stammte aus dem angebohrnen Fürstengeschlechte und war, unter allen Bewerbern, der nächste rechtmäßige Erbe.

Schweigend übergehen wir die langen und schrecklichen Drangsale, welche deshalb unser Land von den Spaniern erduldet hat, und die Ludwig der Vierzehnte ihm verursachte, weil es dem großen Kurfürsten und seinem Sohne (Friedrich dem Ersten) gehörte. Standhaft übernahmen sie unsere Vorfahren, für ihr geliebtes Haus Brandenburg, mit dem sie stehen und fallen wollten.

Ihr Geist und Sinn ist auf ihre Nachkommen — alle Bewohner der Grafschaft Mark — vererbt. Sie

wären des Bluts der Väter nicht werth, die von denen stammten, welche Nord-Deutschlands Vormauer in den Römerkriegen waren, nicht werth des Bodens, den sie bewohnen, auf dem Hermann geschlagen, gesiegt und die Legionen vertilgt hat, wenn sie nicht dächten und fühlten, wie ihre Väter!

Wir verehren bewundernd die Wege des Ewigen, der uns, durch unsere Voreltern, vor zwey Jahrhunderten, dem Hause Brandenburg zugeführt hat. Dadurch ist unser Land ein Theil der Monarchie geworden, die durch eine Herrscherreihe, wie nie ein Volk sie hatte, von kleinem Anfange, eine der ersten und ehrwürdigsten der Erde ward.

Wir sind nie, wie andere Provinzen, von dieser Monarchie getrennt gewesen, sind nicht damals erst zu ihr gekommen, wie sie schon groß war. Wir waren mit die ersten und ältesten derselben, vom Anfange und immer, in der ehrenvollen Laufbahn. Wir dürfen uns gleicher Verdienste, um das heilige Regentenhaus und das heilige Vaterland, wie irgend der edelste Theil des letztern, rühmen.

Die Söhne unsers Landes waren, in allen Kriegen, des großen Königs, an seiner Seite; sie sind nie von den besten im Heere übertroffen worden. Ein großer, ehrwürdiger Theil, von ihnen, liegt begraben, auf jenen Schlachtfeldern, wo Er seine Siege — größer als die, mit denen manches glückverwöhnte Volk prahlt — errungen hat.

Dafür ist Preußens Ruhm der unsrige; dadurch haben wir, an des Vaterlandes Selbstständigkeit und Glückseligkeit, so gerechten und hohen Anspruch, als die Bewohner der Hauptstadt desselben; die Grafschaft Mark kann und wird so wenig je von der Monarchie getrennt werden, als eine der fünf Marken, darin jene liegt. Mit dieser Ueberzeugung, an die wir so fest, wie an unser Daseyn glauben, leben und sterben wir. Für den größesten Theil, der Einwohner der Grafschaft Mark, bedarf es, wie für uns, darüber keiner Versicherung.

Aber wo sind, in unsern verhängnißvollen Tagen, — ähnlich denen, darin der große Kurfürst zu unsern Voreltern sprach — nicht Schwache, die an dem bange zweifeln, daran man immer freudig fest halten sollte?

Wie zu der Zeit des westphälingischen Friedens, spricht man von großen Veränderungen, die über Nord-Deutschland unterhandelt werden; von Abtretungen und Vertauschungen, die vorzüglich unserm Kreise bevorständen?

Wir sind ruhig dabey! Denn wir wissen, das Wort, welches der große Kurfürst zu unsern Vätern gesprochen hat, gilt ewig! Das kann und wird keiner seiner erhabenen Nachfolger zurück nehmen. Am allerwenigsten jetzt, da auf dem preußischen Throne ein Monarch ist, der die Regierungsgrundsätze seines großen Ahnherrn und des großen Königs durchaus befolgt Ein Monarch, der — wie Kurfürst Friedrich Wilhelm — die Grafschaft Mark kennt und liebt, dessen erste und gehorsamste Unterthanen zu seyn unser edelster Stolz und unser edelstes Glück ist.

Dürfen wir ehrfurchts- und zutrauenvoll die Bitte wagen:

Daß Ew. Königl. Majestät, zur Beruhigung aller, die unter uns bekümmert sind, das heilige Wort des großen Kurfürsten, von neuem, der Grafschaft Mark verkündigen lassen.

War, da es, zum ersten Male, vor länger, denn anderthalb Jahrhunderten, in ihr erscholl, ein allgemeiner Dank und Jubel; eben so groß und vielleicht noch größer wird jetzt in ihr die Freude seyn.

Wir ersterben, mit der tiefsten Ehrfurcht, als

Ew. Königl Majestät

alleruntherthänigste, treugehorsamste

Hoym Unterthanen.

Amts Wetter, in der

Grafschaft Mark,

den 10ten März 1806.

Die Deputirten

der Stände und des platten Landes.

XIII.

Was wird aus der Religion werden?

(M. s. S. 258.)

So fragt seit dem, was in Frankreich und wohin dessen Revolution ihre Wirkungen verbreitet, geschiehet, der Eine höhnend, der Andere zweifelnd, der dritte zagend, je nachdem des Fragenden Gesinnung ist. Man sollte sich über das, was man Religion nennet, vorher bestimmt gegen einander erklären, dann ließe sich die Aufgabe leicht und beruhigend beantworten.

Nennt man Religion — jene Wahrheiten, davon kein Volk, es möchte denn, wie die Pescherähs, auf der untersten Stufe der Menschheit stehen, je den Eindruck ganz verloren hat — Gott, Vorsehung, Sittlichkeit und Unsterblichkeit, da kann man sehr ruhig seyn. Sie werden im Andenken der Menschen und Gegenstände ihres Glaubens, ihrer Moralität und ihrer Hoffnung bleiben; sie sind Bedürfniß für den Geist, wie Luft und Wasser für den Leib; kein Mensch, kein Volk hat sie ungestraft geleugnet. Die sie verworfen, wurden genöthigt, auf sie zurück zu kommen. Es bedarf weder der Ueberredung, noch der Gewalt anderer Menschen dazu. Stärker als diese predigt sie eine Empfindung im Innern, die wohl eine Zeitlang, aber selten auf immer schweigt. Nennt man Religion das — was der Stifter des Christenthums gelehrt hat — abgesondert von dem, was Menschen hinzugethan haben, da kann man wieder sehr ruhig seyn. Der diese Wahrheiten, Gebote und Verheißungen, nach dem Glauben des Christen (ein Glaube den kein

Hohn,

Hohn, kein Zweifel ihm, der seine bessernde und beruhigende Kraft aus Erfahrung kennt, zu rauben vermag) aus höheren Welten hervorbrachte und in sie zurückgekehrt ist, hat seiner Sache Aussicht, Schutz und Dauer versprochen. Er hat siebenzehn Jahrhunderte seine Zusage erfüllet, er wird am Abend des achtzehnten sein Wort nicht zurücknehmen. Sein Evangelium besteht wie die Natur, durch sich selbst. Es hat andere Stürme als die gegenwärtigen überstanden, es wird auch diese überstehn. Sein Geist ist lebendig und unvergänglich. Immer waren Menschen, immer werden Menschen (wenn auch nur wenige) seyn, für die das Christenthum Bedürfniß ist, die es achten und seine Kraft an sich erfahren werden. Unsichtbar, groß, herrlich ist das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit. Wer aus dieser ist, höret Christus Stimme. Wir dürfen (wie dunkel es jetzt ist, und würde es vollends Nacht) helle, glückselige Tage für Christi Reich erwarten. Sie sind ihm verheißen. Alles was wahr und gut ist, gehöret ihm an, und wird zu ihm sich einst sammlen. Ohne menschliche Macht ward das Christenthum gegründet. Es bedarf ihrer, sich zu erhalten, nicht. Sein Stifter bekannte vor seinem Richter: sein Reich sey nicht von dieser Welt, er habe und bedürfe keiner Diener die für ihn kämpfen. Er hat seine Sache keinem Großen der Erde, um sie mit dem Schwerdte zu schützen, empfohlen. Die für ihn meinten zu streiten, fochten für ganz etwas anderes, es mochte im Morgenland oder am Rheine seyn. Nie ward für echte Christusreligion ein Schwerdt gezogen und Blut vergossen, obgleich ihr heiliger Name unzählige Mal schnöde dazu gemißbraucht ward.

Nennet man Religion die Lehrgebäude, worin Secten und Schulen das Christenthum geformt haben, und woraus ein Christenthum hervorgegangen ist, das mehr oder minder und oft so sehr mit fremden Theilen versetzt ward, daß von seinem reinen Metall kaum etwas darin kenntlich blieb — auch da kann man sehr ruhig seyn. Diese Religion, diesem Christenthum, wenn man es so nennen will, ist nirgends eine unvergängliche Dauer verheißen. Es ist Menschenwerk, und trägt als solches den Todeskeim in sich, woran es früher oder später, langsam oder schneller dahinstirbt, oder seiner Verwandlung entgeneilt. Die Formen, darin Menschen das Christenthum aufstellten, sind nach Zeiten, Ländern, Staatsverfassungen u. s. w. verschieden; sie veralten und werden unbrauchbar, man bedarf ihrer nicht mehr, sondern neuer. Es war eine Zeit, worin vielleicht ein Gregor VII. nöthig, möglich und wirklich ward. Es wird eine Zeit höchst wahrscheinlich kommen, worin ein Pabst weder nöthig, noch möglich, noch wirklich seyn wird. Alles hat seine Periode. Ist diese vorüber, dann trägt's die Zeit zu Grabe, es kommt nicht wieder. Der Altar (man weiß was dieses in unseren Tagen oft gebrauchte Wort sagt), wird er alt, werden seine Steine morsch, wollen seine Fugen nicht mehr halten, will er stürzen, man lasse ihn, und stütze und flicke ja nicht an ihm, wie sehr auch die jammern mögen, die bisher vom Altare sich nährten. Ein neuer Altar wird aus dem Schutte des alten hervorgehn; was an diesem brauchbar ist, wird beym Bau des neuen nicht verworfen werden. In schönerer Form wird dieser dastehn. Zahlreich, willig, dankbar, froh, wird an ihm das Volk, das des Opferns auf der alten Trümmer längst müde war, Gott und den er gesandt hat, im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Das Christenthum bleibt! Sollte auch eine bestimmte Form und Partey aufhören, die Staatsreligion des einen und andern Volkes und Landes zu seyn. Das Christenthum selbst wird nichts dadurch verlieren.

Ob es diesem überhaupt Vortheil oder Schaden gebracht hat, daß man bey Verlust mancher bürgerlicher Vorzüge und Rechte, sich äußerlich zu ihm bekennen mußte, ist noch unentschieden.

Dadurch wenigstens wird ihm gewiß nicht wesentlich aufgeholfen, wenn, wie jetzt hin und wieder geschieht, Leute, die sich vorhin Jahre lang seines öffentlichen Bekenntnisses schämten, und es wohl gar verspotteten, sehr fleißig die Kirche besuchen, übrigens fortleben wie sie gelebt haben. Selbst der gemeine Mann, sobald er argwöhnt, woher die Veränderung kömmt, beobachtet nur genauer die Gesinnungen und den Wandel der Neubekehrten.

Ob die Staaten, wenn sie mit der Idee einer herrschenden Kirche bürgerliche Rechte verbinden, dadurch gewinnen oder verlieren werden, muß die Zeit lehren. Der Stifter des Christenthums zwang niemand, in seine Gesellschaft zu treten. Wer nicht in ihr bleiben wollte, den hinderte er nicht am Weggehn. Der Wahrheit, Besserung und Ruhe suchte, der fand sich zu ihm, hielt bey ihm aus und dem ward wohl. Wer auf andern Wegen sein Glück zu finden meint, der lasse das Christenthum wie es ihn läßt. Beyde gehören nicht für einander. Nur verhöhne er eine Sache nicht, die zahllosen guten Menschen ehrwürdig war und bleiben wird! Thut er es doch, dann ist seine Gesinnung schlecht, und er nicht werth ein Christ zu heißen.

Auch das äußere Bekenntniß des Christenthums wird bleiben. Wer wird sich aber einbilden, daß dazu eine

gewisse Kirchenpartey, sie nenne sich katholisch, lutherisch, reformirt, oder wie sonst, — und gerade die Fortdauer dieser bis zum Ende der Tage nöthig sey? Löseten sich die Bande, welche bis jetzt diese Gesellschaften zusammenhielten, der Aufgeklärte, echte Christ würde ruhiger Zuschauer und genauer Beobachter des Ganges der Vorsehung bey dieser Auflösung seyn. Er würde dankbar, das Gute, das er etwa in der Gemeinschaft der untergehenden Secte genossen hat, erkennen, er würde sicher und nicht vergebens warten, daß die besseren Menschen des untergehenden Bekenntnisses, sich zu einer neuen Verbindung zusammenthun und (unter was für Namen und Form, gleichviel) die Grundsätze des Evangeliums — gereinigter, als vorhin, bekennen würden. Der vernünftige protestantische Christ würde, wenn der größte Theil seiner Glaubensgenossen der Grundsätze des echten Protestantismus müde werden könnte (welches wohl so leicht nicht zu befürchten seyn dürfte) keinen Fürsten darum angehn: „Mit Gewalt die Leute beym Augsburgischen oder Helvetischen Bekenntniß zu erhalten.“ Dann aber, wenn gleichviel, was für ein Fanatismus, ihn und seine Brüder in die Fesseln des Unglaubens oder Aberglaubens, wider Willen schmieden, die Gewissensfreyheit durch Bannstrahl und Scheiterhaufen beschränken, und einen vorgeblichen Statthalter Gottes, oder eine Göttin der Vernunft, in dem unvernünftigen Sinne den wir erlebt haben, auf den Thron setzen wollte, dann würde er zu Gott und Menschen flehn, die heiligste Sache der Menschheit, die Freyheit der Gewissen zu retten, und ihr einen zweyten Gustav Adolph zu senden.

Retter deutscher Gewissensfreyheit! ich stand als Jüngling in einer stillen, schönen Sommernacht, die der Mond und die Sterne erleuchteten, an dem Feldstein, den die Landleute am Abend des Tages, da du bey Lützen fielst, an die Stelle da du sankst, hingewälzt haben. Welcher König kämpfte für eine schönere Sache? mich ergriff an deinem einsamen, einfachen Denkmal eine Empfindung, wie ich sie frühe schon hatte, die ich nie stärker, reiner, unvergeßlicher wieder erhielt, die mir viel gegolten, die mich durchs ganze Leben begleitet hat, die ich sterbend fest halten werde, die für mich längst in die volleste Ueberzeugung überging: daß Religion, Christenthum, daß rein-protestantische Grundsätze wahr und beglückend sind, daß sie sich auf der Erde unter allen Wechsel der Zeiten erhalten werden.

Geschrieben im Herbste 1798.

XIV.

(S. 269.)

Man hat, so viel ich weiß, noch keine Biographie der Fürstin Amalie Gallizin, die doch von so vielen Seiten höchst interessant seyn könnte, da sie selbst auf jeden Fall zu den merkwürdigen und in ihrem Kreise sehr einflußreichen Frauen unsrer Zeit gehört.

Die Freundschaft so hochgebildeter Männer und philosophischer Köpfe wie Fürstenberg, Hamann, Jacobi, Hemsterhuis, spricht allein schon für den Gehalt ihres Geistes. Einige Beyträge liefern die Briefe von ihr unter den Briefen des Letztern, so wie die Urtheile Jacobis, Hamanns, Goethes über sie. Aber dieß alles macht begierig, mehr von ihr zu erfahren. Was mir über die letzten Lebenstage mitgetheilt ist, zeigt bloß von einer durchaus religiösen Stimmung ihres Gemüths, das wohl schon den körperlichen Leiden zu unterliegen anfing. Noch leben genug ihrer nahen Bekannten. Da sie jedoch zu den neuen heftigen Angriffen auf sie, bey Gelegenheit des Stolbergischen Katholicismus geschwiegen haben, so scheint nichts von dieser Seite zu erwarten zu seyn. Auch könnte nur eine Biographie und Charakteristik sine ira et studio befriedigen. Aber wie schwer ist diese Aufgabe, besonders bey der Würdigung religiöser Charaktere, die jeder mit seinem Maaßstabe mißt.

Berichtigungen und kleine Zusätze.

S. 76. Wenn gleich in der Utrechter Union noch keine gänzliche Lossagung von Spanien ausgesprochen wurde, so legte sie doch den Grund dazu. Allmählig als das Joch immer drückender ward, gewann auch die Idee von Unabhängigkeit immer mehr Herrschaft. Im Jahr 1581 beschlossen die Staaten von Holland die Abschaffung des Königl. Namens und seiner Macht. Im Westphälischen Frieden spricht endlich Philipp IV. am 30. Januar 1648 die vereinigten Niederlande völlig von den Rechten frey, die die Könige von Spanien an ihnen gehabt hätten. Man sehe das Nähere in dem wichtigen Werk von J. M. Pestel von der Republik Holland, aus dem Lateinischen. Berlin 1784.

S. 78. Andere schreiben Maarsen. So

S. 79. Haarlem.

S. 80. lies S'Graveland.

S. 85. l. Kwispeldoor und Jagertje.

S. 86. Reitzeuge. Dieß ist ein Irrthum. Reitzeuge heißen alle Arten von Wagen und Fuhrwerk. Der Holländer hat kein besonderes Wort für Reiten. Rijden heißt im Holländischen eben sowohl Fahren als Reiten.

S. 89. Krayer im Holländischen Kruijers.

S. 91. So steht die Stelle in der alten Ausgabe der holländischen Bibel. Nach itziger Orthographie würde man schreiben:

Gy ziid myn Zoon
Heden heb ik u gegenereerd.

S. 101. l. Vuilniskarren.
S. 103. l. Peter Hein.
S. 127. l. Maatschappy.
S. 129. l. van Lennep.
S. 133. l. Kinker statt Klinker.
S. 150. l. Spaarde — Kliene — kon — aanlienlyke.
S. 154. gegen das Ende lese man:

Als Schöffer in geformten Erze,

S. 158. l. van den Ende.
S. 164. l. te Baater.
S. 168. unten l. Es war das Verdienst der Regierung, Musterschulen und Schulinspectionen zu verordnen.
S. 171. l. sehr lange statt eine Viertelstunde lange.
S. 175. l. in vier kleinen Stunden statt einer kleinen Stunde.
S. 176. „das Interesse verloren," dieß beruht auf einer Privatnachricht. Andere versichern das Gegentheil.
S. 182. oben l. 1583. st. 1584.
S. 186. l. auf einer Brücke am Markt. — Sie geht nicht über die Maas, wie fälschlich in mehreren gedruckten Nachrichten steht. Ihr näher fließt die Rotte, wovon der Name Rotterdam.
S. 191. l. Weiland.
S. 193. Herr Schröder steht itzt als Professor der Philosophie und Mathematik zu Leyden.
S. 195. st. Maas l. Waal.
S. 199. Krioelen. Statt Schreyen l. Wirbeln oder Wimmeln wie die Ameisen. Herr Prof. Lulofs in Gröningen hat in einer eignen, mir jedoch nicht selbst zu Gesicht gekommnen Abhandlung gezeigt, daß es den Holländern mit vielen deutschen Wörtern gerade so gehe, wie uns mit den holländischen. Manche, die bey uns im höhern Styl gebraucht werden, würde man dort kaum im gemeinen Styl zu gebrauchen wagen.
S. 200. l. zelfstandig — gebiedende — Schauwburg — Schauwtoneel.

S. 201. Griechische Metra.

Hier eine Probe einer alcäischen Strophe von Van Alphen:

Vorst der verschrikking! Vol van bekommernis
Ziet gij me treuren; daarge mijne egad rooft;
Haar wegvoert uit mijn liefdes armen
En ze laat leven in t' bevend harte.

Eine andre Probe von holländischen Hexametern aus Klopstocks Messias von Groeneveld sey folgende. Zur Vergleichung zuerst das Original. Die Seele des Judas Ischarioth wird von einem der Todesengel zum Gericht geführt.

Als er (Abaddonna) am fernen Himmel bey einem Hügel hinabsank
Kam an der andern Seite des Hügels ein bebender Schatten
Dunkler als Abaddonna's herauf. Die Himmlischen sahn ihn,
Und es sprach zu dem andern der Himmlischen einer: Wer ist er
Jener Verworfne, der dort von dem Hügel gegen uns herkommt?
Wie die Hand des Gerichts ihm seine Stirne gebrandmarkt,
Wie der ewige Tod den Gottverlaßnen entstellt hat!

„Fürchterlichster der Engel, vernichte mit diesem entflammten
Blitzewerfendem Schwerdte mich! Ach, zu dem ewigen Richter,
Führe zu seinem Throne mich nicht!" — Gehorch und verstumm du! —
Also gebot ihm der Todesengel.

Messias 9ter Gesang.

Als hy, verre aan den Hemel, by eenen Heuvel omlaag zonk,
Steeg, an de andere zyde des Heuvels, an bevende Schimme

Donkrer, dan Abadona omhoog. De Hemelſchen zagen
Haar, en zeiden de eene tegen den andren: Wie is toch
Die Verworpne, die ginds van den Heuvel tegen ons
aankomt?
Zie, hoe de Hand des Gerechts haar t' Voorhoft hebbe
gebrandmarkt,
En hoe de eeuvige God de van God verlaatne misvormde!

„Vreeslykſte aller Engien, verniel my met deezen ont-
vlamden
Blixemwerpenden Zwaarde! Ik beev voor den eeuwigen
Rechter!
Voor my toch niet naar zynen Troon!“ ... Gehoorſam!
verſtomm gy!
— Dus gebood hem de Engel des Doods.

S. 201. l. blikſem — misvormd — moordgedroeht — Zonnenglanſen.

S. 202. van Hooft — Huyens.

S. 204. l. Schwammerdams.

S. 215 Note l. d'entrer.

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerey des Waiſenhauſes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Kurzer Bericht
von dem
Königlichen Pädagogium zu Halle
einer
Lehr- und Erziehungsanstalt für Söhne aus wohlhabenden und gebildeten Ständen.

Diese Schul- und Erziehungsanstalt macht einen Theil der Stiftungen des unvergeßlichen Aug. Herm. Franke aus, und hat sich, bey allem Wechsel der Erziehungs- und Lehrmethoden, nun schon über ein Jahrhundert das öffentliche Zutrauen erhalten und über 3000 Zöglinge aus allen Ländern aufgenommen.

Bey dem Unterricht ist der Hauptzweck, gründliche Kenntnisse, nicht ein oberflächliches Wissen, zu befördern; alles was getrieben wird nach einer festen Methode zu treiben, und frühzeitig an regelmäßige Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Die Gegenstände des Unterrichts umfassen alles, was jungen Leuten, welchen man eine höhere Bildung zu geben und sie für die mannichfaltigen Berufsarten gründlich vorzubereiten wünscht, zu wissen nöthig ist. Da der größte Theil sich dem Studiren widmet, so machen die Humaniora selbst, theils die alten und neuen Sprachen, theils die Hülfswissenschaften, den wichtigsten Theil aus. Namentlich wird methodisch gelehrt:

I. Von Sprachen:
1) Die Muttersprache in 6 Classen; 2) die lateinische in 8; 3) die griechische in 4—5 Classen; 4) die französische in 6 Classen. — Für die englische und italienische ist Gelegenheit zum Privatunterricht, so wie für junge Theologen zum Hebräischen.

II. Von Wissenschaften:
1) Christlicher Religionsunterricht in 6 Abtheilungen, verbunden mit steter Lesung der heil. Schriften; 2) Arithmetik, Mathematik, Physik in 6 Classen; 3) alte und neue Geographie, desgleichen 4) alte und neue Geschichte in 6 Abtheilungen; 5) Theorie und Praxis des deutschen Styls, und 6) von den elementarischen Kenntnissen der Natur, so viel als für die Schule gehört.

III. Von mechanischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten: das Schönschreiben — Zeichnen — Musik — Tanzen — Drechseln.

Die Tagsordnung ist folgende:
Morgens ¾ auf 6 Aufstehn. Ankleiden. Gemeinschaftliches Morgengebet. 7—11. öffentliche Lehrstunden mit kurzen Pausen. 11—12. Freystunde. Tanzen. Drechseln. Musik. 12—1. Mittagsessen. 1—2. Freystunde. 2—4. öffentliche Lehrstunden. 5—7. Privatstudirstunden. 7—½8 Abendessen. — Vergnügungsstunden nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Sonnabend Abend gemeinschaftliche Abendandacht.

Ein Theil des Sonntags ist dem Besuch des Gottesdienstes gewidmet. Jeder kann sich zu der Kirche seiner Confession halten.

In Winterabenden werden zuweilen Declamationsübungen angestellt, und mit Abendgesellschaften gebildeter Familien verbunden.

Für die körperliche Gesundheit wird durch Diät, Bewegung, gymnastische Uebungen, und in Krankheitsfällen durch treue ärztliche Pflege und Wartung Sorge getragen.

Die Zöglinge wohnen und schlafen zu 3 und 4 in hinlänglich geräumigen Stuben und Kammern unter der Aufsicht der Lehrer an welche sie speciell gewiesen sind. Die Bildung des Charakters und der Sitten durch religiöse und moralische Mittel, namentlich wöchentliche und vierteljährige den Eltern zukommende Censuren, ist nächst dem Unterricht Hauptzweck der Anstalt.

Die Unkosten sind theils feststehende, theils veränderliche. Zu den ersten gehört:

1) Alles, was an die Anstalt für Unterricht, Aufsicht, Wohnung, Feuerung, Licht, Aufwartung gezahlt wird. Dieß beträgt vierteljährig 5 Louisd'or, oder jährlich 100 Rthlr. in Golde.

2) Der Mittags- und Abendtisch. Der erste kostet quartaliter 29 Rthlr. 6 Gr.; der zweyte 23 Rthlr. 20 Gr. in Preuß. Courant.

Zu den veränderlichen gehört die Kleidung, das Taschengeld (wöchentlich zu 16 Gr. bis 1 Rthlr.), die Schulbücher und Geräthschaften, Privatstunden u. s. w. Hierüber läßt sich nur bestimmt sagen, daß sie mit 46 — 50 Rthlr. quartaliter bestritten werden können.

Zu dem ganzen jährlichen Aufwand, der gewissen und ungewissen Ausgaben, kann man 350 Rthlr. annehmen. Jedoch gebrauchen die meisten 400 Rthlr., die Hälfte in Golde. Sorgen die Eltern selbst für Kleidungsstücke, so kann noch manches erspart werden.

Die beste Zeit des Eintritts ist Ostern und Michaelis; erforderlichen Falls auch Neujahr und Johannis. Das beste Alter ist zwischen 10 — 14 Jahren. Doch werden auch ältere Versäumtes nachholen und sich in den obern Classen für die Universität zweckmäßig vorbereiten können.

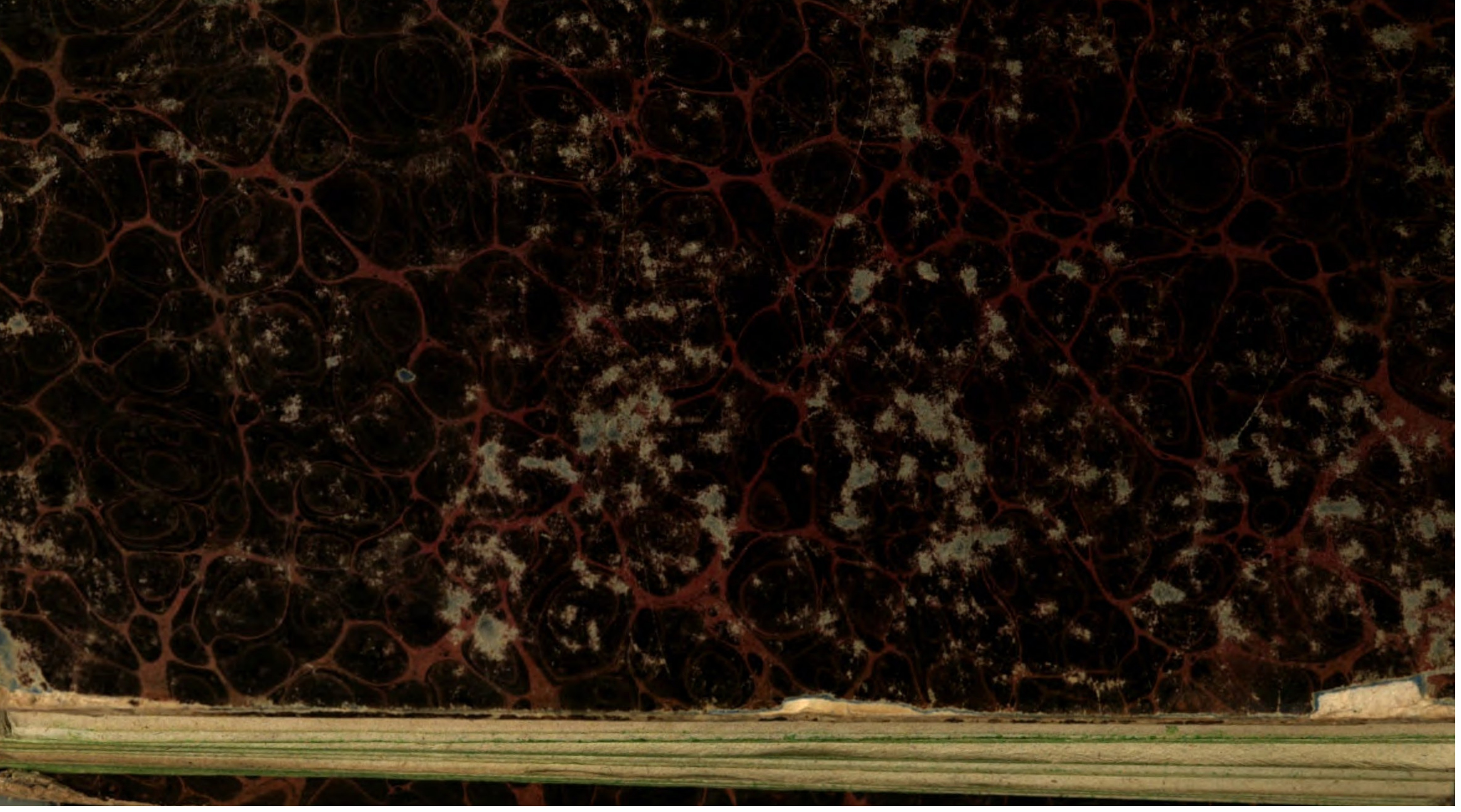
Seit mehr als dreyßig Jahren habe ich mich dieser Anstalt, der ich meine eigne Bildung verdanke, mit vorzüglicher Theilnahme gewidmet. Sehr bewährte Gehülfen und geschickte Lehrer, namentlich als erster Aufseher und erster Lehrer Hr. Professor Jacobs, stehen mir zur Seite. Eltern, welche uns ihre Kinder bestimmen, wollen sich ferner vertrauenvoll an mich wenden, und der treuen Fürsorge für sie gewiß seyn.

Halle. 1823.

Der Director des Königl. Pädagogiums

Dr. A. H. Niemeyer,

Canzler und Professor der Universität.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Niemeyer, August Hermann

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten funfzig Jahren
Bd.: 3

Halle ; Berlin 1823

It.sing. 709 p-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467639-2